Alexander Reuß

Verlorenes Licht

EX-
LIBRIS
AMERICAN FOUNDATION
FOR THE BLIND INC.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/verloreneslichts00vona

1891
FÜR ZEIT UND EWIGKEIT!

Vom gleichen Verfasser
sind im Selbstverlag erschienen
(Dr. Alexander Reuß, Schwetzingen i. B.)

Was spricht die tiefe Mitternacht?
Gedanken eines Blinden RM 3.—

Der Tempel der Blinden
Kurzgeschichten RM 3.—

Verlorenes Licht

Schicksal und Werden
des Berthold Reiff

Roman
von

Alexander Reuß

1933

Verlag von Eugen Salzer, Heilbronn

HV 2335
R cop. 1

Copyright 1933 by
Eugen Salzer in Heilbronn

Printed in Germany

Einband und Schutzumschlag zeichnete
Hans Bohn

Verlagsdruckerei Holzinger & Co., Stuttgart

Einleitung

Mit der Frühlingssonne bin ich heimgekehrt, in einer Stimmung, daß meine Briefe und Worte erfüllt sind von dem Duft, der die Bienen an die Arbeit lockt.

Auch für mich ist die Zeit der Arbeit gekommen. Sie birgt nichts Bitteres im Kelche meines Lebens. Denn sie hat mir geholfen, die Blindheit zu überwinden.

Während ich schreibe, überkommt mich Scham, von Dingen zu reden, die in uns sind und für die wir und andere nichts können.

Obwohl ich nicht sehe, weiß ich, daß das Licht heute blau über den Himmel fließt. — Wenn ich an solchen Tagen durch die Straßen gegangen bin, habe ich die Empfindung, als werde in meiner Erinnerung das durchwanderte Land zum sichtbaren Eindruck und in mir stiege das Blühen und Werden des Frühlings auf, als hätte ich es mit Augen geschaut.

Vielleicht ist dies innere Bild schöner, noch farbenreicher als das da draußen. Es schafft in mir eine Stimmung, die auch in uns entsteht, wenn wir ein Buch gelesen haben, das uns tief ergriff.

Ich weiß, in mir sind tausend Vorstellungen aus der Zeit, in der ich sah. Diesen Schatz bewahrt meine Seele. In jedem Jahr wird er wach, drängt in die Höhe, in das Bewußtsein, wird zu neuem Erleben, wenn der Frühling kommt.

Auch heute spielt sich mein Tag in diesem Lichte ab. Er ist nicht arm, ist auch nicht reich. Aber er ist mein — und sagt Ja zum ureigensten Wesen meiner Seele.

★

Des Lebens Geheimnisse entwickeln sich nicht auf weißen Blättern, wenn sie uns von dort auch manchmal herüberleuchten. Besser ist es, wir lernen sie in ihrer echten, vollen, farbigen Größe kennen.

Wovon ich erzählen will, ist der Eindruck, der mich heute erfüllte.

Wir lagen am Bergeshang, auf dem die Blütenbäume stehen, und träumten den Tönen nach, die aus Ferne und Nähe zu meinem Ohre drangen. Es war nicht nur Bienensummen, sondern auch sehnender Vogelsang und Menschenstimmen. Ganz in der Weite spielte eine brummende, leiernde Orgel, begleitete mit ihrem Baß die Drehbewegung eines Karussells, das man im Dorfe aufgestellt hatte, den heuer so plötzlich eingezogenen Frühling zu ehren.

Ich dachte an das alte Karussellpferd aus den Tagen meiner Jugend. Nicht an die kleinen, springenden, festgenagelten Pferde aus Holz, auf denen die Kinder sitzen und ihre Beinchen und Röcke im Winde wehen lassen, sondern an das klapprige, völlig verbrauchte Pferd, das im innern Kreis der runden Maschine eingespannt war, das zumeist auf beiden Augen erblindete. Sonst hätte es die ewige Drehbewegung nicht ertragen.

Auch Pferde können — wenn man einen Sinn für Tiere hat — unter dem Gesichtswinkel der Geistes-

Krankheit betrachtet werden. Aber das blinde Karussellpferd wird nicht irrsinnig. Es trabt vor sich hin, kommt hundertmal, tausendmal, millionenmal in seinem Leben an die gleiche, für das Pferd ewig neue Stelle, hört das Brummen der Orgel, die Schreie der Menschen, die es mit sich schleppt im runden Kreislauf, die es nie in die Irre führt, weil es in diesem Kreis kein Ziel und Ende gibt.

Armer, blinder Gaul und Schicksalsgenosse! Ich könnte Vergleiche ziehen zwischen dir und mir, zwischen dem Sinn deines und meines Lebens. Aber was hülfe es! Draußen brummt die Orgel des Lebens, tönen die Schreie der Menschen und Mitmenschen, welche die Lust des Lebens nicht anders zu benutzen wissen als dadurch, daß sie mit uns im Kreise laufen und sich schleppen lassen . . . Wohin? In das unbewußte Sein, das — wenn überhaupt — nur von wenigen überwunden wird in dem Bewußtsein eines Weiterexistierens der Materie, die gleicherweise den blinden Gaul und die Sonne mit ihrem Licht bedingt.

Was würden aber die Leute sagen, wenn der blinde Gaul, der täglich und stündlich seinen Rundlauf um eine hölzerne Achse macht, die für ihn der Mittelpunkt der Welt ist — wenn dieser Gaul, der die Sonne nur kennt, weil sie ihm auf das schäbig gewordene, enthaarte Fell brennt, eines Tages den Kopf höbe und in seiner Weise sagte:

„Ich höre die Sonne!" —

„Die Sonne tönt!?" . . .

Habt ihr je das Leben, das von Licht erzeugte Leben,

in euch und um euch brausen hören? Hat nie euer Herz und Wesen mitgetönt wie der Resonanzboden eines Saiteninstrumentes, das angerissen ward vom Finger des Werdens und Strebens um und in euch?

Es ist dies das Urphänomen der Einheit der Dinge, das immer den Sinn der Lebewesen zum Klingen bringt, der ihm offen steht. Es ist dasselbe, was Goethe im Faust meint, wenn er sagt:

„Die Sonne tönt nach alter Weise,
in Brudersphären Wettgesang,"

Das klingt sinnlos. Aber wenn der Frühling durch das Land und über die Erde geht, merke ich, wie der alte und bereits klapprig gewordene blinde Gaul in mir seinen Kopf hebt und der Sonne entgegenlauscht, wie er das Licht anbetet und weiß, die Sonne über ihm tönt in Brudersphären Wettgesang,

„und ihre vorgeschriebne Reise
vollendet sie mit Donnergang.
Ihr Anblick gibt den Engeln Stärke,
wenn keiner sie ergründen mag;
die unbegreiflich hohen Werke
sind herrlich wie am ersten Tag."

Versteht ihr, wenn ich trotz aller Blindheit zur Sonne bete, zum Licht, dem großen Bruder im Weltganzen, von dem auch ich und du Teile sind, und das wir in uns tragen seit Ewigkeit.

★

Es sind Wochen vergangen. Draußen blüht der Wein und streut Duftwellen der Hoffnung über das Laub, schöner als der schäumende Most im Herbste.

Ich sehe in dieser süßen Welle verborgener Schönheit die Hoffnung, die jede Jugend ausströmt — Versprechungen der ausgeglichenen Größe in Trachten und Denken, die Sehnsucht der Nachtigall, die den Verheißungen der Rose lauscht.

Ein Wort, eine Vorstellung genügt, mir die Vorgänge in der Natur und der Welt zurückzurufen. Und wenn diese Natur *meine* Welt ist, die sich von der Welt anderer unterscheidet, so habe ich über diesen Unterschied nie ein Bedauern empfunden.

Mir wird alles, alles zum Gleichnis dessen, was ich in mir trage und sagen will: ein und dasselbe Bild wird zum Ausdruck der verschiedensten Stimmungen. Ich baue mir ein All aus den Bausteinen, die die Schöpfung mir bietet — ein Paradies, ein Inferno, meine Wüste der Einsamkeit und mein Glück, das über den Strömen des Lebens schwebt.

Freilich: ich muß mich mit meiner Welt begnügen. Doch sie ist nicht kleiner als die Welt der Menschen, die sehen können.

★

Die Lust des Lebens und die Freude am Sein, so einfach sie sei, ist es, die den Nichtsehenden vom Abgrund seines Geschickes hinwegführt und ihn immer wieder das Licht suchen heißt, dessen Verlust ihn — von der andern Seite betrachtet — zum unglücklichsten Wesen unter der Sonne machen müßte. — Die großen Gesetze der Anpassung und Selbsterhaltung, die das Leben und die Geisteswelt zu ihrer Höhe geführt haben, sind auch hier stärker als Mensch und Schicksal.

Erster Teil

Es war Nacht geworden. — Weicher Fliederduft drang über die Mauern ehemaliger Klöster.

Die Pferde des Zweispänners trabten durch die stille Stadt. Das Lederwerk knirschte. Der Wagen schwankte in eine winklige Gasse, an alten Bauten der Dominikaner vorüber.

„Sehen Sie, Schwägerin", nahm der Prälat das Gespräch auf und wies mit der Hand durch das offene Wagenfenster, „das ist der Dom!"

Die Frau im Rücksitz neben dem Geistlichen und der schmächtige Knabe beiden gegenüber erblickten im Umriß der Finsternis hohe Giebel und schwarze Türme, die in der dunkeln Entfernung in den Himmel wuchsen. Darüber glänzten Sterne.

Eine graue Mauer schob sich vor die Blicke. Die Enge der Gasse legte sich um die Brust der Reisenden. Das Pflaster war uneben, die Räder stießen. Eine Laterne dämmerte in den Schlag.

Fast drohte das Gefährt zu stürzen. Da sagte der Geistliche: „Wir sind am Ziel."

Fliederduft drang auch hier über die Gartenmauer. Aus der Nacht stieg ein weißes Haus empor mit vergitterten hohen Fenstern.

Der Kutscher riß den Schlag auf. Zu einer schweren Eichentür führten zwei Sandsteinstufen. Gedämpfter Lichtschein drang aus dem Gebäude.

Der Prälat und seine Begleiter stiegen aus. Ein breites Tor hatte sich geöffnet. In der Tür erschien eine Frau von vierzig Jahren. Das Glühlicht des Hausganges machte ihr schwarzes Haar aufglänzen und zeigte die schönen Umrisse ihrer Gestalt.

„Base", sagte der Prälat wohlgelaunt, „hier bringen wir den kleinen Mann. — Schwägerin, das ist Martha Becker."

Forschend schauten sich die Frauen an, schweigend; aber der Knabe trat näher und reichte der Fremden die Hand. Martha Becker zog ihn in den Hausgang unter das Licht. Der Junge wurde ängstlich bei dem Forschen der blauen Augen. Er sah nichts als die Nähe der Wangen, auf denen sich kleine rote Flecken abzeichneten.

Noch ehe er sich recht klargeworden, drückte Tante Martha ihn an sich. Dann traten der Prälat und die Mutter hinzu, und die Schatten der Erwachsenen fielen über das Kind.

Weiße Flügeltüren öffneten sich geräuschlos, Licht flutete in weiten Räumen, feine Gerüche hingen in unbewegter Stille, und wie im Traum verlebte der Knabe den Abend und die Nacht im Hause des Oheims.

Als er am Morgen erwachte, fand er sich in einem mittelgroßen Zimmer. Die Vorderwand wurde von gotischen Fenstern eingenommen. An der Seite befand sich ein Wandschrank, geräumig genug, um in ihm schlafen zu können.

Die neue Umgebung, das Fremde und Schöne der

Kurie, in welcher sein Pate wohnte, alles ringsum grollte wie mit leisem Nachklang auf Berthold ein, obwohl er es in hellem Lichte sah.

Als er mit der Mutter in langer Fahrt abgereist war, hatte er sich keine feste Vorstellung von dem gemacht, was ihn erwartete. Den Oheim hatte er sich in Gedanken gemalt wie den blassen, schmächtigen Kaplan, der ihm vor der Abfahrt ein buntes Heiligenbildchen schenkte. Auf dem Bahnhof war ihm ein kleiner, starker Herr im Priestergewande entgegengetreten und hatte ihn auf beide Wangen geküßt.

Alles Weitere trat mit gewaltigem, umwälzenden Eindruck vor die Knabenseele, so daß ihr nichts entlockt wurde als das Gefühl, es sei unmöglich, hier zu wohnen und zu leben.

Berthold erinnerte sich an den gestrigen Abend. Sie hatten im Speisezimmer, einem unendlich hohen Raum, gesessen. Durch die beiden Fenster, groß wie Türen, hatte die Nacht gelugt und eine Hecke von doppelblättrigen Rosen.

Tante Martha hatte gesprochen und gesagt, der Gartensaal liege hinter der breiten Glastür neben dem Speisezimmer. In die Küche hatte er einen schnellen Blick geworfen und war erschrocken über den riesigen Rauchfang. Dort drängte sich Topf an Topf auf weißem Randbrett. Der Herd war von blitzenden Messingstangen umgeben. Rote Glut funkelte in blankem Erz, und ein blondes Dienstmädchen ging geschäftig über viereckige Fliesen, die wechselten: schwarz und weiß, schwarz und weiß.

Nach dem Imbiß waren sie hinaufgegangen in des Oheims Studierzimmer.

Alle waren niedergekniet vor einem Betpult, hinter dem sich ein Altar erhob. Dort hing das Kreuz aus Elfenbein und Ebenholz, groß und schmerzlich. Es war hell in dem Raum; Gasflammen glühten, am Altar flackerten Kerzen, an der Wand leuchteten die vierzehn Bilder der Leidensgeschichte Christi. Ein Strauß von Lilien, Narzissen und Pfingstrosen prangte grell unter einem bunten Marienbild.

Der Oheim betete vor — eine Litanei, in der wirre und seltsame Anrufe erklungen waren. Immer wieder hatten die beiden Frauen mitsamt dem Knaben gesprochen: „Bitte für uns! Erbarme dich unser!“ — Es war, als seien die Gebete in die Höhe gestiegen wie Rauchringe, empor zwischen den beiden rötlichen Flammen der Kerzen, vorbei an den ausgebreiteten Armen des Bildes aus Holz und Elfenbein.

Wie hatte es gelautet? — „Du Zuflucht der Sünder! Bitte für uns! — Du Arche des Bundes! Bitte für uns! — Du elfenbeinerner Turm! Bitte für uns! — Du goldenes Haus! Bitte für uns! — Du Königin des Himmels! —“

Wer war es, zu dem sie beteten, so lange, bis die Knie schmerzten?

Der Oheim hatte die Hand in eine Schale getaucht, die aus Glas und Gold bestand, hatte sie alle mit Wasser besprengt und gesegnet.

Nach der Andacht gingen sie durch das lichte Haus, durch mächtige Zimmer, Treppen hinab. Bangigkeit

erfaßte Berthold. Doch ging die Befangenheit vorüber, als sie in das Zimmer traten, in dem er nun lag.

Hell schien der Morgen auf die weißen Tapeten. Berthold träumte zum Fenster hinaus. Am blauen Himmel wiegte ein Birnbaum die Äste. Drüben dunkelten Mauern und Schieferdächer.

Der Knabe schlüpfte aus dem Bett und schob den Stuhl an ein Fenster. Unter sich gewahrte er den grünen Grashof mit schlanken Obstbäumen. In der Mitte lag der Brunnen neben dem Sandsteintrog.

Hinter dem Schauenden öffnete sich die Tür. Die Mutter trat ins Zimmer.

„Bist du munter?“ fragte sie und küßte den Jungen. Wasch dich und zieh dich an. Wir trinken im Garten Kaffee.“

Als Berthold kurz darauf eine Nebentreppe hinabgeführt wurde und in den Gartensaal trat, kam ihm das Haus noch heller und größer vor als am gestrigen Abend. Wieder empfand er nichts als das bange Gefühl seines Staunens.

Aus dem Saal mit kostbaren Bildern an allen Wänden, mit Blattpflanzen und bücherbedeckten Tischen führte eine Glastür auf die Terrasse, von grünem Rasen und Blumenbeeten umsäumt. Unter dem Fliederstrauch war ein weißer Tisch gedeckt. Vor den Fenstern erkannte Berthold die Rosenhecke. Ein hoher Kirschbaum mit gefüllten Blüten streute weiße Röschen auf den Sandstein und zwischen die Halme des Rasens. Grüne Büsche begrenzten den Blick und öff-

neten Aussichten auf weiter abgelegene Teile des Gartens.

Oheim und Tante saßen beim Frühstück. Schüchtern begrüßte Berthold beide. Es wurde wenig gesprochen. Der Geistliche sah einige Briefe durch, und das ehrerbietige Schweigen, das Tante Martha und die Mutter währenddessen beobachteten, erregte in dem Jungen ehrfürchtige Bewunderung.

Eine Kirchenglocke begann zu läuten. Es dünkte ihn, als töne sie unmittelbar aus dem Himmel.

Er schaute empor und bemerkte, daß sich drüben der Dom mit hohen Türmen erhob und von ihm aus die Klangwellen strömten.

Der Oheim legte die Briefe beiseite und wandte sich an den Knaben.

„Lauf in den Garten; du bekommst später ein eigenes Beet, das darfst du bepflanzen."

Berthold machte glänzende Augen und stand auf. Langsam stieg er die Terrassenstufen hinab und trippelte die Kieswege entlang — in der sauberen Ordnung, wieder von ängstlichem Staunen befallen. Pfingstrosen glühten aus tiefer gelegenen Beeten, und von der Seite zog sich eine graue Mauer ins Weite, von wildem Wein umrankt.

Währenddessen wandte sich der Prälat an seinen Gast.

„Jetzt Schwägerin", begann er, „müssen wir einiges bereden. Es handelt sich vor allem darum zu wissen, wie wir den Kleinen anzufassen haben. Ich werde ver-

suchen, etwas Tüchtiges aus ihm zu machen, und gerade deshalb müssen wir offen reden. Zugleich aber müssen wir von seinem Vater sprechen. Ist Ihnen bekannt, wo sich mein Bruder aufhält?"

„Soviel ich weiß", erwiderte die Gefragte in einiger Verlegenheit, „ist Urban mit Frau Rosinelli in Italien, ich glaube in Venedig. Er ist einer Ungelegenheit aus dem Wege gegangen, die mir außer dem Verhältnis zu jener Frau viele Unannehmlichkeiten bereitet. Er hat sich in Geldgeschäfte eingelassen, denen er in keiner Weise gewachsen ist. Ich habe versucht, die Angelegenheit in Ordnung zu bringen, ohne dazu imstande zu sein. Gerade diese Schwierigkeiten veranlassen mich, auf Ihr Anerbieten bezüglich Bertholds einzugehen."

Die Schwägerin entnahm ihrem Ledertäschchen einige Papiere. Der Geistliche überflog sie mit schnellen Blicken, während Martha Becker ihn voll Erwartung beobachtete. Darauf sagte er:

„Es ist eine der alten Geschichten. Es ist nicht Schlechtigkeit, was meinen Bruder immer wieder zu solchen Schritten verleitet, wohl aber Unvernunft und ungerechtfertigte Gutgläubigkeit. Dahinter steht die Leidenschaft seines Blutes. So war er stets. Er hat es nie vermocht, einem Einfluß, sei es im Guten oder im Bösen, zu widerstehen. Bücher und Menschen haben ihn seit seiner Jugend zu den abenteuerlichsten Handlungen verleitet, und seine Liebe zu Frau Rosinelli, seine ungebundene Neigung und das Kind mit ihr sind Glieder in der Kette dieses unruhigen Lebens. Ihm

fehlte die starke Hand, die ihn hätte führen sollen, als er jung war. — Über seinen Lebensgang sind Sie doch unterrichtet?"

„Nicht so sehr, als Sie vielleicht glauben", antwortete die Mutter Bertholds. „Urban spricht nicht oft und nur ungern von der Vergangenheit."

„Unsere Eltern", sagte der Prälat, „starben so früh, daß wir sie kaum gekannt haben. Verwandte übernahmen die Erziehung. Mein Bruder wurde von einem Vetter und dessen Frau aufgenommen. Die gutherzigen Leute ließen den Knaben ohne Strenge heranwachsen, weil sie glaubten, daß er sich so am besten entwickeln werde. Aber die Grundsätze der guten Alten wurden bitter enttäuscht. Als mein Bruder das dreizehnte Lebensjahr erreicht hatte, fiel ihm der Robinson Crusoe in die Hand, und eines Tages machte er sich mit einem Schulkameraden auf, um nach Amerika zu gehen, dort auf einsamer Insel eine Farm anzulegen und höchstenfalls mit Wilden zu verkehren. Man fand die Jungen nach wenigen Tagen ausgehungert und ohne Geld, als sie in einem hohlen Baum übernachteten. Nachdem man sich über die Ausreißer daheim ausgeweint, sie dann aber wegen der mißglückten Unternehmung ausgelacht hatte, schien für ein kurzes Jahr alles im Gleise. Doch der Drang und die Sehnsucht nach der Fremde waren bei meinem Bruder geweckt. Sein unruhiges Blut trieb ihn auf die See, das Ziel seiner Wünsche. Als Schiffsjunge machte er zwei Fahrten mit, kam krank nach Hause, hielt aber bei keinem Lehrmeister aus. Was sollte er nicht alles

werden! Bäcker, Metzger, Seifensieder — es war vergeblich. Endlich besuchte er eine Brauschule und bestand die Prüfung als Meister. Darauf nahm er — er war inzwischen mündig geworden — sein Erbteil, und wir verloren ihn aus den Augen. Erst durch die Nachricht von der Geburt Stefanietta Rosinellis und des kleinen Berthold kamen wir wieder in Verbindung mit ihm. Das heißt: ich traf ihn schon früher in Rom und hörte ab und zu in der bekannten Weise von seinem Aufenthalt in Italien und Deutschland, wenn er in Geldverlegenheit war. Aber von seinem Leben wußten wir nur wenig. Ich wurde der Taufpate Stefaniettas und Bertholds sowie seiner Schwester, und wir sind dann durch Sie auf dem Laufenden gehalten worden, Schwägerin."

Der Geistliche machte eine Pause und fuhr fort:

„Doch nun einiges über Ihren Sohn; denn um ihn handelt es sich jetzt in erster Reihe. Sie und Urban müssen mir naturgemäß freie Hand lassen. Die Erziehung und Nacherziehung wird zunächst Fräulein Becker in die Hand nehmen. Es ist vielleicht — nehmen Sie mir das nicht übel — manches nachzuholen. Wie steht es beispielsweise mit seinen religiösen Kenntnissen?"

Ein gewisser Trotz kam über die Mutter des Prälatenneffen, und mit einem Anflug von Sicherheit sagte sie: „Ich habe alles getan, was zum Vorteil des Kindes war. Berthold hat die Religionsstunden regelmäßig besucht."

Bei diesen Worten wurde sie rot, denn es fiel ihr ein,

daß der Junge den Unterricht oft versäumt hatte, um zu spielen.

Der Prälat machte eine Handbewegung und sagte: „Das will leider nicht viel heißen.“ Unter der Überlegenheit seiner Stimme und bei der Erinnerung an die versäumten Religionsstunden sank die Sicherheit der Mutter wieder zusammen.

„Wir werden das nachholen“, wiederholte der Schwager. „Zunächst wird meine Base ihn prüfen und ihn auf die erste Beichte vorbereiten, welche die Knaben seines Alters hier bereits abgelegt haben. Dann werden wir weiter sehen. Sie sind einverstanden?“

Wieder stieg der Trotz in Frau Hedwig auf, der sich mit Angst vermischte.

„Ja“, sagte sie zögernd, „aber wie denken Sie sich seine Zukunft?“

Der Geistliche sah sie scharf an. „Ich werde versuchen“, erwiderte er, „Berthold denselben Weg zu führen, den auch ich gegangen bin. Wenn er die erforderliche Reife zeigt, werde ich seine Ausbildung neben dem Gymnasium einer bischöflichen Erziehungsanstalt anvertrauen.“

Er machte eine Bewegung in der Richtung des roten Sandsteinbaues, der sich hinter den Gärten erhob.

„Und dann?“ fragte Hedwig.

„Das muß sich zeigen. Ich selbst war nach der Reifeprüfung acht Jahre in Rom, war auf der Nuntiatur in Wien, wurde vorübergehend Kaplan und kurz darauf Professor am Priesterseminar. Vor einigen Jahren ernannte mich der Bischof zum Domherrn und der

Papst zu seinem Hausprälaten — und so weiter."

Er schaute die Schwägerin wieder scharf an, während Martha Becker voller Bewunderung an den Lippen ihres Vetters hing. Darauf erhob sich der Geistliche, indem er bemerkte: „Wir werden noch darüber reden."

Und er verschwand in der Tür des Gartensaales.

Die beiden Frauen hatten sich beim Aufbruch des Verwandten erhoben und standen einander gegenüber, mit den Blicken die abgefallenen Röschen des veredelten Kirschbaums auf den Sandsteinplatten der Terrasse suchend.

Martha Becker hob die Augen und betrachtete die Frau Urbans, welcher ihr selbst einst — vor seinem Verhältnis zu Frau Rosinelli — eine Zukunftshoffnung bedeutet hatte. Ihre scharfen blauen Augen, die in Augenblicken der Erregung grün zu werden pflegten, glitten prüfend über die Gestalt Hedwigs, und die Hausfrau des Domherrn suchte in ihren Vorstellungen nach einem anknüpfenden und gemeinsamen Band. Sie dachte an Berthold; aber sie konnte nicht gleich eine Brücke finden, auf der sie zu der Fremden hinübereilen durfte, ohne ihr den Weg zu vertreten. Sie kannte den Vater des Kindes und dessen Leichtsinn, seine Leidenschaft zu jener Italienerin, die ihn eine Doppelehe führen ließ, seine fast krankhafte Veranlagung zur Unbeständigkeit. Und doch fragte sie sich jetzt, inwieweit die Frau, die ihr gegenüberstand und einer fallenden Kirschblüte nachträumte, mitverantwortlich sei an dem Wesen und der Unrast des Ver-

wandten, fragte sich mit einer unterbewußten Regung: „Wäre es auch so gekommen, wenn Urban . . . wenn ich . . ."

Doch drängte sie zugleich eine Empfindung, dieser Frau, welche Urban sich erwählt und die das freie Verhältnis zu Frau Rosinelli mit überwunden hatte, ihre Zuneigung entgegenzutragen. Aber sie fand die rechten Worte nicht. Sie ließ mit einem Seufzer den Arm sinken und sagte nur:

„Schauen wir nach dem Kinde . . ."

Hedwig jedoch dachte an den letzten Brief ihres Mannes. Darin stand, er sei im Begriffe, zurückzukehren und von Frau Rosinelli für immer zu scheiden. Er wolle sehen, ob er nicht in Süddeutschland Verdienst und die Möglichkeit eines beständigeren Lebens finden könne.

Die Mutter Bertholds kannte diese Briefe, die von Umkehr und beständigerem Leben redeten. Aber diesmal klammerte sie sich mit einer bewußten Hoffnung an die verschwommene Zukunft, die aus dem Schreiben blickte. Sie fühlte dem Prälaten und Martha Becker gegenüber Unbehagen in ihrer Seele. Es war Reue, ihr Kind jetzt hergeben zu sollen und die eigene Hand von ihm wegziehen zu müssen, auch für die Zukunft. Wollte der Domherr aus Berthold einen kirchlichen Würdenträger machen? Hatte das Kind dazu Neigung? Konnte man einen Menschen überhaupt zum Priester erziehen?

Sie hatte sich diese Fragen nie vorgelegt. Neben ihrem Unbehagen konnte sie das Gefühl des Stolzes

nicht unterdrücken, wenn sie sich vorstellte, daß ihr Sohn einmal im goldenen Gewande, in einer Wolke von Weihrauch schreiten werde. Zu einer klareren Vorstellung vom Berufe des Priesters kam sie nicht.

★

Während des Mittagessens zeigte Hedwig den Brief ihres Mannes dem Prälaten.

Der Geistliche nahm das Schreiben und las es aufmerksam, nachdem er die Brille abgenommen und mit der Hand die Augen beschattet hatte. — Nach einer Weile ließ er das Blatt sinken.

„Zu erwarten haben wir nicht allzuviel", sagte er ruhig.

Abermals stieg das Reuegefühl in Hedwig auf und der Wunsch, ihr Kind wieder mitzunehmen und selbst die Hände über es zu halten, so schlecht sie es auch vermochte. Ihr kam erneut der Gedanke: Wenn Urban für mich sorgte, ich würde den Jungen behalten. — Es war wie eine Erscheinung vor ihrem Geist; sie sah ihren Mann, den Knaben und sich in einer wohnlichen Stube beisammen, durch welche die Sonne helle Lichtwogen spielte.

Und Martha Becker blickte erstaunt und freundlich auf die Frau ihres Vetters, als diese leise und einfach sagte: „Glauben Sie nicht, es könne doch noch einen Weg geben, der Urban dauernd mit mir zusammenführt?"

„Ich will darüber nachdenken", war die Antwort, die von einem der wissenden Blicke begleitet wurde.

Der Prälat dachte an Frau Rosinelli und das Kind, das sie seinem Bruder geboren hatte. Er selbst hatte mancherlei Opfer gebracht, um dieser Nichte in Rom eine gute Erziehung angedeihen zu lassen, und hatte Stefanietta stets persönlich besucht, wenn er eine seiner Reisen nach Italien machte. — Er beendete diese Gedanken mit einer ruhigen Handbewegung, als halte er die Sache für abgetan, und wandte sich über den Tisch:

„Nun, liebe Schwägerin, noch ein wenig zu Ihnen. Wie steht es mit Ihrem eigenen Leben? Ich meine, mit dem inneren Leben und der Erfüllung der religiösen Pflichten?"

„Ach", meinte die Angeredete zögernd und errötend, „ich bete mein Morgen- und Abendgebet. Des Sonntags gehe ich, wenn ich kann, in die Kirche. Aber Sie wissen: die Kinder, der Haushalt, das Leben in einer andersgläubigen Umgebung . . ."

„Das ist es gerade, was ich meine. Haben Sie Ihre österliche Beichte schon abgelegt und das Altarssakrament dieses Jahres empfangen? — Das können Sie", fuhr er fort, als Hedwig schwieg, „hier in aller Stille nachholen. Denn wir wollen es in Ordnung bringen."

„Aber ich kenne hier keinen einzigen Priester", warf Hedwig ein; „oder denken Sie, ich solle bei Ihnen . . .?"

„Nicht doch, nicht doch!" versetzte der Geistliche mit Überlegenheit. „Wir wollen vor allem keine Geschmacklosigkeiten begehen, das ist so schlimm wie sündigen und kann nicht einmal so still verziehen werden. Ich kann Ihnen unseren Propst empfehlen. Sie dürfen ohne Scheu zu ihm gehen. Er ist Weltmann und Seelen-

kenner, der . . . nun, Sie werden sehen. Ich will ihn benachrichtigen. Sie verstehen."

Wieder folgte die abschließende Handbewegung und ein Schluck aus dem geschliffenen Glase.

Hedwig wagte keinen Widerspruch, obgleich ihr im Augenblick an einer Beichte so wenig gelegen war wie in den letzten Jahren überhaupt. Die Lehren ihres Glaubens waren nie tief in sie eingedrungen, in sie, die einer Mischehe entsprang, deren Kinder teils dem Glaubensbekenntnis des Vaters, teils dem der Mutter folgten. Die Form der Religion galt ihr aus diesem Grunde nichts, und sie vermengte in ihrer Glaubensbetätigung die verschiedenen Bekenntnisse, wie es ihr gerade gut schien. Hatte sie des Sonntags Zeit gehabt und Lust verspürt, eine Kirche aufzusuchen, so war sie in den ersten Jahren ihrer Ehe in die evangelische Kirche gegangen. Erst in der letzten Zeit, nach einem Wohnungswechsel, hatte sie wieder die katholischen Gottesdienste aufgesucht.

„Sie müssen mich entschuldigen", sagte der Prälat nach einer besinnlichen Weile. „Meine Arbeit — und vorher die Vesper . . . auf Wiedersehen. Martha, du nimmst dich der Schwägerin an."

Er legte das Mundtuch auf den Tisch und verließ die Terrasse.

Martha Becker blickte dem Vetter nach. Dann legte sie die Hand vertraulich auf Hedwigs Arm und sagte:

„Sie werden glücklich sein, die Bekanntschaft des Herrn Propstes zu machen. Er ist der Beichtvater aller Damen von Stand und der Berater unsrer Familien

in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten. Er stammt von der Grenze, es soll wallonisches Blut in ihm sein. Sprechen Sie frei zu ihm über alles, was Sie bewegt; er wird Rat wissen und stets eine geistige, feine Vermittlung kennen. Sprechen Sie auch von Urban. Der Herr Propst hat schon manches ausgeglichen, was zerrissen schien. Er hat getrennte Gatten zusammengeführt und den Frieden von Häusern wiederhergestellt, wenn er schwerer Gefahr ausgesetzt war. Sie gehen zu diesem Manne wie zu einem Besuche; wenn der Herr Prälat Sie angemeldet hat, wird sich alles von selbst ergeben. Vielleicht zeigt Ihnen der Propst zuerst seine Kunstsammlungen, um mit Ihnen bekannt zu werden, und findet dann leicht das rechte Wort und die Gelegenheit zur Beichte und zur Aussöhnung mit Gott."

Hedwig beschloß nach diesen Worten auch innerlich, den Propst aufzusuchen, denn eine gewisse Neugier hatte sie erfaßt.

★

Am folgenden Morgen, dem Pfingstsonntag, ging Berthold mit seiner Mutter in den Dom, um dem Pontifikalamt beizuwohnen. Der Prälat hatte ihnen einen Platz auf der Tribüne neben dem Chor anweisen lassen, von wo sie die Handlung aus der Nähe verfolgen konnten . . .

Tausend neue und fremde Eindrücke wirkten auch hier mächtig auf den Knaben ein.

Am Abend vor Pfingsten, dem Vigiltag des Festes, hatten die tiefen Glocken des Domes die Feier eingeläutet. Die Helenenglocke, die Hubertusglocke, ein Heer

von kleinem und mittlerem Geläut hatten die sieben Türme des Domes erzittern lassen. Selbst der Himmel mit seinem Abendrot und den Silberwölkchen schien zu zittern bei dem Schall dieser Töne, die in die Brust griffen und die Nerven anrissen wie Saiten, welche nachklingen, wenn der greifende Finger sie verlassen hat. Dazu hatten die Amseln auf den verdorrten Spitzen der Kirschbäume geschmettert, als würden auch sie von der Macht des klingenden Erzes zu vielfacher Kraft angefeuert, als wollten auch sie verkünden: Das Fest ist morgen, das Fest — ist morgen, das Fest! . . .

Noch am Abend des Pfingstsamstags waren einige Verwandte des Prälaten eingetroffen. Denn es war bekanntgeworden, daß nach dem Pontifikalamt der päpstliche Segen erteilt werden sollte, mit dem ein vollkommener Ablaß verbunden war.

Der junge Berthold war herzlich und lächelnd begrüßt worden — von Verwandten, von denen er nie eine Ahnung gehabt hatte. Da kam der Vetter des Vaters, der Weingutsbesitzer mit seiner Frau und den beiden Töchtern. Da war Großonkel René, geborener Franzose, der am Rhein deutschen Champagner verfertigte, mit seiner Tochter Antoinette, die in ihrer Mischung von französischem mit deutschem Wesen ein wenig derb wirkte.

Onkel René hatte seine Ankunft durch die Sendung eines Kistchens Schaumwein angekündigt. Er übte auf den Knaben durch den gebrochenen Akzent besonderen Reiz aus. Es war ein freundlicher, feiner Herr, der von dem Geplauder des Jungen kein Wort verstand. Er

nahm ihn bei der Hand und stopfte ihm den Mund mit ein paar „Zuckersteinchen".

Zuletzt war noch der Schwager Seifensieder mit Gattin und drei Jungen eingetroffen, ein wohlhabender Bourgeois, dessen Geschäft in ungehemmter Blüte stand und dessen Söhne sich durch Wohlanständigkeit bei Tisch und durch mundfertige Frechheit beim Alleinsein auszeichneten.

Alle hatten Unterkunft in der Kurie gefunden, und nun standen sie zusammen im Dom auf der Tribüne über dem langgestreckten Chor, dessen eingelegtes Gestühl von zweihundert Priesterseminaristen in schwarzer Soutane und weißem Chorhemd erfüllt war.

Eintöniges Gemurmel ging durch den weiten Raum. Man betete die kirchlichen Lobgebete. Am Kunstgitter standen hinter ihren Betpulten schwarzgekleidete Kirchensänger in langem Talar.

In weiter Ferne sah Berthold das Nebenschiff und die Tür der Sakristei. Dort stand regungslos der Schweizer mit seiner Hellebarde, in blutrotem Kleid, das ihm das Aussehen eines Scharfrichters verlieh.

Plötzlich erschien eine Gestalt in schwarzem Sammet: der Domküster mit rundem Barret auf dem Kopfe. Mit langsamer Bewegung griff er nach dem gestickten Zug einer Hängeglocke und gab in das Orgelspiel hinein ein feierliches Zeichen, daß der bischöfliche Zug sich in Bewegung setze.

Wie aus offenem Munde entfaltete sich im Rahmen der Tür die Schar der Feiernden, an deren Spitze sich der rote Schweizer mit der Hellebarde stellte. Ihm

folgte ein Unterküster in weißem Chorhemd und trug die Kreuzesstange, an deren Spitze das Zeichen und Bild des leidenden Gottes schwebte. Dann in langen Reihen Chorknaben in roten Röcken mit weißen Überkleidern und blauer Randstickerei.

Zehn — zwölf — sechzehn — zwanzig Paare. Priester in weißen Alben, wie die Leviten des Alten Bundes, in den Händen das goldene Schiffchen für den Weihrauch, den silbernen Weihwasserkessel mit der Sprengquaste und andere Geräte — eine stattliche Zahl.

Ein weißer Subdiakon mit dem dampfenden Weihrauchfaß, das er langsam schwingend vor den beiden Priestern trug. Sie schritten in glänzendem, goldenem Ornat vor dem Bischof her.

Der Bischof trug noch nicht den Meßornat, sondern seine mächtige Gestalt war in die violette Tracht gekleidet, von Hermelin-umsäumtem Mantel umwallt, den zu tragen er als römischer Graf das Recht hatte. Von ihm aus ging ein Leuchten der Würde.

Langsam, feierlich schritt er dahin, die Schleppe des Mantels über die linke Schulter geschlagen in herrlichem Faltenwurf geordnet, den goldenen Krummstab in der Linken, mit der beringten Rechten das Volk segnend, das erschauernd auf die Knie sank und sich bekreuzte.

Um den Bischof und hinter ihm folgte das Domkapitel, die zwölf Kanoniker in langen, violetten Soutanen.

Schauer gingen durch das Gotteshaus. Das Spiel der Orgel schwoll an, die Stimmen der Seminaristen verstummten.

Der Zug bewegte sich über die Stufen des Chors durch das offenstehende Kunstgitter, machte vor dem Hochaltar halt, von wo aus sich der Bischof auf seinen Thron begab, um sich die Mitra aufs Haupt setzen zu lassen, die der bischöfliche Kaplan an seiner Seite auf seidenem Kissen trug. Ein anderer Geistlicher in weißer Albe fiel ihm zu Füßen und löste die Riemen seiner Schuhe, um ihn mit den festlichen Sandalen zu bekleiden. An Stelle des Hermelinmantels umhüllte den Kirchenfürsten sodann der goldene und rote Ornat des Pfingsttages. Orgel und Chor tönten und sangen.

Dann ein Glockenzeichen, und der Pontifex trat an den Altar, um das Staffelgebet zu verrichten, zu dem leise, zart und vielstimmig, abwechselnd in Soli und Tutti, der hinter dem Hochaltar aufgestellte Domchor sang: „Kyrie Eleyson!“ . . . Christe . . . Kyrie Eleyson!

Nach Beendigung seines Gebetes begab sich der Bischof zurück auf den Thron und stimmte von hier aus das „Gloria in exelsis Deo“ an, das der Chor in ekstatischer Freude aufnahm und weiterspann: „Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!“

Achtstimmige Tonwellen von Knaben- und Männerstimmen überstürzten und vereinigten, trennten und vervielfältigten sich in der altpolyphonen Weise des Palestrina, und das Jubellied zum Lobe des Einigen brach sich an weiten romanischen Hallen und schien in der

hellen Sonne weiterzuflammen, die durch die großen, unbemalten Fenster der Schiffe hereinflutete.

Noch ein mächtiger Akkord — und aus der folgenden Stille entwickelte sich die starke Stimme des Bischofs, der das lateinische Tagesgebet aus dem Meßbuch ablas, das ihm einer der Priester vorhielt.

Abermals setzte der Chor mit feierlichen und verschlungenen Klängen ein. Der Hymnus des heiligen Geistes strömte hernieder wie das Gleichnis einer höheren Macht, die von den Wölbungen des Domes herabsank und aus dem Himmel zu kommen schien.

Es war, als erhalte das Fest erst jetzt seine kennzeichnende Weihe und ein besonderes Sinnbild in den Klangwogen.

Draußen, hinter dem Chorgitter, stand das Volk, schwarz, regungslos, in ein Meer der Andacht und des Gefühles versunken. Diesseits der Gitterstäbe jubelte die kleine Gemeinde der Wissenden, die der Kirchensprache mächtig war und sich zurückversetzte in die Zeit des Urchristentums, da die Gläubigen zusammenkamen, um die Gemeinschaft ihres Bekenntnisses zu pflegen und das Wort Gottes sowie die Briefe der Apostel zu lesen. Hier schritt die Zeit zurück um fast zweitausend Jahre.

Der Lektor begab sich an sein Pult, um ein Sendschreiben des Neuen Testamentes zu verkünden, damit es der Gemeinde geistige Wegzehrung sei für den Tag des Festes. — Der Lesung folgte der Vortrag des Diakons aus dem Worte Gottes, die gute Botschaft, das Evangelium, das erzählt, wie die Jünger am fünf-

zigsten Tage nach der Auferstehung und am zehnten nach der Himmelfahrt ihres Meisters beisammen waren, wie der heilige Geist, der versprochene Tröster und Erhalter, in Gestalt feuriger Zungen über sie herabschwebte und sie erfüllte mit der Kraft der Verkündigung der Lehre in den Zungen der Welt.

Endlich stimmte der Bischof das große Glaubensbekenntnis an: „Credo in unum Deum!"

Und der Chor jubelte und verkündete die Grundwahrheiten des Glaubens seiner Kirche in die weihrauchblaue Luft, das Geheimnis der Menschwerdung Gottes, der aus der Ewigkeit herabsteigt in die Zeit, um zu leiden und seine Welt zu erlösen durch den Tod.

Jetzt begann das Mysterium des Neuen Bundes, die Verwandlung von Wein und Brot.

Die Schar der weißgekleideten Seminaristen erhob die Stimmen zum Opfergebet, der Bischof schritt zum Hochaltar. Er segnete Brot und Wein und hob die Stimme zur Präfation mit dem einleitenden Wechselgesang. Und sang die Lobpreisung Gottes und des Gebetes zum Ewigen sowie die Aufforderung zum gemeinsamen Jubellied.

Eine Revolte der Freude, des Triumphes, der Ekstase brach los: der gesamte Chor vervielfältigte sich in der Nachfolge des palmenstreuenden Volkes von Jericho: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Gott Sabaoth! Himmel und Erde sind voll seiner Herrlichkeit. Hosanna in der Höhe!"

Dann Stille, feierliche Stille. Das große Wunder, die geheimnisvolle Verwandlung von Wein und Brot

in den Leib und das Blut des Herrn waren im Begriffe, sich zu vollziehen. Die Gestalt des Bischofs schien zu wachsen und mächtig zu werden. Geheimnisvolle Worte hörte man ihn murmeln über das unblutige Opfer.

Als er das verwandelte Brot und den Kelch emporhob über sein Haupt, war alles Volk, die große und die kleine Gemeinde, auf die Knie gesunken und schlug erschauernd an die Brust.

Wie eine Erlösung ertönte in diese Stille ein schwerer Akkord aus den Silberpfeifen der Orgel, schwebte durch die Hallen und hüllte die Betenden ein. — Wie erwachend — erinnerte sich der Chor seines Jubels und des Sieges des Messias: sich wild steigernd im Benedictus:

„Gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn! Hosanna in der Höhe!" . . .

Berthold war durchströmt von Feierlichkeit und all den erschütternden Klanggewalten, von der Stille des Mysteriums und dem Glanz der sechzehn Kerzen, die vom Hochaltar herüberglühten. Er lag gleich den Andern auf den Knien und hatte das Gebetbuch der Mutter ergriffen. Er las mit Angst die Worte der Wandlung, die dort standen.

Hinter dem Knaben kniete Hedwig und blickte ihr Kind an, wie es, von Schauern erfüllt, die Sätze des Buches zu erfassen suchte. Ihr Blick folgte dem seinen, aber sie konnte nur zwei hervorgehobene Worte lesen, die ihr die Seele zerschnitten:

Das ist mein Fleisch! . . . Das ist mein Blut!"

Und wieder schaute sie den Knaben an.

Als Berthold bei dem Jubel des Hosanna den Kopf wandte, um die Augen der Mutter zu suchen, sah er, daß sie weinte . . .

Nachdem die Entzückungen des Jubels verklungen waren und die Gewölbe das letzte „Excelsis" aufgesogen hatten, erhob nach kurzer Pause der Bischof die Stimme zum Gebete des Herrn mit seinen sieben Bitten, deren letzte die Gemeinde wie eine Klage mitsang: „Erlöse uns von dem Übel."

Dann rief der Hohepriester die einigende Kraft Gottes über die Versammlung. Er trat zu dem Diakon, umarmte ihn und sprach: „Pax tibi: der Friede sei mit dir!"

In gleicher Weise gab der Diakon die Umarmung und den Gruß weiter an die anderen Priester, die Domherren und Vikare, an die weißgekleideten Seminaristen, während der Chor das „Agnus Dei" anstimmte mit der Bitte um Erbarmen: „Du Lamm Gottes, das du hinwegnimmst die Sünden der Welt, erbarme dich unser, erbarme dich unser, gib uns den Frieden!"

Es ging die Vereinigung des Bischofs mit dem geheimnisvollen und ewigen Gotte seines Glaubens vorüber, es nahten die Schlußworte der heiligen Handlung mit dem Segensspruch des Oberhirten über die Gemeinde und die Lesung des Johannes-Evangeliums, welche das hohe Amt beschloß.

Alles Volk hatte sich erhoben, Stirn, Mund und Brust bekreuzt. Alles stand in Erwartung, daß der

Biſchof hervortrete vor das Gitter und den Gläubigen den päpſtlichen Segen erteile.

Allgemeine Bewegung ging durch die Maſſen. Der Kirchenfürſt blickte von den Stufen des Chors aus über die Schiffe des Gotteshauſes. Ihm zur Seite ſtand der biſchöfliche Kaplan. Er verkündete mit weithin tragender Stimme die Aufforderung, Reue und Leid zu erwecken, um des vollkommenen Ablaſſes teilhaftig zu werden. Mit lauten Worten betete er das öffentliche Sündenbekenntnis.

Die Gemeinde war abermals auf die Knie geſunken und ſchlug in Zerknirſchung an die Bruſt.

Noch folgten einige Wechſelgebete zwiſchen Biſchof und Prieſter; dann breitete der ſegnende Pontifex die Arme aus und erteilte den Scharen den Ablaß des Papſtes, der den Nachlaß der Sündenſtrafen erwirkt.

Von der Tribüne aus ſah man in verzückte, flehende, in ſehnſüchtige Geſichter, die alle emporblickten zu der geheimnisvollen Macht und deren Inhaber, welche Erlöſung verhießen von Qual, Leid und Reue, die über dieſes Leben hinaus dauern in die Ferne der Ewigkeit.

Der Biſchof verſchwand. Die letzten Weihrauchwolken verflogen und zerteilten ſich in der Sonne. Wie ein Vorhang ward es aufgezogen vor den Augen und Seelen der Beter: die Gegenwart und das Leben des Tages traten an die Stelle des Myſteriums. Man drängte zu den Ausgängen, eilends, als ob man das Bedürfnis empfinde, freie Luft zu atmen . . .

Die Verwandten des Prälaten ſtiegen über die Seitentreppe hinab. Vor dem Sakramentsaltar beugte

jeder das Knie. Sie strebten dem Weihwasserbecken zu, das an der Pforte die letzte Segnung des Gotteshauses gegen böse Einflüsse mit auf den Weg zu geben bestimmt war. Man ging durch das Seitenportal über eine Brücke ins Freie . . .

Berthold blickte umher. Ihm schien die Wirklichkeit draußen fremd geworden zu sein. Das Weiß der Mauern leuchtete unnatürlich, das Blau des Himmels überraschend und neu. Er ging wie im Traum. Und wie im Traum hörte er die Schritte der Vorüberschreitenden.

★

Die Kirchgänger strebten der Kurie zu und versammelten sich im Gartensaal.

Martha Becker blickte wiederholt auf die Flügeltüre, durch die der Vetter eintreten mußte. Vor einer Gruppe von Blattpflanzen saß Hedwig und hielt ihr Kind umfangen, das sie nun bald verlassen sollte, während der Kleine über ihren Arm hinweg auf die Stimmen lauschte, die durcheinanderschwirrten, und die Menschen betrachtete, die seine Verwandten waren.

An dem langen Tisch mit der grünen Wolldecke stand Antoinette und zeigte den Nichten eine Reihe von Lichtdrucken — Andenken des Prälaten aus Italien. Es fielen fremde Worte: Vatikan, Peterskirche, Basilica, die San Giovanni, Colosseum und so weiter. — Der alte Franzose stand neben Tante Martha und sagte ihr in gebrochenem Deutsch einige Liebenswürdigkeiten. Dabei blickte er mit gutem, klugem Gesicht an ihr vor-

bei durchs Fenster, durch das der Fliederstrauch seine Duftwogen sandte.

An der dritten Glastür plauderten die Weingutsbesitzer mit dem Vetter Seifensieder.

Im Rücken von ihnen stießen sich die drei Neffen mit den Ellenbogen. Jakob, der mittlere, suchte unter möglichst wenig Geräusch dem Jüngsten ein Geldstück zu entreißen. Jan, der Älteste, verfolgte die Sache mit Aufmerksamkeit, um nachher den Wertgegenstand dem Sieger wegnehmen zu können . . .

Ein Schatten fiel durch die Glastür der Terrasse. Wie eine Juno erschien dort die mächtige Gestalt von Tante Marie-Philippine, einer Schwester Martha Beckers. Hinter ihr folgte die Älteste der Familie, Tante Käthchen, wie eine Ausgabe in kleinerem, aber auch besserem Format, mit großer Behendigkeit.

Die Unterhaltung stockte; alle Blicke richteten sich auf die ankommende Marie-Philippine, die mit mehr als zweihundert Pfund die ganze Seite des Saales zu füllen schien.

„Martha", sagte sie und hob die linke Hand, während sie die andere mit dem seidenen Sonnenschirm von sich streckte, „Martha — großartig. Schade, wirklich schade, daß du nicht im Amt sein konntest. Der Herr Bischof sah glänzend aus. Nur das Vetterchen übertraf ihn an Würde!" — Und damit meinte sie den Prälaten, der in seinem Verkehr mit der Familie gern auf diese Bezeichnung einging.

„Und ja", fiel ihr Tante Käthchen ins Wort, „ich habe den neuen Neffen auf der Tribüne gesehen."

Aller Augen richteten sich in die Gegend der Blattpflanzengruppe. Es entstand eine kurze Pause.

„Komm her", sagte Martha Becker und machte eine Bewegung mit dem gekrümmten Finger: „Komm: das sind deine Tanten."

Schüchtern löste sich das Kind aus den Armen der Mutter und ging auf die gewaltige Marie-Philippine zu, während Tante Käthchen ihm freundlich zunickte.

„Ihr werdet euren Haushalt nun in manchem auf das Kind einstellen müssen", meinte Marie-Philippine und zuckte die Achseln.

Tante Martha nahm den Knaben an der Hand und stellte ihn vor sich hin, als wolle sie ihn allen Verwandten zeigen. Darauf sprach sie mit einer Stimme, der sie ganz besondere Bedeutung verlieh: „Wer eines dieser Kleinen aufnimmt, der nimmt mich auf!" —

Berthold wurde es unheimlich. Er richtete die Augen starr auf ein großes Bild, das die halbe Wand des Saales einnahm und das Jüngste Gericht darstellte. Er sah auf dem Gemälde das Kreuz, zur Rechten eine Unmenge von verzückten, zur Linken eine ebensolche Menge von verzerrten Gesichtern in Angst, Qual und Verzweiflung . . .

Schreckhafte Empfindungen gingen von dem Bilde auf ihn über. Der Rahmen und die weite Fläche teilten sich vor seinen Augen und flossen mit seinem bangen Gefühl in den Saal. Die Gestalten der Angst vermischten sich mit den Verwandten, die die Blicke auf ihn gerichtet hatten und warteten, was sich weiter begeben werde.

Die Tür, die der Terrasse gegenüber lag, öffnete sich

in diesem Augenblick; der Prälat trat in violettem Kanonikerhabit ein und machte der Angst Bertholds ein Ende. —

Allgemeine Begrüßung setzte ein; die Stimmen schwirrten noch mehr durcheinander als vorher.

Der Geistliche nahm auf einem roten Sofa Platz. Alles gruppierte sich um ihn. Reden und Gegenreden, Fragen und Antworten, die ganze Folgelosigkeit einer großen Unterhaltung brach los. Man hörte Stichworte: Dom, Weinbau, Ernteaussichten, Seifengeschäft, hörte Lachen und gemütliche Heiterkeit, in die der Prälat nicht nur einstimmte, sondern die er anführte mit überlegenen Worten und Handbewegungen.

Die gewaltige Marie-Philippine forschte nach dem Stand der Verhandlungen über die Staatszuschüsse zu den Ausbesserungsarbeiten am Dom, und es folgte die Verwandlung des Prälaten vom gemütlichen Vetter in die Amtsperson, in den Diplomaten, der zwischen Staat und Kirche zu vermitteln hat und keine Dritten in seinen Angelegenheiten brauchen möchte. Es folgte einer seiner scharfen Blicke durch die geschliffenen Gläser und eine Handbewegung, die von den ruhigen, bestimmten Worten begleitet wurde: „Philippine, so etwas fragt man nicht!“

Die Zurechtgewiesene erschrak. Sie wechselte den Gesprächsstoff und sagte:

„Nein, Vetterchen! Ich habe mir vorhin dein Patenkind angesehen. Ich bin völlig erstaunt über deinen Entschluß . . . so einen kleinen Jungen!“

Der Geistliche sah sie kalt an und schaute sich um.

„Wo ist er?“ fragte er. „Ah, dort. Komm zu mir, Berthold.“ Die Stimme klang warm und freundlich. Berthold fühlte Vertrauen zu seinem Oheim. Er trat an das rote Sofa.

Der Prälat zog ihn näher, indem er ihm die Hand auf den Rücken legte. Der Knabe lehnte sich unter der gelinden Berührung an die violette Soutane und schaute in das Gesicht seines Paten, das lächelte und ihm Mut zusprach.

„Warst du im Dom?“ fragte der Geistliche; Berthold nickte.

„Was hat dir am besten gefallen?“

Vor dem Geiste des Jungen glitt der Zug der bunten Bilder vorüber. Er verwirrte sich in seiner Erinnerung und sagte nur unbestimmt: „Alles!“

„Also, es war schön?“ Der Domherr in dem violetten Kleid zog das Kind fester an sich: „Nun, Junge, sage mir, was du werden willst?“

Alle Anwesenden warteten mit Spannung auf die Antwort, über deren Bedeutung sich Berthold nicht klar wurde. Er nahm nur den Farbeneindruck des violetten Gewandes in sich auf.

„Nun, also?“ drängte der Oheim.

„Geistlicher!“ hauchte Berthold mit Scham vor all den forschenden Blicken.

Der Prälat schlug ihm auf die Schulter. „So, so“, rief er, „lauf zu deinen Vettern!“ Er schob den Neffen von sich weg auf die Söhne des Seifensieders zu.

Diese hatten ihren Kampf um das Geldstück beendet

und stießen sich bei der Antwort Bertholds mit den Ellenbogen an und grinsten.

★

Am Pfingstdienstag trug der Prälat das alltägliche schwarze Priestergewand. Er verließ seine Kurie mit kleinen entschlossenen Schritten.

Vom Dom-Freihof aus betrat er die Propstei. Er fragte den Gärtner, ob der Propst zu Hause sei, und begab sich ohne weitere Anmeldung in dessen Studierzimmer.

Der Dompropst erhob sich von seinem geblümten Sessel. Blätter von erheblichem Kunstwert lagen vor ihm auf dem Tisch.

„Ich komme in einer persönlichen Angelegenheit", sagte der Prälat. „Können Sie sich ein wenig von Ihren Stichen trennen?"

Er nahm eines der Bilder auf und betrachtete es, ohne auf die zusagende Erwiderung des Propstes zu hören. Dieser ließ eine Flasche Wein kommen.

Nachdem die Hausdame die beiden Geistlichen bedient und sich wieder entfernt hatte, legte der Oheim Bertholds den Kupferstich beiseite und sagte:

„Ich habe mich entschlossen, meinen Neffen ins Haus zu nehmen. Seine Mutter hat ihn vor einigen Tagen gebracht, und es ist ihr Wunsch, Ihnen ihre Beichte abzulegen, das heißt, ihre österlichen Pflichten nachzuholen. Ich beabsichtige, den Jungen in unseren Stand einzuführen, wenn es möglich ist. Das scheint allerdings Schwierigkeiten zu bieten."

Der andere Geistliche erwiderte: „Ist der Knabe schon in der Lage, seine Zukunft mit eigenen Augen zu sehen?“

„Nein“, sagte der Prälat mit seiner umfassenden Handbewegung, „ich fürchte im Gegenteil, daß er seine Zukunft auch später nicht wird überblicken können. Er scheint außerordentlich leicht beeinflußbar und weich zu sein. Nach den ersten Eindrücken, welche er von unserer Stadt, vom Dom und dem Pontifikalamt hatte, war er sofort bereit, den geistlichen Stand zu ergreifen, so wie Kinder sich ihre Zukunft denken — eben nach dem Grade der Lust an äußeren Dingen. Diese Leichtigkeit des Entschlusses wird ihm das Festhalten an der gewollten Linie erschweren. Es sind das Einflüsse des Blutes von seiten des Vaters wie der Mutter.“

„Wo stammen die Eltern her?“

„Bertholds Mutter ist Deutsch-Böhmin; der Großvater stammt aus Brandenburg.“

„Also das preußische Blut, meinen Sie . . .?“ fragte der Propst und schaute den Gast forschend an.

„Nicht doch“, versetzte dieser mit einer abwehrenden Geste; „diesmal wenigstens nicht. Aber es ist etwas Ähnliches in der Tat. Sagen wir so: das slawische Blut der Mutter . . . in Verbindung mit dem unruhigen Blut seines Vaters.“

„Glauben Sie, dies könne dem fränkischen Blute Ihrer Linie Eintrag tun? — Bedenken Sie doch, wie viele Blutmischungen wir in unserem Lande haben! Hier kommt es auf ein wenig mehr nicht an.“

Der Prälat zuckte die Achseln: „Unser Blut mag

leicht geworden sein im Laufe der Zeit, und es mag sich — darin haben Sie recht — aus einer Unmasse von Mischungen zusammensetzen. Aber heute bildet es eine Einheit — oder doch wenigstens eine Geschlossenheit. — Haben Sie je einmal unsere Bauern beobachtet, wenn sie von der Hochebene, aus den Bergen und vom Strom in die Stadt kommen, den Markt zu beschicken? Nichts kennzeichnender als das: da sind die keltischen Typen der Urbevölkerung, da die kleinen Bauern, die von der alten römischen Militärkolonie stammen und sich aus Pannoniern und Sarmathen herleiten, da sind Niedersachsen, die Karl der Große nach dem letzten Sachsenaufstand in unser Land verpflanzte und die bis heute die Namen ihrer Abstammungsorte beibehielten. Da sind vor allem unsere Franken mit römischem Einschlag, die in den Flußtälern sitzen, die Erbschaft Roms antraten, und deren Sprache genau den Zug von Ost nach West verrät."

„Nun?" fragte der Propst, als der Prälat eine Pause machte.

„In dieser Gesamtheit des Verschiedenen beruht das Wesen und die Art unsres Stammes, und unsere Priester, die dies Volk leiten sollen, müssen dessen Wesenheit teilen. — Sie selbst kennen die Schwierigkeiten, die ein fremder Schlag im Lande findet. — Das fränkische Blut aber, das sich seiner väterlichen Abstammung nach in meinem Neffen findet, ist durchsetzt mit erblichen Einflüssen der Mutter. Es wird sich für mich darum handeln, das slawische Blut in ihm zum Schweigen zu bringen und lahmzulegen, das fränkische

hochzuzüchten und freizumachen, und ich komme damit auf den weiteren Zweck meines Besuches. Meine Schwägerin wird Sie auch als Ratgeber über ihr Kind befragen. Ich sage Ihnen dies zu Ihrer Orientierung."

Dabei nahm er einen Schluck aus seinem Glase.

„Und die Mutter selbst?" fragte der Propst.

„Lebt mit ihrem Manne in keiner glücklichen Verbindung. Das ist nicht ihre Schuld, sondern die meines Bruders und die der Verhältnisse. Mein Bruder ist äußerlich und innerlich nie zur Ruhe gekommen. Sein Leben wird beherrscht von einer krankhaften Leidenschaft zu einer Frau in Rom, welche er nicht heiraten konnte, da ihre eigene Ehe unlöslich ist. Sie hat ihm in freier Liebe meine Nichte Stefanietta geboren. Mein Bruder hat später in der Mutter Bertholds den erwünschten Ausgleich nicht gefunden. Aber wir müssen die Dinge nehmen, wie sie sind. Ich halte es für das Beste, wenn jetzt meine Schwägerin zu ihrem Manne zurückkehrt, der eine neue Lebensstellung begründen will. Die Frau muß begreifen lernen, daß es in ihrer Hand liegt, aus dem Leben des Gatten noch das zu machen, was sich unter den gegebenen Umständen aus ihm machen läßt. Sie muß vor allem begreifen, daß es nötig ist, den Mann an sich zu fesseln, und es wäre nur zu wünschen, sie könnte ein wenig ihres Blutes in ihn überströmen lassen, das ich in ihrem Sohn nicht brauchen kann." —

„Sehen wir zu", sagte der Propst nach einer Weile des Nachdenkens, und der Prälat erwiderte: „Übermorgen kommt meine Schwägerin."

Er verließ gemächlich die Propstei und beschäftigte sich in Gedanken mit seinen Verwandten . . .

★

Berthold war in diesen Tagen erfüllt vom Lichte einer fremden Welt. Stimmungen und Düfte umhauchten ihn, die er in sein Bewußtsein eintreten ließ mit Erstaunen und Glück. Er fühlte sich gebunden von tausend strahlenden Fäden dieses Lichts und fremder Bildung.

Im Hause des Oheims ging er auf Entdeckungsreisen aus.

Schon von außen zeigte ihm die graue Gartenmauer ungelöste Geheimnisse, enthüllte sich ihm und verbarg sich zugleich mit Schleiern vor seinen fragenden Augen.

Über einer verschlossenen Pforte dunkelte das Wappenschild, das auch die beiden Löwen vom Haupteingang und vom Hoftor auf breiten Tatzen trugen: den kleinen stehenden Leu mit dem Schwert in der Pranke, über dem zwei liegende Palmzweige in den Stein gemeißelt waren.

Das gewaltige Hoftor aus rotem Sandstein wies wie in einem dunkeln Bilderrahmen den grünen Grashof mit Obstbäumen und einem kleinen Steinpfad, der zu dem Brunnen führte, dessen Trog dalag im Schlafe. Über die Gartenmauer streckte ein Haselnußstrauch sein Laub. Es schien, als beginne der blaue Himmel sofort hinter dieser Mauer.

Berthold trat in den Hof wie in ein Bilderbuch. Er ging hin und her, fand den leeren Pferdestall für vier

Tiere, betrat den Garten, der in seiner Gepflegtheit wieder Angst in dem Knaben weckte.

Er suchte die Mutter. Überall blühten Pfingstrosen in hellen, tiefen, purpurnen Schatten. Blaue Iris drängte sich auf langen Beeten. Junges Grün bewegte sich an Bäumen und Sträuchern.

Auf der Terrasse stand die Mutter und verabschiedete sich von Tante Martha.

„Ich gehe zu dem Herrn Propst", sagte sie und fuhr dem Knaben über das Haar. „Wenn ich heimkomme, lesen wir in den Märchenbüchern."

Sie ging in das Haus. Berthold folgte ihr. Er schlenderte die Treppe hinauf. — Langeweile überfiel ihn, bis er in seinem Zimmer die kleine Geige fand, die er als Geschenk der Verwandten aus Böhmen mitgebracht hatte. Er geigte sich mit seinen einfachen Weisen in bunte Träume hinein . . .

★

Als Frau Hedwig beim Dompropst eintrat, fühlte sie ihr Herz pochen.

Sie hatte einige Minuten in einem kleinen Salon mit dunklen Seidenvorhängen gewartet und wurde von der Hausdame in ein Gartenzimmer gebeten, das halb nach einem Museum, halb nach einer Kapelle aussah.

Hohe Bäume breiteten vor den Fenstern ihre Äste und lagerten über die Heiligenbilder der Wände dunkleres Licht. Auf breitem Tisch glänzten goldverzierte Prachtbände sowie altertümliche Kunstgegenstände. An der Seitenwand drängte sich ein offener Beichtstuhl mit Kniebänken, unter einem lichten Bilde, das den Men-

schensohn mit dem samaritischen Weibe am Jakobsbrunnen darstellte.

Eine Kerze brannte in dem Lichthalter am Beichtstuhl, und dieses Licht sowie sein Gegensatz verlieh dem Raum geheime, religiöse Stimmung.

Der Propst stand neben dem Beichtstuhl im Lichtkreis der Wachskerze. Er schaute in sein Brevier, dessen Goldschnitt den Widerschein der Beleuchtung zurückwarf. Seine Lippen bewegten sich leise.

Er schaute auf, schlug das Buch zu und spähte scharf herüber wie jemand, der gewohnt ist, einen ersten Eindruck dem Gedächtnis einzuprägen und bewußt nach ihm zu urteilen.

Hedwig fühlte, wie aus der Stimmung dieses Raumes, aus den dunkeln Schatten, aus dem Kerzenschein und dem Grün des Gartens vor den Fenstern sich eine Empfindung in ihr erhob, die sie wie einen Schleier vor den Augen sah und in den Ohren hörte, so wie man in Augenblicken plötzlicher Stille das Blut rauschen hört gleichwie in einer Muschel. Unbestimmt und halb nur angedeutet rührte etwas an ihr Herz, das sie seit den Jahren der Mädchenzeit nicht empfunden hatte: jene Ehrfurcht vor dem Heiligen und dem Geheimnis, mit dem die Kirchen sich umkleiden. — Diese Stimmung riß ihr mit dunkler Macht die Worte der priesterlichen Begrüßung auf die Lippen: „Gelobt sei Jesus Christus!“

„In Ewigkeit, Amen!“ erwiderte der Geistliche. Und als die Mutter Bertholds befangen schwieg, fügte er mit einfacher Würde hinzu: „Sie wollen sich mir an-

vertrauen, wie ich glaube. Kommen Sie; Sie dürfen mir alles sagen."

„Ja", sagte Hedwig verwirrt, „ich wollte beichten."

„Sind Sie vorbereitet?" fragte der Propst.

„Nein . . . nicht recht . . . vielleicht —"

Der Geistliche schlang eine violette Stola um seine Schultern und sagte: „Ich werde Ihnen helfen." Darauf setzte er sich im Beichtstuhl zurecht, das Buch mit dem goldenen Schnitt in der Linken haltend, während die Rechte das Gesicht halb verdeckte, das zudem durch den Schatten verdunkelt wurde, den das brennende Licht über die abgewandten Augen warf.

Wieder rührte jenes längst entschwundene Gefühl an Hedwigs Herz. Alles kam ihr wie etwas Altvertrautes, Gewohntes vor; und als hätte eine heimliche Stimme ihr ins Ohr geraunt, was sie zu tun habe, ging sie wie selbstverständlich über den weichen Teppich zu der Kniebank neben dem Beichtstuhl. — Dieselbe unbewußte Macht der Erinnerung und geheimen Stimmung trieb längst vergessene und blaß gewordene Worte mit neuem Farbenton aus den Falten ihres Denkens: die alte Beichtformel ward lebendig: „Ich armer, sündiger Mensch bekenne Gott, dem Allmächtigen, und dir, ehrwürdiger Vater, daß ich seit meiner letzten Beichte . . ."

Hier stockte Hedwig. Es war, als sei ein Strahl der Sonne da draußen durch die Stimmung der Andacht geblitzt. Wie durch einen Riß sah sie in der Ferne die lange Zeit, in der sie der Beichte ferngeblieben war und die mit einem Leben der Mühe, der Oberflächlich-

keit, Nichtigkeit und des Geblendet-Seins erfüllt war. Sie wußte, daß jetzt die Frage des Beichtvaters kommen mußte: „Wann war deine letzte Beichte?“ — Und sie wußte, daß sie auf diese Frage sich zu ihrer ersten Sünde bekennen müsse: der Vernachlässigung der kirchlichen Pflichten.

Seit Jahren hatte sie dieselben vergessen oder durch einen Besuch in Kirchen der Andersgläubigen beschwichtigt. Sie sah deutlich die evangelische Kirche, in deren Innerm der Prediger mit starken Handbewegungen von der Kanzel winkte.

Da kam die Frage: „Wann war Ihre letzte Beichte?“

Mit ihr schloß sich der Spalt in der Stimmung Hedwigs. Es wurde wieder still und andächtig dunkel in der Vorstellung der knienden Frau, nachdem sie geantwortet hatte: „Vor dreizehn Jahren.“

Sie senkte das Haupt, als erwarte sie eine Strafe, und Schuldbewußtsein ging durch ihre Seele, während der Geistliche verwundert über die lange Zeit der Enthaltung von der Kirche auf die blonden Haarflechten niederschaute, die im Nacken vor dem Kragen einen Streifen weißer Haut freiließen. — Er machte eine Bewegung nach dem Kerzenhalter, den er verschob, so daß das Bild über ihm in ein geheimnisvolles Licht gerückt wurde.

„Was hat Sie doch so lange verhindert und von der Kirche ferngehalten?“ fragte er.

„Ich mußte für meine Kinder sorgen“, erwiderte Hedwig und fühlte, daß diese Rechtfertigung ihre

Seele noch mehr zusammendrückte. Aber der Priester machte eine Bewegung in die Höhe und sagte: „Kennen Sie dies Bild?“

Ohne eine Erwiderung abzuwarten fuhr er fort, nachdem Hedwig die Augen auf die Gestalten neben dem Brunnen gerichtet hatte:

„Es ist Jesus und das Weib am Jakobsbrunnen. Verstehen Sie, was die Heilige Schrift uns mit diesem Bilde sagen will. Ist Ihnen Ihr Leben nie dunkel, einsam, versandet und zwecklos erschienen in diesen dreizehn Jahren, da Sie den Quell aller Dinge nicht in sich aufgenommen haben? Und haben Sie nie das Verlangen des Herzens verstanden, das in dieser Zeit auch an Ihre Seele rührte? Haben Sie sich nie nach Gott gesehnt, welcher Geist und Wahrheit ist, und nie gewünscht, ihn anzubeten im Geiste und in der Wahrheit?“

Hedwig suchte die Züge des Sprechenden zu enträtseln. Sie hörte, wie der Geistliche weitersprach:

„Er hätte Ihnen in Ihren Sorgen für die Kinder und in der Lebensnot das lebendige Wasser nicht vorenthalten, das Wasser der Erquickung, nach dem schon die Seele Davids sich sehnte wie der Hirsch nach Waldesquellen!“

Da strömten mit einem Male durch Hedwigs Bewußtsein alle Vorstellungen, die sie gehabt hatte, wenn wirklich die Sehnsucht nach Gott in ihr wachgeworden war: jener Widerstand und ihre Feindschaft gegen den Grausamen und Unverständlichen, den man allgütig und Allerbarmer nannte, der Leiden, Schmerz und

Qual unter die Menschen säte mit vollen Händen, der Herz und Ohr verhärtete vor den Bitten seiner Geschöpfe. Denn auch sie hatte einst in heißer Angst vor den Altären ihrer Heimat gelegen und gefleht mit zitternden Lippen, ohne je erhört worden zu sein.

Später hatte sie manches gelesen, was gegen die Kirche, das zuletzt gegen Gott sprach. Sie hatte von ihrem Manne Aufklärung gefordert — und gerade das hatte sie geistig an Urban gefesselt. Sie hatte von ihm die Zerstörung des Glaubens durch jenes ätzende Urteil erhalten, durch das Aufzeigen des Unzulänglichen, das nichts Neues an die Stelle des Alten, Vergehenden zu setzen weiß. So war eine Dürre in ihrer Seele entstanden, die heute, wie schon so manchesmal an gedankenreichen Tagen und in stummen, fragenden Nächten über sie kam. Aber der Glaube, daß der Gott der Kirche Geist und Wahrheit sei, daß man ihn in Geist und Wahrheit anbeten könne, schien ihr auch jetzt, in dieser Stimmung der Andacht und der wieder erschienenen Frömmigkeit, unmöglich. Der Geist des Zweifels und die Tatsachenerkenntnis hatten den Glauben an die Wahrheit dieses Gottes zerstört. — Unüberwindlicher Trotz quoll in ihr empor: alles, was sie für Wahrheit hielt, rann wie ein stiller Strom durch ihre Adern und drängte das Bekenntnis auf ihre Lippen: „Ich konnte das nicht für wahr halten, was die Kirche sagt, und kann es auch jetzt nicht. Ich habe zuviel von anderer Wahrheit gehört."

Ihre Worte erschienen ihr als Unrecht gegen den in erhabener Würde neben ihr Sitzenden. Dieser machte

eine kleine Bewegung mit der Hand, welche das Gesicht bedeckte, so daß sie auch die Augen beschattete, und fragte ohne jede Betonung das Wort des Pilatus:

„Was ist Wahrheit?“ —

Nach einer Pause, in der Hedwig ihr Herz vor Erwartung und Staunen pochen fühlte, fügte er ebenso tonlos hinzu: „Sagen Sie mir, was Sie unter Wahrheit verstehen?“

Hedwig wußte auf einmal nichts mehr von diesem Begriff. — Was war Wahrheit? Sie fühlte im Kopf eine Leere, so, als sei in ihrem Geiste eine Lücke, die man vielleicht einmal mit einem Gedanken ausfüllen könne, der jedoch erst kommen müsse. — Wahrheit? . . .

Sie schaute von dem Beichtiger weg in das Licht der brennenden Kerze. Aber auch dabei fiel ihr nicht ein, womit sie die Lücke in ihren Gedanken ausfüllen solle. Ihre Augen wanderten in den helleren Teil des Raumes, in das grünliche Licht des gedämpften Tages. Sie sah alles in größerer Ferne.

Doch die Stimme des Propstes, die ihre Seele wieder faßte, war wie eine Hand, die zurückführte zu den Gedankengängen der Wirklichkeit.

„Sie kennen sie nicht, die Wahrheit? Aber wer kennt die Wahrheit! Was wir erkennen, ist die Wahrheit nicht. Mit allen Mitteln der Wissenschaft werden wir sie nicht ergründen. Gott jedoch hat uns eine Form gegeben, in der wir leben und seiner Offenbarung folgen sollen. Damit müssen wir uns bescheiden. Geben Sie es auf, nach weltlicher Wahrheit zu suchen. Wahrheit ist ein Schlagwort wie tausend andere, die heute und früher

die Geister verwirrten. Je mehr Sie sich in das Suchen nach Wahrheit versenken, desto mehr werden Sie zu der Einsicht kommen, welche der Größte und Weiseste des Altertums als Grund seiner Erkenntnis hinstellte: Alles, was ich weiß, ist, daß wir nichts wissen!" —

Es gibt zweierlei Wahrheit: die eine, die wir nicht erfassen können, ist Gott und sein Wesen; die andere, die uns von Gott als die Form gegeben wurde, in der wir die Welt erkennen, ist unsere menschliche Wahrheit, und die von Gott gewollte Form, die er mit seiner Offenbarung erfüllt, mit der er unseren Geist erhellt und von der er sagt: wer Gott anbetet, der bete ihn an in Geist und Wahrheit!

Dem, der an ihn glaubt, hat er das Wasser des Lebens versprochen, wenn er zu dem samaritischen Weibe spricht und damit zu allen, die nach der Wahrheit dürsten: Ich werde dir lebendiges Wasser zu trinken geben. — Darin liegt die Kraft des Gebetes und des Kommens zu Gott im Rahmen der von ihm gewollten Kirche. Durch sie verteilt er seinen Trost und Kraft an alle, die mühselig und beladen sind."

Ein schmerzlicher Zug trat in Hedwigs Gesicht. Es war ihr, als nehme der Geistliche, der von Gott sprach und dem Nichtwissenkönnen der Menschen, etwas aus ihrem Herzen, das ihr liebgeworden war.

Der Propst las diesen Zug der Enttäuschung auf dem Antlitz der Knienden und deutete ihn richtig. Denn er fuhr fort:

„Ist es nicht leichter und tröstlicher, Gott zu glauben als den Menschen? Ignoramus et ignorabimus. —

Auch der Gelehrte und der Gegner Gottes glaubt. Er nimmt an, daß die Verhältnisse der Welt und des Seins so oder so beschaffen sind, und mit Vermutungen arbeitet er ein System aus, an dessen Anfang und Ende doch immer Gott oder das Nichtwissenkönnen steht. Wir können die ganze Naturwissenschaft von heute in ein paar Worte des Gelehrtenglaubens zusammenfassen, wenn wir sagen: Im Anfang war das Licht, das Licht aber zeugte die Träger der Kraft, die Elektronen; diese zeugten die Kraft. Die Kraft aber zeugte den Stoff. Die erste Form des Stoffes mit eigenen unwandelbaren Gesetzen waren die Atome. Sie aber zeugten die Moleküle mit Gesetzen ihrer eigenen Welt. Die Moleküle bauen das Weltall mit den Gesetzen der Natur. Und die Gelehrten glauben, daß dies Weltall selbst die bewegte Grundsubstanz einer höheren Einheit sei, von der aus sich der Blick des Menschen verliert in die Unendlichkeit. — Wer aber steht am Anfang und Ende dieser Dinge? Wer schuf das Licht, und zu wem steigt der unbegreifliche Bau des Seienden? Wir wissen es nicht und werden es nicht wissen, wenn wir nicht Gott hören, der uns den tiefsten Sinn des Seins und aller Dinge offenbart: sich selbst, den Abgrund und Gipfel der Welt, der durch den Mund seines Jüngers spricht:

‚Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Dieses war im Anfange bei Gott; alle Dinge sind durch dasselbe gemacht worden, und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist. In ihm war das Leben, und das Leben war

das Licht der Menschen, und das Licht leuchtet in der Finsternis, und die Finsternis hat es nicht begriffen' ..."

In den Gedanken Hedwigs erhoben sich diese tröstlichen Worte wirklich wie ein Licht und füllten plötzlich die Leere in ihrem Vorstellungskreis. Sie fühlte Tröstung und Kraft, die den Durst der Seele zu stillen imstande ist.

„Nun ist aber", fuhr der Propst fort, „der Glaube an Gott und seine Werke eine Gnade, bei der wir aus eigener Kraft mitzuwirken haben. — Bitten Sie also Gott, wenn Ihnen Ihre Seele mit ihrem ganzen Verlangen nach innerem Glück lieb ist — bitten Sie Gott um die Gnade des Glaubens."

Er zog bei diesen Worten die Hand von den Augen und schaute scharf in die Züge der beichtenden Frau. Diese verstand die Frage des klugen Blicks und sagte leise: „Ich glaube!"

Auch während des Bekenntnisses zeigte sich der Priester als der aufgeklärte und der Zeit Rechnung tragende Weltmann, dem Angehörige der ersten Kreise sich anvertrauten, denn er mißbrauchte sein Fragerecht nie zur Durchforschung der innersten Regungen von Fleisch und Blut. —

Die Ermahnung, welche sich an das Bekenntnis schloß, war tröstlich und fein, so daß dann, als er die Worte des Sündennachlasses über die Büßende sprach, Tränen in ihren Augen glänzten.

Wie ein Schleier senkte sich der Segen des Priesters über sie. — „Zu Ihrer Buße sprechen Sie von nun an nach dem Morgen- und Abendgebet ein Vaterunser

und ein Ave für die Gnade, daß auch Ihr Sohn in der Treue des Glaubens aufwachse und erhalten bleibe."

Der Propst löschte die Wachskerze, und Hedwig erhob sich. Sie hatte das Gefühl großer Erleichterung und des Zutrauens zu dem Manne, der sie mit seinen Worten geführt hatte wie ein Knabe sein Lamm, ohne daß sie ihn völlig verstand in allem, aber mit der Überzeugung, daß er recht habe.

Der Geistliche war an eines der Fenster getreten. Hedwig suchte ihn nochmals mit den Augen und fragte schüchtern:

„Darf ich Sie noch einen Augenblick aufhalten?"

„Gewiß", gab er zurück.

„Wegen meines Sohnes? . . ."

Sie stockte. Der Geistliche aber nickte, als habe er diese Wendung erwartet, und lud den Gast mit einer Handbewegung ein, sich zu setzen — er nahm ihr gegenüber Platz.

Die Glieder schmerzten die Mutter Bertholds von dem langen, ungewohnten Knien, und wie eine Entspannung ging es durch sie hin. Als Entspannung empfand sie es auch, daß sie sich dem geheimen Wachslicht entrückt im Strahle des Tages gegenüberstanden.

„Sie haben die Erziehung Ihres Kindes in die Hände des Herrn Prälaten gelegt?" begann der Propst, dessen Finger über die Ränder des Breviers glitten.

„Ja, und ich weiß nicht, ob ich nicht doch hätte versuchen sollen, den Knaben bei mir zu behalten, wenn ich auch durch die Trennung von meinem Manne nach

vernünftiger Überlegung nicht in der Lage bin, zwei Kinder durch eigene Arbeit zu erhalten. Denn Berthold hat noch eine jüngere Schwester."

„Es scheinen mir", entgegnete der Propst, „hier verschiedene Angelegenheiten ineinanderzuspielen: die Sorge um Ihre Kinder und das Verhältnis zu Ihrem Mann. — Was den Kleinen anbelangt, was drückt Sie bei dem Gedanken, ihn hier in guten Händen zu lassen? Ich begreife Ihre Empfindungen als Mutter und verstehe, daß Sie sich schwer von dem Sohne trennen. Aber wie die Dinge einmal liegen . . . hier, auf der einen Seite eine gute Erziehung, höhere Bildung, ein geregeltes Leben im Hause des Oheims und später vielleicht in der bischöflichen Erziehungsanstalt; im Anschluß die gesicherte Aussicht auf Beruf und Laufbahn — auf der andern Seite die Unsicherheit des Alltags, das Fehlen all des Guten, das Sie, verehrte Frau, dem Knaben zuwenden wollen, und das aus dem Nicht-Vermögen entspringende Leiden für Sie und das Kind. Können Sie schwanken?"

„Aber", versetzte Hedwig, „es ist gerade diese Aussicht und die Laufbahn, welche mich zweifeln lassen, ob ich recht handle. Weiß ich denn, ob der Beruf zum Priester in meinem Knaben liegt? Und was wird aus ihm, wenn er zu einem anderen Leben drängt, wenn er nicht in der priesterlichen Enthaltung und im Gehorsam sein Genüge findet?"

Um die Lippen des Propstes spielte ein flüchtiges Lächeln. „Der Knabe ist in guten Händen", sagte er; „wenn irgend der Beruf des Priesters in ihm schlum-

mert, so wird er in dieser Umgebung geweckt. Und nicht nur geweckt, sondern auch gefestigt. Gewiß ist das Priestertum eine Gnade. Aber wie jeder Beruf erfordert es ein Hinlenken, ein Aufmerksammachen der Seele auf die Pfade, die zu seiner Höhe führen. Wäre es umgekehrt nicht auch möglich, daß der Knabe unter Ihrer Leitung den Priesterberuf nicht so nahe kennenlernte, daß er ihm folgt, obwohl seine Seele für den Altar bestimmt ist? Was würde dann aus ihm werden? Ein Unglücklicher, ein Unglückverbreitender vielleicht, der — verzeihen Sie, liebe gnädige Frau — die Art und das Unglück seines Vaters noch übergipfelt! Verwirren Sie nicht die Seele des Kindes durch Ihre eigenen Bedenken. Fühlt er später den Beruf zum Altar nicht in sich oder neigt er zu einem bestimmten anderen Berufe — nun, in diesem Falle wäre es noch immer Zeit, wenn Sie das Kind mit aller Bereitschaft erwarteten, auf daß es dann nicht verlorengeht. Sie selbst können inzwischen aufatmen von der Überbürdung des Lebens, sich Ihrer Tochter widmen und Ihrem Mann. Denn das Erstrebenswerteste wäre es, wenn Sie durch Ihr eigenes Wesen dem Irrenden und Umgetriebenen einen Halt verliehen. Jetzt, nachdem er die Jugend hinter sich hat, wird er in die ruhigeren Bahnen des gereiften Mannes gleiten, welcher in der Familie, in der Frau seinen Hort und sein Genüge findet. — Sagen Sie nicht, in diesem Falle sei das unmöglich. Bedenken Sie, daß — sollte Ihr Sohn sich wirklich in die Welt zurücksehnen, sollte er eine weltliche Laufbahn ergreifen — Sie selbst vorbereitet sein müssen. Kinder gedeihen nicht

in Verhältniſſen, die das eigene Unvermögen zum Leben zeigen, liege die Veranlaſſung nun auf ſeiten des Vaters oder der Mutter. — Sehen Sie hier nicht ein doppeltes, ein großes Ziel: dem Manne zu helfen und für den Sohn bereit zu ſein?"

„Sie kennen meinen Mann nicht", wandte Hedwig ein.

„Ich bin überzeugt", fuhr der andere fort, „wenn Sie ſich ganz unter das Ziel des Lebens und Ihres Daſeins ſtellen, ſo werden Sie auch das Schwerſte überwinden, das die augenblicklichen Verhältniſſe bieten. Denn was iſt das Ziel unſeres Lebens?" . . .

Hier nahm die Stimme des Propſtes wieder jenen überlegenen, eindringlichen und doch für Hedwig ſo unfaßbaren Ton an, mit welchem er von den Dingen einer Weltweisheit ſprach, die ihr ferne lagen und ſie erſchütterten, wie der unverſtandene Ruf des Meeres, der aus den Wellen klingt und in Abgründen rauſcht.

„Iſt es das Wohlleben, der Reichtum oder die Macht, nach denen unſer Leben ſtrebt? Über all das brauche ich Ihnen nichts zu ſagen, denn die Weiſen und Einſichtigen aller Zeiten haben die Nichtigkeit der irdiſchen Güter erkannt und beklagt.

Doch was iſt das Ziel unſeres Lebens? Iſt es die irdiſche Zufriedenheit, die uns das Zuſammenleben der Geſchlechter, die uns der Beſitz eigenen Lebens und des Weiterlebens in unſern Kindern gewährt? Ach, iſt nicht gerade hier die Quelle unſerer Leiden, der Tod, Krankheit, das Verlaſſen-Werden, die Schuld der Liebloſigkeit und aller menſchlichen Fehle, welche, anſtatt

die Menschen zu Brüdern zu machen, sie aufeinander hetzt wie das Wild in der Wüste und sie schreien macht vor Blutdurst und Zwietracht?

Endlich das eigene Sein, ist es das Ziel unserer Tage? An der Schwelle auch des eigenen Lebens steht der Vernichter, der mit einer Bewegung seiner Hand den Atem anhält und uns sterben läßt — der Tod! In der letzten Stunde versinkt für uns das irdische Sein, es sterben Menschen, Geschöpfe und Berge: mit dem eigenen Tode geht für uns die Welt zugrunde. Und dann? Sie wissen jetzt: am Anfang und Ende aller Dinge steht Gott, der Unbegreifliche, der Allmächtige und Allweise. Zu ihm führt unser Weg. Aber auch der Tod, der so gefürchtete, scheinbar alles vernichtende Tod steht an der Schwelle zu Gott und führt uns hinan zu dem höheren Sein, das Gott denen bereitet hat, die ihn lieben.

Der Tod, der Gefürchtete, er ist der große Baumeister Gottes, der neue Welten aus dem Nichts zaubert auf den Wink des Höchsten, indem er die alten Hüllen zersprengt. Nicht umsonst bittet die Kirche den Schöpfer für all ihre Kinder um die selige Sterbestunde. Nur der Unverstand folgert aus dieser Achtung vor dem Tode, die Kirche sei weltabgewandt und sehe ihr Ziel im Verzicht auf alles, was das Leben bietet. Nein, sie kennt das Ziel des Lebens, den Tod, den Baumeister der Zukunft, der Ewigkeit. Ihm und dem künftigen Leben ist ihr Antlitz zugewandt, und dorthin richtet sie den Blick ihrer Kinder. Verzagen Sie nicht! Vertiefen Sie vielmehr Ihr Leben in diesem Sinne.

Sie werden leichter alles Schwere ertragen, leichter die Pflicht auch Ihrem Manne gegenüber erfüllen, selbst unter Schmerzen. Denn die Erfüllung der Erdentage ist nur Vorbereitung zu jenem ewigen Licht, zu dem wir durch den Tod gelangen und eingehen zur Herrlichkeit des Herrn . . ."

Hedwig war verwirrt von den Worten des Priesters. Das einzige feste Empfinden, das in ihr zurückblieb, war das des Vertrauens zu dem Manne, der die Dinge der Welt und die Winke Gottes ebenso sicher zu beherrschen schien wie das fließende und gleitende Wort. — Es tanzten kleine Bilder durch ihren Vorstellungskreis: ihr Mann, das Familienleben, ihr Sohn als Geistlicher, der Tod als Vollender, die Sorge für ihre Tochter.

Als sie — vom Propst bis zur Tür geleitet — das Haus verließ, war ihr von dem Begriff der Wahrheit und ihren eigenen Eindrücken nichts mehr bewußt. Alles stand vor ihr wie Nebel. Sie hatte das Gefühl, durch Wolken hingegangen zu sein, aus deren Bereich sie nichts mitbrachte als den Entschluß, ihr Kind in der Obhut des Schwagers zu lassen und sich selbst auf den Boden allgemeinster Lebensführung und Lebensanschauung zu stellen, um zu versuchen, ihren Mann zu der gleichen Auffassung zu bewegen und mit ihm bereit zu sein, den Kindern und vor allem dem Sohne zu helfen, wenn er einst die Arme nach ihr ausbreiten würde, um das Haus des Prälaten zu verlassen und sich dem Leben der Welt zuzuwenden. Denn in ihrem Herzen glaubte sie nicht an seine geistliche Bestimmung und war er-

staunt über die Bereitwilligkeit, mit der Berthold sich für den Priesterstand erklärt hatte.

*

Als ihr der Knabe im Hause des Prälaten entgegensprang, schloß sie ihn bewegt in die Arme. Sie fühlte jetzt erst ganz, daß sie den Sohn aufgeben mußte, und blickte ihm in die klaren, unbefangenen Augen.

Tante Martha trat hinzu und schüttelte den Kopf, als der Knabe die Mutter an ihr Versprechen erinnerte, mit ihm in den Märchenbüchern zu lesen.

„Das Märchen von Jorinde und Joringel", sagte er auf die Frage der Mutter, „in dem die Nachtigallen singen, und das so traurig ist."

„Müßte diese Weichheit nicht überwunden werden?" fragte Martha Becker am Abend die Mutter Bertholds; es liegt eine Gefahr in diesen Dingen, zu denen das Kind neigt."

„Lassen Sie ihm das eine", versetzte Frau Hedwig; „er wird sich meiner und der alten Heimat erinnern, solange er in den Märchenbüchern liest, und seine Seele wird mir nicht verlorengehen."

„Auch Sie müssen sich in die neuen Verhältnisse finden", entgegnete die Verwandte. „Es ist vielleicht besser, wenn niemand zwischen Berthold und seinem Ziele steht."

Hedwig erschrak. Sie sah mit steigender Angst die Stunde des Abschiedes nahen — fühlte schmerzlich, daß ihr Kind, dem sie sich in dieser Zeit gern mehr gewidmet hätte, sich weniger und weniger nach ihr sehnte und

unter der bevorstehenden Trennung minder litt, als sie heimlich gehofft hatte.

Selbst beim Lebewohl las sie zwischen ihren Tränen in seinen Augen nur die staunende Frage: „Warum gehst du fort?“ Denn die Bangigkeit, die Berthold vor den Verwandten empfunden hatte, war im Schwinden begriffen. Tante Marthas Wesen nur behielt für ihn manches Unverständliche. Sie war seinen Vorstellungen und Gedanken gegenüber auch selbst im unklaren und verbarg ihre Unsicherheit hinter einer lehrhaften Zurückhaltung. —

Als Berthold jedoch ohne die Mutter in die Kurie heimgekehrt war, wußte er nicht, was er mit sich anfangen sollte. Das Haus, der blühende Garten, der Grashof und die Nebengebäude lagen offen für ihn da. Martha Becker hatte ihm anempfohlen, zu spielen, und ihn allein gelassen. — Er stand einsam im Flur des Treppenhauses und betrachtete die roten Sandsteinfliesen, welche den Boden bedeckten, und wunderte sich, daß die Flügeltüren des Saales so weiß waren. Das dunkle Holz der Treppe erschien dazu in einem merkwürdigen Gegensatz.

Der Knabe ging in den Hof. Es war so still, daß er sich wegwandte, um etwas Lebendiges zu entdecken. Am Fuß des Kirschbaumes neben der Backstube krochen rote Ameisen und bauten einen Weg zu den gelben Schwertlilien beim Kellereingang. In den Lüften war leises Bienensummen und Vogelsingen, ein Flimmern des Lichtes, das sich hinter ziehenden Wolken bewegte im eigenen Blau und in der Tiefe seiner Unendlichkeit.

Plötzlich stürzten dem einsamen Jungen Tränen aus den Augen. Er setzte sich auf den Rand des hochgetürmten Schutthaufens und verbarg das Gesicht in den Händen.

Als der Oheim und die Tante beim Mittagessen Tränenspuren auf seinen Wangen bemerkten, schauten sie sich fragend an, und der Prälat sagte in seiner überlegenen Weise: „Morgen, Junge, gehst du in die Schule." . . .

Am Nachmittag läutete die Türglocke. Als Berthold öffnete, stand vor ihm ein Junge, rotbäckig, mit blauen Augen. Er drehte verlegen die Mütze in den Händen.

Er stotterte: „Ich bin herbestellt!"

Berthold ließ ihn stehen und rief die Tante. Sie kam und sagte herablassend: „Bist du es, Balthasar? — Hier, das ist Berthold. — Höre, Balthasar wird dich morgen in die Schule bringen."

Dann schickte sie die Jungen in den Garten.

Am nächsten Morgen war Balthasar pünktlich zur Stelle. Berthold ging neben ihm zwischen hohen Mauern dahin.

Die Schule war in einem ehemaligen Kloster untergebracht. Eine Kirche mit zierlichem, schwankem Turm verriet die ehemalige religiöse Bestimmung.

Der Schulhof war klein und eng. Eine unendliche Menge von Knaben schrie und lärmte, sprang und schob sich durcheinander.

Berthold kam sich vor wie in einem fremden Land, in dem man eine andere Sprache spricht, wo den Einheimischen alles, ihm aber nichts verständlich war.

Buben hämmerten mit den Fäusten gegen die verschlossene Schultür. Eine alte Frau mit dem Gesicht einer Hexe schoß hinter dem Gitterfenster hervor, ballte die Fäuste und schrie Worte in der fremden Sprache. Das mußte die Frau des Schuldieners sein.

Um den „Neuen" und Balthasar bildete sich ein Kreis von Neugierigen. Aber die Schultür öffnete sich plötzlich, und die tobende Masse der Jungen stürzte in den dunklen Hausgang wie das aufschäumende Wasser eines Sturzbachs in den finstern Abgrund . . .

Nach Beendigung des Unterrichts war Berthold froh, als er wieder in der Kurie war und seine Kameraden auf der Straße weiterzogen. Er ging in das Eßzimmer. Das Dienstmädchen brachte den Imbiß. Vor die Tante, die hinter dem Tische saß und in der Landeszeitung blätterte, stellte es eine Platte mit einem gesottenen Fisch. Denn Martha Becker liebte es, ausführliche und ausgesuchte Mahlzeiten zu halten.

Der Junge brach sein Brötchen und tunkte es in die Milch. Dabei schaute er gebannt auf den Fisch, an dem etwas seine Aufmerksamkeit erregte. Es kam ihm vor, als starre das gebrochene Auge des Tieres mit einem entsetzten und unsagbar grauenhaften Ausdruck zur Zimmerdecke empor und als sei in dem gestreckten Leib eine verzweifelte Empfindung, die Beklemmung um das Herz Bertholds legte. Seine eigenen Augen wurden starr, als die Tante die Zeitung beiseiteschob und ruhig die beiden Gabeln ergriff, um die Mahlzeit zu beginnen. Ihr Kopf mit dem schwarzen Haar war über den Teller gebeugt, die roten Wangen leuchteten. Es

deuchte den Knaben, als verwandle sich das Blau der Augen in helles Grün und als würden die Bewegungen der Hände rascher und straffer.

Sie legte den Fischkopf mit dem starren Augenpaar beiseite und schaute bei dieser Bewegung flüchtig auf den Knaben. Sie sah, daß derselbe überaus bleich war, und hielt erstaunt inne. Seine Hände zitterten. Auf der Stirn stand ihm feuchter Schweiß.

„Was ist dir?" fragte Martha Becker.

„Mir ist schlecht", stotterte Berthold.

„Geh an die frische Luft", befahl die Erzieherin und blickte verwundert dem Jungen nach, der, so schnell er konnte, aus dem Zimmer eilte; denn es begann sich alles um ihn zu drehen.

Im Hofe kehrte die Farbe in Bertholds Gesicht zurück. Doch er konnte lange den Eindruck nicht los werden, der in ihm die körperliche Übelkeit und die seelische Angst erzeugt hatte. Immer noch sah er das starre Fischauge und den Blick Martha Beckers vor sich, der die blaue Iris grün erscheinen ließ und ihn an eine Katze erinnerte, die einem Vogel auflauert. —

Furcht vor Martha Becker wallte in dem Herzen des Knaben auf sowie die Verbindung seiner Vorstellung von ihr mit einem Tigerweibchen, das bereit wäre, sich auf ihn zu stürzen und dabei einen entsetzlichen Schrei auszustoßen. Diesen Schrei hörte er in den Ohren, als sei er tatsächlich erklungen . . .

Die Abende durfte Berthold mit Oheim und Tante auf der Terrasse im Garten verbringen. Die Verwand-

ten sprachen selten mit ihm. Teilweise wurde die Unterhaltung französisch geführt, so daß das Kind seine Aufmerksamkeit der Umgebung zuwenden konnte.

Oft schaute es lange in den Garten, über dem die Schatten wuchsen und eigentümliches Licht zitterte. Sein Ohr hörte den Amseln zu, die nicht Ruhe fanden, solange nicht der letzte rote Streif des Sonnenuntergangs verschwunden war. Sein Herz fühlte beim Zirpen der Grillen in der Dämmerung eine Stimmung wachsen, gemischt aus Traurigkeit und süßer Lust an satten Farben und den Schatten der späten Stunde, in welche weiche Luft laue Düfte streute.

Erst wenn die Gartenlampe gebracht wurde und Eintagsfliegen schwirrten, wenn Nachtschmetterlinge an die helle Glocke stießen, wich die süße Schwermut. Der Oheim schaute in das goldgeränderte Brevier und bewegte betend die Lippen. Die Tante las in der Zeitung oder ergriff eine Handarbeit. — Berthold holte sich dann eines seiner Bücher und vergaß über dessen Geschichten den Garten, die Tante und den Paten.

Er konnte viele Male ein und dasselbe Buch durchfliegen; da er die meisten Erzählungen nicht ganz verstand, entdeckte er immer neue Dinge in ihnen und stand stets vor neuen Toren seiner Seele. — Am liebsten hatte er ein Werk mit Sagen und Rittergeschichten. Er blätterte in demselben und betrachtete die Bilder. Dann las er die Überschriften, deren große Lettern er langsam buchstabierte, und vertiefte sich in den Bericht vom heiligen Gral, der im fernen Montsalwatsch bewacht wurde, im geheimnisvollen Schloß, das jeder ver-

lassen mußte, der nicht nach dem Sinn des heiligen Dienstes fragte.

Die edle Königin Repanse trat vor die Seele Bertholds, den Gral in weißen Händen, vorüberschwebend, schmerzenstillend, jeden Wunsch und alles Verlangen wegwischend mit dem Scheine des göttlichen Blutes, das Macht und Erkenntnis ewiger Erlösung in die Herzen der Auserwählten strahlt.

Bunte Bilder und geheimnisvolle Worte verwirrten das Kind. Es blickte auf und staunte schweigend in die Dunkelheit des Gartens, in dem Leuchtkäfer ihr grünes Licht vorübertrugen.

Dann sah Berthold den Oheim an, der in schwarzer Soutanelle über dem Brevier saß, und auf das Glas gelben Weines, in dessen Biegung die Lampe verkleinert, verzerrt noch einmal erschien. — Er machte den Versuch, zu sprechen — wollte fragen, unterließ es aber, weil der Oheim immer von neuem die Lippen bewegte und nicht aufschaute.

Endlich machte der Geistliche eine Bewegung zu dem Glase hin, und Berthold wagte zu flüstern: „Oheim, wo liegt die Burg Montsalwatsch?"

Der Prälat schaute ihn so verdutzt an, daß Berthold ihn beinahe für einen Fremden hielt, und griff mit einer überraschten Handbewegung nach dem Bande, in dem sein Neffe gelesen hatte. Er blätterte und betrachtete das Bild der Gralsburg sowie die Darstellung der Königin, die die leuchtende Schale trägt.

Schließlich sagte er: „Junge, davon verstehst du nichts. Lege das Buch weg."

Berthold ſchaute ihn enttäuſcht und flehend an und flüſterte nochmals: „Weißt du nicht, wo Montſalwatſch liegt?“

„Nein, ich weiß es nicht“, erwiderte der Mann in dem Prieſtergewand nachdenklich. „Jene Burg ragte in einem fernen Land, das untergegangen iſt, als Wolfram von Eſchenbach ſtarb.“

Er nahm einen Schluck Wein und beugte ſich wieder über das goldgeränderte Brevier. — Martha Becker hing mit bewunderndem Blick an dem ruhigen Antlitz des Betenden. Berthold aber träumte mit glühenden Wangen in die Nacht, die Augen auf die ſchwarzen Türme des Doms gerichtet, die ſich am Himmel abzeichneten.

☆

Oft — wenn die Tante Berthold allein gelaſſen hatte — überfiel ihn tiefe Sehnſucht, litt ihn nicht im Zimmer, verfolgte ihn durch den Garten.

Die breiten Kieswege knirſchten unter dem Schritt. Dies vermehrte das Gefühl der Einſamkeit.

Der Knabe ſchaute ſich um, ob nicht ein Beobachter hinter ihm ſtehe. Doch er konnte niemanden entdecken. Wohl rauſchte der Wind in den Bäumen, ſchien leiſe Worte zu flüſtern, verſtärkte die Empfindung, es ſtehe eine unſichtbare Macht hinter den Büſchen und ſchwebe in den Kronen der Bäume, eine Macht, die Berthold nach Dingen frage, auf die es keine Antwort gibt.

Wenn er über die Beete und Blütengruppen blickte und nicht wußte, wohin er ſich wenden ſollte, um dem unſichtbaren Frager zu begegnen — wenn er glaubte,

daß der fremde Geist sich vor ihm verberge, kam aus den grünen Blättern ringsum Bangigkeit, die ihn umkreiste wie der Vogel sein Nest, in das er einkehren will im nächsten Augenblick.

Das erstemal, als dem Knaben dies geschah, lief er in das Haus zurück. Er hatte unwiderstehliches Verlangen, mit andern Kindern zu spielen. — Balthasar fiel ihm ein. Dieser wohnte in der Gasse, die zum Schlosse führte.

Berthold öffnete die Haustür, lehnte sie hinter sich an und verließ geräuschlos die Kurie, um den Schulkameraden aufzusuchen.

Neben dem Häuschen der Eltern Balthasars stand ein Neubau noch unvollendet. Dort kletterte Berthold mit dem Freunde und dessen kleinem Bruder herum.

Bald jedoch verabschiedete er sich wieder und schlich ins Haus des Oheims zurück, dessen Türe er noch angelehnt fand. Vor dem Eintritt kam ihm der Gedanke, er hätte fragen sollen, ehe er wegging. Aber er fürchtete, Tante Martha könne ihm verbieten, mit Balthasar zu spielen, und er beschloß, auch in den nächsten Tagen ohne Erlaubnis im Neubau drüben herumzuklettern.

Fast wurde dem Knaben das unvollendete Haus in der kleinen Gasse lieber als sein gotisches Zimmer. Man schaute von dort weit in die Berge.

An schulfreien Tagen ging er hinüber; oft stand er zwischen den Balken des noch nicht gedeckten Daches, wo es nach Holz und Mörtel roch, und schaute in die Ferne,

über das weite Land, das wie eine Verheißung in der Sommersonne leuchtete.

Satte Farben stiegen vor ihm auf, die freudigen Farben eines Landes mit Sandsteinbergen und Kastanienwäldern, mit Römerpaläſten und mittelalterlichen Klöstern. Berthold sah immer wieder hinüber nach den Höhen, zwischen denen eine weiße Fahrstraße den Paß empor kletterte. — Für ihn war diese Straße die Sehnsucht, die Ferne und die Zukunft. Sie stieg über dem Gebirge in die Wolken des Sommerhimmels, verlor sich im Jenseits. Manchmal, ganz selten, fuhr langsam ein Reisewagen den Paß hinan und verschwand, wenn er ganz klein geworden war, in einem Staubwölkchen.

Mit ihm zog das Heimweh des Knaben. Die Sommerluft gaukelte ihm Bilder vor die Seele. Die Ferne vor seinen Blicken versank in andere Fernen, in Sehnsucht in unbekannter Zukunft und sah als letzte Hoffnung den Reisewagen mit den kleinen Pferden, die in der unbekannten Weite, in der Wolke von unendlich feinem Silberstaub verschwanden.

Wenn so der Traum die junge Seele zu umfangen begann, fühlte sie keine Bangigkeit wie in dem ummauerten Garten des Oheims. Es war Berthold, als müsse er noch Großes erleben, als müsse die Weite zu ihm kommen über die Stadt in der flimmernden Sonne . . .

Als der Knabe aber eines Tages heimging, fand er die Türe unter dem Löwenwappen verschlossen. Er erschrak und ahnte, es werde eine Strafpredigt setzen. Er blickte

sich um. Neben der Tür war das vergitterte Fenster, hinter dessen Stäben er die braune Treppe sah. Er griff zwischen den Eisen hindurch, drückte gegen den Fensterrahmen. Die Flügel gaben nach, Berthold zog sich mit den Fäusten empor, er war so schmächtig, daß sein Körper leicht in das Innere des Hauses glitt. Dort sprang er zu Boden und lief in den Garten, auf dessen Terrasse er Martha Becker fand.

Als sie ihn bemerkte, sah sie ihn scharf an, und Berthold erkannte, daß die Farbe der blauen Augen grün wurde. Dieser Blick hielt ihn auf dem Platze fest. Er begann zu zittern: das Schweigen des Augenblicks war wie das Fallen in einen tiefen Abgrund.

„Wo warst du?" hörte er die Stimme der Tante wie aus weiter Ferne.

„Bei Balthasar", sagte er leise.

„Und wie bist du zurückgekommen?"

„Durch das Gitter im Treppenhaus", stöhnte Berthold und wurde klein vor Angst. Er fühlte, er habe etwas begangen wie einen Einbruch.

Tante Martha fuhr ruhig fort: „Es ist allerhöchste Zeit, daß ich dich zur ersten Beichte vorbereite. Bedenke, daß du einst die Stütze deiner Eltern und das Haupt der Familie werden sollst und daß solche Dinge sich mit deinem zukünftigen Beruf nicht vertragen. Du bist in der Erziehung mehr vernachlässigt, als ich annahm. Geh und hole deinen Katechismus . . ."

Der Beichtunterricht begann im Zimmer der Tante. Berthold setzte sich Martha Becker gegenüber an den runden Tisch aus gelbem Holz und blätterte in dem

Frage- und Lehrbuch. Seine Erzieherin schaute zu, nahm das Büchlein an sich und bezeichnete eine Stelle mit dem Zeigefinger, indem sie sagte: „Lies!“

Berthold begann mit hoher, stockender Stimme. Ihm drehten sich die Worte im Kopfe.

Wie im Traum dachte er zwischen den Sätzen der religiösen Unterweisung an seine Märchenbücher. Zugleich tönte ihm das Wort „Buße“ wie ein altes Lied in den Ohren, und er stellte sich bei dem Klang einen Mann in brauner Kutte vor, der vor Hunger mager war.

Aber schon kam die Stimme der Tante zu dem Lesenden und sagte: „Hier!“ — Ihr Finger, an dem ein Brillantring funkelte, zeigte auf eine andere Stelle der Seite.

Berthold empfand einen schweren Druck, als lege sich ein eiserner Ring um die schmale Brust. Ihm fiel ein, was Tante Martha gesprochen hatte, als er durch die Gitterstäbe ins Treppenhaus gekrochen war. In seinem Innern wurden leise die Worte lebendig: „Stütze der Eltern — Haupt der Familie!“

Es schmerzte ihn etwas beim Atmen. Er wurde blaß. Sein Auge war auf das Wort „Reue“ und „Buße“ im Katechismus geheftet.

Da kam schon wieder der Finger der Tante über den gelben Tisch. Der Knabe riß den Blick von den schrecklichen Worten los und las laut, schreiend. Die Lehren des kleinen Buches wirbelten durch seinen Kopf wie Staub vor dem Winde. Er konnte nicht einen Satz erhaschen und blickte ratlos zu Martha Becker hinüber, die ruhig fragte: „Nun?“

Da schmolz alles in Berthold — das wirre Gefühl im Kopf, die Vorstellung von dem verhungerten Mann in der Kutte, die Gitterstäbe im Treppenhaus und die Worte „Ernährer der Eltern — Haupt der Familie" — in eine einzige Empfindung zusammen. Der Druck in seiner Brust machte sich in einem Tränenstrom Luft, der die Tante in erstaunte Aufregung versetzte. Sie schwieg eine Zeitlang und sagte endlich zögernd: „Wasch dich und lerne die drei Fragen auswendig."

Martha Becker eilte sodann in das Studierzimmer des Prälaten, um ihm vorzuschlagen, die Zügel bei der Erziehung des Knaben straffer zu ziehen.

„Der Junge ist verträumt. Ich weiß nicht, was in ihm vorgeht", sagte sie.

„Es ist das die Weichheit, die überwunden werden muß", versetzte der Domherr nachdenklich. „Wie du das anfängst, gilt mir gleich; aber überwinde sie. Natürlich soll der Junge auch kein Tunichtgut werden. Mache einen Acker aus ihm, in den wir Samen streuen können. Die katechetische Unterweisung gibt dir die beste Gelegenheit dazu."

„Er liest zuviel in den Büchern, die er von seiner Mutter hat."

„Vielleicht kannst du diesen Stoff allmählich durch einen andern ersetzen."

Der vielbeschäftigte Prälat machte seine umfassende Handbewegung und wandte sich einer anderen Angelegenheit zu.

Martha Becker verließ das Zimmer mit der Überzeugung, Berthold müsse in der Tat von Grund auf

umgeformt werden. Sie wußte, er gehe Gedanken nach, welche in die Seele dieses Kindes gebettet waren als etwas Fremdes, Suchendes, dem sie machtlos gegenüberstand. In ihr regte sich der Wunsch, alles auszuschalten, was selbständig in Bertholds Denken an die Oberfläche trieb. Dabei hatte sie die Vorstellung, als sei es nicht das Fühlen Bertholds, dem sie entgegentreten müsse, sondern als klinge in den Worten des Kindes die Stimme seiner Mutter, zu der sie die Brücke der Freundschaft nicht hatte finden können. Hedwig war ihr eine Fremde geblieben, auf welche sie mehr und mehr herabblickte, je mehr sich die Nachrichten häuften, daß das erstrebte bessere Verhältnis zu Urban sich nicht anbahnen wolle, dieser vielmehr unerfüllbaren Plänen nachgehe und sich alle Menschen zu Feinden mache.

In Bertholds Seele aber war Sehnsucht. Verlangend drängte es ihn zu fragen, so oft er auch in seine Schranken zurückgewiesen wurde. — Wenn solches geschah — sei es in ernsten Worten oder mit einem Unterton von Spott —, fühlte er tiefen Schmerz, den er so gerne einem anderen Menschen anvertraut hätte, daß er oft versucht war, die heimlichen Ausflüge in das Haus Balthasars wieder aufzunehmen. Aber jedesmal, wenn die Versuchung an ihn herantrat, klangen die Worte der Tante in seinen Ohren: „Sünde! Stütze der Eltern! Haupt der Familie!“

Er lief in den Garten, um allein zu sein. Ein Zwiespalt bildete sich in seiner Seele. Er fühlte in gleicher Weise unendliche Angst vor Martha Becker wie auch den süßen, drängenden Wunsch, ihr von dieser Angst zu

sprechen, sich von ihr nur einmal übers Haar gestreichelt zu fühlen oder zu sehen, daß sie ihm gütig zulächle. Doch Tante Martha liebkoste ihn nie, und so überwand seine Scheu die Sehnsucht, die sein Herz hinzog zu der Frau, in deren Hand die Geschicke seiner Seele lagen.

Einmal war es ihm beim Lesen seiner Märchenbücher wie eine Erleuchtung. Er hörte eine Stimme, mit der er zu sich selber sprach und mit der er beschloß, zu sein wie Parsifal, der erfahren hatte, daß er fragen müsse und erkennen, um nicht verstoßen zu werden aus den Quellen des Lichtes und der Seligkeit.

„Sonst bleibst du immer in Angst, wie du es jetzt bist", sagte er in diesem Zwiegespräch mit seiner Seele.

Tag für Tag nahm der Katechismusunterricht seinen Fortgang. Aber neben den Fragen des schwarzen Büchleins tauchten andere Erkenntniswünsche in der Seele Bertholds auf.

„Warum gab es eine Sünde? Oder warum geriet man in sie, wenn man sich mit Gott und seinen Geboten befaßte?"

Solch trotzige Aufwallungen freuten Berthold; doch er verschloß sie wie einen Fund in sich, den er heimlich gemacht hatte, von dem er zu niemand sprechen durfte.

★

Eines Abends nahm Martha Becker den Neffen mit in das Studierzimmer des Oheims und sagte: „Bist du eingedenk, daß du zur ersten Beichte gehen wirst?"

Berthold nickte.

Die Tante hieß den Knaben auf dem Betpult vor dem

Hausaltar niederknien. Sie zog den Rosenkranz hervor und betete lange. — Als sie sich zum letztenmal gesegnet hatte, schwindelte den Knaben. Ihm graute vor dem Worte „Blut", das in allen Gebeten vorkam, und vor der Vorstellung von Wunden und Marterwerkzeugen, die immer wieder Erwähnung fanden in der sich anschließenden Kreuzwegandacht.

Nach dem letzten „Amen" ging er in sein Zimmer, das Herz bedrückt und den Kopf erfüllt von hundert Bildern des Grausens vor dem Blute Gottes und der Menschen. Wie Stechmücken umsummten ihn Gedanken an das Leiden des Erlösers und die bevorstehende Beichte. Diese erschien ihm als drohender, folgenschwerer Schritt in die Zukunft, ein Schritt, der ihn näherführte zu dem Beruf, von welchem Tante Martha häufig redete, ohne ihn beim Namen zu nennen.

Was wartete auf ihn? Er sollte eine geistliche Erziehungsanstalt besuchen. Und dann?

Berthold blickte einem Mondstrahl nach, der durch die Äste des Birnbaums vor dem Fenster brach. — Er würde in fremde Weltteile reisen, so hoffte er, und nichts mehr sehen vom Hause mit dem Löwenwappen.

Er würde zu Vater und Mutter gehen. Er wollte fliehen vor dem Sündenbekenntnis in der Kirche, wollte in die Heimat zurückkehren, die groß und frei in stiller Ebene lag.

Berthold versuchte zu schlafen. Aber das Mondlicht und die innere Erregung hielten ihn wach. Stärker stieg Sehnsucht in ihm empor nach der Stadt seiner Geburt, in der für ihn gefühlsmäßig die Eltern noch weilten.

Dort wollte er groß werden, mit dem Vater durch die Straßen gehen und in die Wälder wandern, in denen Wasserläufe unter grünen Bäumen strömten. — Bei der Mutter wollte er stehen in der Küche, um zuzuschauen, wie sie Kuchen buk und Gerichte kochte, die besser schmeckten als alles in diesem Hause, das so groß und einsam war.

Heimweh stand schweigend neben ihm, umgab ihn mit lockenden Bildern.

Im Hause des Oheims hatte er keinen Gespielen. Er war allein. Wenn er daheim wäre, würde die Schwester um ihn sein und die Knaben der Nachbarschaft, mit denen er früher gespielt hatte.

Morgen sollte er sein Gewissen erforschen, um würdig beichten zu gehen. — Hatte er Böses getan? Hatte er gemordet oder geholfen, den Heiland zu kreuzigen durch seine Sünden, wie es im Gebetbuch stand?

Er richtete sich empor, hatte den unwiderstehlichen Wunsch, etwas zu tun, um loszukommen von den quälenden Gedanken. Unruhig schob er die Decke zurück und schaute auf seine Kleider. Er sprang aus dem Bett. Sein Herz klopfte. Ihm war heiß, seine Glieder zitterten unruhvoll.

Rasch schlüpfte er in Hose und Bluse, wartete vor der weißen Zimmertür. Wohl eine Minute lang wagte er nicht, die Klinke zu ergreifen. Dann öffnete er bebend.

Er stand tiefatmend im Dunkel des Ganges. Nirgends war ein Geräusch. Langsam tastete er sich zur Treppe. Stufen knarrten unter dem Schritt der weichen Schuhe.

Er wollte umkehren, aber es war, als stehe jemand hin-

ter ihm. Würgende Angst trieb ihn weiter. Matter Lichtschein drang durch das Fenster über der Hintertür.

Berthold drehte den Schlüssel. Die Pforte öffnete sich: Vor ihm lag der Hof, von Mondschein erhellt und dem Lichte, das aus des Oheims Zimmer drang. Nur in den Kronen der Bäume nistete Dunkelheit, in den Ecken, wo der Holunder stand, hockten finstere Schatten.

Der Knabe wagte nicht weiter zu gehen. Er starrte auf die herabgelassenen Vorhänge, hinter welchen das Licht im Studierzimmer des Oheims brannte. Auf ihnen gewahrte er zwei Schatten. Der Prälat stand ruhig da, wie aus Stein gemeißelt. Der Schatten der Tante machte heftige Bewegungen. Es war, als rede sie erregt und als gehe ein Zucken durch ihre Gestalt. Doch waren keine Stimmen zu vernehmen. —

Eine Katze schlich durch den Hof, blieb im Mondglanz stehen, als warte sie auf etwas. Sie hob die Vorderpfote lauernd und sprang plötzlich in den Schatten, aus dem ihre Augen herüberleuchteten wie grüne Flammen.

Berthold zuckte zusammen. Die Angst in ihm vermehrte sich. Rasch trat er zurück ins Treppenhaus, leise tastete er die Stiegen empor, atmete auf, als er in seinem Zimmer stand und hastig die Kleider abstreifte. Sein Bett war noch warm, und bald schlief er ein, ermüdet und zerschlagen . . .

Aber drüben im erleuchteten Studierzimmer stand Martha Becker. Zwischen ihr und dem Prälaten lag ein Briefumschlag, der die grüne Marke Italiens trug.

Die Base des Domherrn hatte diesen Brief am Vor-

mittag selbst dem weißen Holzbriefkasten entnommen und in das Zimmer des Vetters gebracht.

Der Geistliche bemerkte den Blick der schillernden Augen.

„Stefanietta wird uns besuchen", sagte er und betrachtete die Hausgenossin ruhig.

„Das ist unmöglich!" rief diese und erhob sich. — Sie war bleich geworden; das tiefschwarze Haar schien zu leuchten.

„Unmöglich?" fragte der Prälat: „Ich halte es nicht nur für möglich, sondern ich wünsche, daß Stefanietta kommt. Ich lasse mich von bestimmten Erwägungen leiten."

„Deine Kühnheit ist Leichtsinn, Vetter."

„Leichtsinnig zu handeln ist nicht meine Art. Finde dich mit den Tatsachen ab und sei freundlich zu dem Mädchen."

„Kannst du sie nicht in Rom oder in der Schweiz treffen?"

„Ich habe keine Veranlassung, jetzt nach Rom zu reisen", erwiderte der Geistliche ruhig und ergriff ein Federmesser, um einen Gänsekiel zurechtzuschneiden; denn er liebte diese veraltete Weise des Schreibzeugs, wenn er Briefe schrieb, die nur sein Eigenes und Inneres betrafen.

„Ich kann nicht!" stieß Martha Becker hervor.

„Ich will es so!" entgegnete der Prälat kurz. „Außerdem wünscht auch Stefanietta, mich zu sehen."

„Und ich soll sie als gleichberechtigt neben mir dulden?" Es war ein Flehen in der Stimme Marthas.

„Das kommt hier nicht in Frage. Ich will Vorsorge für ihre Zukunft treffen."

„Aber Berthold?"

„Für den Knaben wird Stefanietta eine Base aus Rom sein. Alles andere würde sein Nachdenken anregen. Das Mädchen selbst weiß um ihre verwandtschaftlichen Beziehungen."

Martha Becker starrte den Vetter ungläubig an. Ihr Unterkiefer war vorgeschoben und zitterte. Dann gab sie sich einen Ruck und verließ hastig das Zimmer.

★

Am folgenden Nachmittag ging Berthold zur Beichte. Er kniete mit anderen Kindern in der Pfarrkirche und betete. Als er den Beichtstuhl betrat, war er merkwürdig ruhig. Er sagte seine Sünden her, wie er sie auswendig gelernt hatte.

Nach dem Segen des Priesters fühlte er sich frei wie lange nicht. Er blieb noch eine Weile in dem Gotteshaus, ging dann langsam nach Hause und betrat aufrecht das Wohnzimmer der Tante.

Martha Becker saß in dem grünen Lehnstuhl neben dem Ofen. Sie hatte das Gesicht in beide Hände gestützt und weinte. Beim Geräusch der sich öffnenden Tür schreckte sie auf und rief hastig: „Geh, Berthold! Geh in den Garten!"

Der Knabe war von dem Anblick so erschüttert, daß er wie vor einer Erscheinung zurückwich und ohne Nachdenken gehorchte. In ihm war nur die staunende Frage: „Kann Tante Martha weinen?"

Er ging in den äußersten Teil des Gartens, wo es still war und schon gelbe Blätter lagen. Unter einem schlanken Obstbaum aß er reife Birnen; sie waren saftig und süß.

Die kühle Luft stand unbeweglich. Hinter der hohen Gartenmauer hörte er das Rollen eines Wagens, der vor der Haustür hielt. Berthold lief über die Terrasse in den Saal. Er vernahm Stimmen im Hausflur. Die eine, tiefere, war die des Oheims.

Er öffnete die Flügeltür und spähte hinaus.

Neben dem Prälaten stand auf den Sandsteinfliesen ein schwarzhaariges Mädchen mit bleichem Gesicht.

Die Fremde legte den Reisemantel ab, während der Kutscher eine Menge von Gepäckstücken neben der Treppe aufhäufte. Auch der Oheim zog den Mantel aus und redete lebhaft mit der Neuangekommenen, jedoch nicht deutsch, sondern in einer fremden Sprache.

Der Domherr bemerkte seinen Neffen, zeigte mit dem Finger auf ihn und sagte ein paar rasche Worte zu dem Gast. Das Mädchen warf einen Blick auf den Jungen, trat schnell auf ihn zu, nahm ihn in die Arme und küßte ihn. Dabei rief sie: „Mio fratello! Mio fanciullo! Mio fratellino!"

Berthold wußte nicht, wie ihm geschah. Es war, als komme von der Sechzehnjährigen ein Stück frisches, freudiges Leben zu ihm. Er erwiderte die stürmische Umarmung.

Der Geistliche lachte und sagte: „Berthold, das ist deine Base aus Rom. Vertragt euch gut!"

Er sprach wieder italienisch, und erst nach einer

Weile, nachdem alle drei in den Gartensaal gegangen waren, konnte der Knabe einen Augenblick des Schweigens erhaschen, um zu fragen: „Wie heißt sie denn?“

„Sie?“ lachte der Oheim wohlgelaunt, „sie heißt Stefanietta.“ — Das Mädchen lachte gleichfalls und fragte mit fremdartiger Betonung: „Kleiner Vetter, wie heißt denn du?“

„Berthold Reiff“, erwiderte der Knabe leise.

„Ah, dio mio!, welch schöner Name, Berthold! Mio fratello!“

Und wieder faßte Stefanietta den Knaben in die Arme, bis der Oheim erklärte: „Genug!“ — „Schau, Berthold, wo die Tante ist.“

Berthold lief in das Wohnzimmer. Martha Becker saß noch immer im grünen Lehnstuhl und hielt das Gesicht in den Händen verborgen.

„Onkel fragt nach dir“, sagte er.

„Ich kann nicht kommen,“ erwiderte Tante Martha dumpf. Mir ist nicht wohl. Sage dem Herrn Prälaten, ich lege mich zu Bett.“

Sie stand auf und ging in ihr Schlafzimmer, dessen Tür sie verriegelte.

Dem Knaben war es unheimlich. Warum weinte die Tante? Vielleicht gar, weil Stefanietta gekommen war, die Base, die so lieb und fröhlich war?

Er ging in den Gartensaal zurück, die weiße Flügeltür hatte der Domherr geöffnet, um mit der Italienerin in die oberen Zimmer zu gehen. Der Geistliche gab keine Antwort, als Berthold schüchtern sagte, Martha Becker sei zu Bett gegangen.

Der Junge setzte sich auf das rote Sofa und betrachtete das große Bild des Jüngsten Gerichtes . . .

Auch zum Abendessen erschien Tante Martha nicht. Durch das Mädchen ließ sie sagen, sie sei noch leidend; der Vetter möge sie entschuldigen.

An dem länglich-runden Tisch saß der Prälat mit Stefanietta in lebhaftem Gespräch. Berthold verstand nichts von ihrer Unterhaltung. Er beobachtete schweigend das bleiche Gesicht der jungen Verwandten, das beim Schein der Lampe eine Glut annahm, wie Silber, in dem sich der Mond spiegelt — und er dachte bei sich: „So muß Schneewittchen ausgesehen haben — weiß wie Schnee, rot wie Blut, schwarz wie Ebenholz das Haar."

Der Oheim reichte dem Gast die Schüsseln.

Sonst hatte Tante Martha dem Knaben vorgelegt; heute blieb sein Teller leer, bis ihm Stefanietta die Platten zuschob und rief: „So nimm dir doch, Berthold! Du vergißt zu essen!"

Der Prälat nickte, als Berthold ihn fragend ansah. Dann sagte er etwas Italienisches, und die Unterhaltung blieb dem Jungen wieder unverständlich.

Stefanietta warf ab und zu einen Blick über den Tisch. Der Knabe fühlte sich glücklich im Glanz der sammetdunkeln Augen, die die Italienerin sinnend auf ihm ruhen ließ, ehe sie sich wieder dem Prälaten mit wohlklingenden fremden Worten zuwandte.

Nachdem abgetragen war, blieb Berthold still hinter der Lampe, die zwischen ihm und Stefanietta stand. Er suchte im Lichtschein ihr Antlitz. Er fühlte sehnsüchtige

Seligkeit, die seine Wangen rötete und die eigenen blauen Augen leuchten machte.

Der Oheim bemerkte, daß sein Neffe unbeweglich saß, und fragte: „Willst du nicht schlafen gehen, Berthold?"

Dieser schaute sich um. Erst jetzt kam ihm zum vollen Bewußtsein, daß Tante Martha nicht anwesend war wie allabendlich, um mit ihm zu beten, wenn er früher zu Bette geschickt wurde.

Er sah den Geistlichen fragend an. Der Oheim war zerstreut: „Stefanietta wird mit dir gehen. Spute dich; sie kommt in einigen Minuten."

Der Knabe errötete vor froher Überraschung. Er reichte dem Geistlichen die Hand zur „Guten Nacht", und der Prälat bezeichnete die Stirn seines Patenkindes mit einem segnenden Kreuz. Dann eilte der Junge in sein Zimmer.

Rasch kleidete er sich aus und blickte beim Schein der niedergebrannten Kerze in den Spiegel, der ihm sein junges Gesicht zeigte, das heiß war und rosig leuchtete. Er tauchte das Antlitz ins Wasser, trocknete sich eifrig ab, schlüpfte ins Bett, und lag unbeweglich mit gespannter Aufmerksamkeit.

Der Wind rauschte im Birnbaum vor dem Fenster; die Kerze auf dem Nachttisch flackerte; die Schatten unter dem Tisch bewegten sich; im Holz des Wandschranks knisterte es. — Das Licht wurde ruhig; überall herrschte tiefe Stille.

Jetzt — jetzt kam ein leichter Schritt die Treppe

herauf. Bertholds Herz pochte. Er schaute gebannt auf die Kammertür.

Diese öffnete sich rasch: Stefanietta trat ein, eine kleine Lampe in der Hand, die das Licht der Kerze verdunkelte. Die Italienerin blies das Wachslicht aus. Sie schaute auf den Knaben und ließ sich vor seinem Bette auf die Knie nieder und blickte ihn wieder aus tiefen schwarzen Augen an.

Dann schlang sie die Arme um seinen Hals, so daß er ihre weiche Wange auf dem Gesicht fühlte. —

Nach einer süßen kurzen Zeit des Umfangens richtete sich Stefanietta halb auf und faltete dem Knaben die Hände über der Brust, indem sie mit ihrer fremden lieben Stimme sprach: „Wir wollen beten, Berthold."

Berthold begann das Abendgebet: das Vaterunser, das Gegrüßt seist du Maria, den Segen für die Eltern, für die kleine Schwester, für Oheim und Tante. Hier hielt er inne und fügte tiefinnerlichst den Namen Stefaniettas zu dem der übrigen Verwandten. Als er noch kurz der verstorbenen Seelen gedacht hatte, bekreuzte er sich, und auch Stefanietta machte das Zeichen des Heils und stand auf.

Abermals schauten sich die Kinder an. Berthold fühlte die neue glückliche Sehnsucht, und wie ein dunkler Traum wurde die Erinnerung an seinen Vater in ihm wach. Das Verlangen seines Herzens war übermächtig: er streckte die Arme nach Stefanietta aus.

Es geschah etwas Wunderbares. — Das Mädchen warf sich aufschluchzend über den Knaben und barg ihren Lockenkopf an seiner Brust, so daß er die weichen

zarten Glieder über sich fühlte und erschauernd bemerkte, wie sie bebten. —

Er fühlte heißen Atem über sein Gesicht wehen und empfand des Mädchens Lippen warm auf den seinen.

Nach langer Umarmung löste sich Stefanietta langsam, wie erwachend aus den Liebkosungen ihres unbekannten Bruders, strich ihm noch einmal mit rascher, leichter Bewegung über das blonde Haar und ergriff die Lampe, mit der sie davoneilte, so daß tiefes Dunkel im Zimmer herrschte, in dem der Knabe die Gestalt leuchtend zu sehen meinte, deren Umschlingung er in seinen Gliedern noch spürte.

Auflösende, gedankenzerstreuende Ruhe kam über ihn wie Erlösung, die ihn müde machte und frei und seiner Einbildung immer wieder die Gestalt des jungen Weibes vorspiegelte, das ihn soeben verlassen hatte. — In seliger Ermüdung schlummerte er ein. . .

★

Erst am nächsten Tag sah Berthold Martha Becker wieder bei Tisch. Sie war schweigsam. Nur hie und da sagte sie ein französisches Wort zu dem Gast, wenn sie die Speisen weitergab. Denn sie verstand kein Italienisch, während Stefanietta einige Kenntnisse im Französischen besaß. Es schien, als wolle Tante Martha das junge Mädchen nicht auf Deutsch anreden, und so kam es, daß der Oheim und die Römerin italienisch, die Tante französisch und Berthold deutsch sprachen — ein Umstand, der nie eine gemeinsame Unterhaltung aufkommen ließ.

„Eile dich beim Heimweg aus der Schule," sagte der Prälat nach Tisch zu seinem Neffen: „Wir wollen ausfahren. — Hast du schon deine Buße verrichtet, die dir der Beichtvater aufgegeben hat?"

„Noch nicht . . .", erwiderte Berthold.

„Geh und bringe das in Ordnung," befahl der Geistliche.

Der Knabe warf einen langen Blick auf das bleiche Gesicht und die schwarzen Haare Stefaniettas, ehe er den Stuhl zurückschob und das Zimmer verließ.

Langsam ging er die Treppe hinauf und holte das Gesangbuch aus seinem Schranke. Aufs Geratewohl schlug er die Marienlieder auf, deren er eines auswendig lernen sollte, und begann zu lesen:

Der Spiegel der Gerechtigkeit

Wunderschön prächtige,
hohe und mächtige,
liebreich holdselige,
himmlische Frau,
der ich mich ewiglich
weihe herzinniglich,
Leib dir und Seele
zu eigen vertrau:
Gut, Blut und Leben
will ich dir geben;
alles, was immer ich hab', was ich bin,
geb' ich mit Freuden, o Jungfrau, dir hin!

Berthold träumte beim Auswendiglernen den sehnsuchtsvollen und sinnlichen Worten dieses Liedes nach und blickte zu den gotischen Fenstern hinaus, vor denen der große Baum mit reifen, gelben Früchten stand. Er

sah, wie sich eine schwere, saftige Birne von ihrem Zweige löste und mit einem satten, vollen Ton in das Gras des Hofes fiel. — Zugleich dachte er an Stefanietta, und einzelne Worte des Liedes sprachen aus seinem Herzen zu ihr. Er stellte sich das Gesicht des jungen Mädchens vor, sah die schlanke Gestalt und sprach leise die Worte vor sich hin:

Schuldlos geborene,
einzig Erkorene,
du, Gottes Tochter, Mutter und Braut,
die aus der Reinen Schar
Reinste, wie keine, war —
selber der Herr sich zum Tempel gebaut;
du makellose
Lilienrose,
Krone der Erde, der Himmlischen Zier:
Himmel und Erde, sie huldigen dir! . . .

Berthold hörte die Stimme der Tante, die von der Treppe her rief. Er schrak zusammen. Er mußte in die Schule gehen. — Hastig warf er das goldbedruckte Buch auf den Tisch, um eilig das Haus zu verlassen, nachdem er einen Augenblick an der Tür des Speisezimmers gelauscht hatte, ob er nicht Stefanietta hören könne. Aber es war still geblieben hinter den Flügeln . . .

Als Berthold aus der Schule kam, wartete vor dem Haustor der Kutscher, der den Oheim gewöhnlich fuhr, mit zwei Pferden. Stefanietta schaute zum Wagenschlag heraus. Sie winkte. —

Der Geistliche lehnte im Rücksitz und rief: „Steig ein, Berthold; wir warten bereits!"

Berthold schleuderte die Schulbücher ins Haus und

stürzte sich in den Wagen, um sich auf den Vordersitz neben der Italienerin fallen zu lassen.

„Willst du nicht neben dem Kutscher sitzen?" fragte der Domherr.

„Nein, heute nicht!" erwiderte Berthold und schmiegte sich an das helle Kleid des Mädchens, das den Arm um ihn legte und ihn an sich drückte.

„Vorwärts, Kutscher!" sagte der Oheim.

Der Fahrer, der ein wenig nach Pferden roch, sprang auf den Bock, ließ die Peitsche über den Tieren knallen und zog die Zügel an . . .

★

Die nächsten Wochen waren für Berthold von neuen Erfahrungen erfüllt.

Öfter als früher nahm Tante Martha ihn mit auf die Berge über der Stadt. Dort stand ein Haus, das wie eine Kapelle in das Tal lugte, mit rotem Turm. Dort schauten sie dem Fluge der Vögel nach, die über die gelben Kastanienwälder nach Süden zogen, und zeigten sich die Farbenpracht des Herbstes, der die Buchen in dem falben Laubmeer aufflammen ließ als glühende Fackeln und das Grün der Wiesen noch einmal färbte und es bestickte mit dem Violett von Herbstzeitlosen und den Tupfen roter und weißer Pilze . . .

Früh zogen die ersten Winterwolken über die Stadt und versprachen zeitigen Schneefall.

Stefanietta und Berthold suchten sich gegenseitig. Sie folgten einem seligen, unterbewußten Drang, der

sie zusammenführte, ohne ihnen zu verraten, warum. Oft gingen sie nebeneinander, ohne zu sprechen, oder sie saßen im Gartensaal unter dem Bild des Jüngsten Gerichtes hinter einem dicken Buch mit Zeichnungen von Jerusalem — und lasen nicht. Hatten die Hände ineinander gefaltet und waren aneinandergelehnt, versunken, als sei eine Wolke um sie, die sie von der übrigen Welt trennte. — Die stürmende, drängende Erregung, die das Mädchen in dem Knaben wachgerufen hatte, wich einer innigen und vertrauten Zuneigung. Auch Stefanietta hatte Berthold ins Herz geschlossen. Der Prälat konnte sich um sie während des Tages kaum kümmern, und Tante Martha blieb der Italienerin abgeneigt. In dem Knaben fand Stefanietta ein Kind, das ihrem eigenen Denken nahestand, einen jüngeren Genossen, den sie nicht in allem verstand und der ihr deshalb eine Besonderheit blieb. Auch sah sie in ihm ihren Bruder, dem sie den innigsten Anteil gab.

„Es ist so kalt in diesem Lande", sagte sie eines Tages zu Berthold. Sie saß neben dem brennenden Ofen im Saal und schlug langsam einen Gedichtband zu, in dem sie gelesen hatte. „Es ist gut, daß ich bald reise. Hier würde ich erfrieren."

Berthold war so betroffen, daß Stefanietta merkte, die Nachricht von ihrer bevorstehenden Abreise schmerze ihn mehr, als sie erwartet hatte. Auch in ihr stieg eine Mitleidsregung für den Knaben auf, der nun bald wieder einsam zwischen Erwachsenen leben mußte, welche nie Kinder umhegt hatten und selbst vielleicht nie Kinder gewesen waren, sondern altklug in diese Welt gekom-

men, wie es in Geschlechtern zu sein pflegt, die aussterben.

„Sei nicht traurig", sagte sie; „ich komme vor der Fastenzeit zurück oder zu Ostern, wenn die Narzissen blühen und der gelbe Ginster auf den Hängen steht. Weihnachten will ich in Rom sein. Dann kommen die Hirten von den Feldern in die Stadt, wie es bei der Geburt des Herrn zu Bethlehem war — die Hirten aus der Campagna. Sie bringen ihre Dudelsäcke und die langen Holzrohre mit, auf denen sie blasen. Schalmeien heißt man sie, glaube ich, hierzulande. Zu zweien und zu dreien ziehen sie zu den Kirchen und Kapellen und spielen das Pastorale vor der Madonna und dem Bambino. Das ist so schön, daß ich es nicht versäumen mag. Auch meine Mutter möchte ich wiedersehen."

In Berthold stieg Stolz auf, denn es kam ihm vor, als kenne die Base Weihnachten nicht.

„Habt ihr in Rom auch einen Christbaum?" fragte er.

„Eine Tanne mit brennenden Kerzen?" sagte Stefanietta nachdenklich; „nein, die haben wir nicht."

„Dann pfeife ich auf eure Weihnacht und die Dudelsäcke", versetzte der Knabe und ging zur Glastür, um das Zimmer zu verlassen.

Aber das Mädchen sprang auf und rief: „Sei nicht böse, Guginetto! Fang mich! Fang mich!"

Damit lief sie auf die andere Seite des Tisches und wartete. Berthold stand unschlüssig. Auf einmal röteten sich seine Wangen, und er begann hastig um den Tisch mit der grünen Wolldecke herum zu laufen. Das Mädchen war flinker als er. Es entwischte und huschte hin-

aus, um das Spiel im Nebenzimmer fortzusetzen. Berthold wollte über den Tisch klettern, aber sie floh, und er trieb die Base zur Tür hinaus, von Raum zu Raum, durch die Küche und das gotische Erdgeschoß, in den Keller, durch düstere Gewölbe und Gänge, die sich dort unten dehnten, hindurch durch das Verlies unter der Terrasse aus römischem Mauerwerk mit flachen, hellroten Ziegeln, und hinauf in das Haus über die Sandsteinfliesen des Flures, vorbei an weißen Flügeltüren, breite Treppen hinauf, durch eines der Zimmer des Oheims.

Dieser saß gebeugt über einem ledernen Folianten und schaute erstaunt auf die wilde Jagd. Die Stürmenden hörten nicht, daß er ihnen nachrief: „Ich arbeite!" — denn der Knabe jagte weiter hinter dem Mädchen her, dessen schwarze Locken flatterten: in den Seitenbau, Stiegen hinauf, immer vorwärts, bis sie auf den Speicher gelangten, der wie ein Kirchenraum über dem Hause lag.

Stefanietta kehrte um und eilte die Treppen wieder hinab. Sie wurde müde und langsam; aber sie lief weiter durch den Grashof in den verödeten Garten. Berthold war hinter ihr; ihre Herzen schlugen, die Brust atmete schwer.

Da, plötzlich, drehte Stefanietta sich um. Sie seufzte bebend, ihre Gestalt flog, die Pulse schlugen, und auch Bertholds Glieder zitterten.

Jeder fühlte den Herzschlag des andern; sie schauten einander in die erhitzten Gesichter. Das Mädchen wurde rot und blickte zur Seite. Berthold sah auf und

erschrak: von einer der Dachluken schaute Tante Martha in den Garten, auf ihn und die Base. Die Erzieherin hatte böse Falten im Gesicht und ihren starren, grünen Blick. Die Gestalt machte in der Umrahmung des Fensters einen drohenden Eindruck, verstärkt durch ein rotes Wolltuch, das der Erscheinung um die Schultern hing, und durch die in Unordnung geratenen Haare.

Berthold machte eine Bewegung mit der Hand, die den Blick des Mädchens in die Höhe richtete. Es stampfte mit dem Fuße. Seine Augen begannen zu glühen. Es sagte nichts als „Komm!“ und ging mit Berthold langsam dem Hause und der Glastür des Gartensaals zu . . .

Während des Abendessens blieb Martha Becker stumm. Abwechselnd warf sie wohl einen starren Blick auf die Römerin und den Knaben, einen Blick, in dem etwas lag, das Berthold sich nicht deuten konnte. Er schaute betroffen zum Fenster hinaus in die Nacht — und stellte sich vor, wie es sein werde, wenn Stefanietta die Kurie verlassen hatte. Ihm wurde bange, ohne daß er klare Gedanken faßte.

Auf einmal sagte er unvermittelt: „Frau Holle schüttelt die Betten!“

Die Anwesenden folgten erstaunt seinen Blicken. In der Tat: es schneite. Langsam lösten sich weiße, dicke Flocken aus der Nacht und schwebten am Lichtschein des Fensters vorüber. Es war, als verwandle sich die Dunkelheit draußen in kleine, lichte Kristalle, die aufflackerten und verschwanden.

„Wer ist Frau Holle?“ fragte Stefanietta.

Berthold schwieg erstaunt über die Unkenntnis der Base. Tante Martha aber sagte in verweisendem Ton: „Laß diese Vorstellungen aus der toten Heidenwelt. Du sollst nicht in den Märchenbüchern lesen! Frau Holle ist die alte Hel, die Hölle, ein Sinnbild der Seelenwanderung, die unserm heiligen Glauben widerspricht."

„Qu'est-ce que c'est que ça?" fragte der Prälat aufhorchend.

„Ich halte gerade dieses Märchen", sagte Tante Martha, „für verderblich, weil es den Selbstmord gewissermaßen gutheißt und die vorchristlichen Vorstellungen wach erhält."

Sie schaute ihren Neffen durchdringend an, und Berthold hatte das Gefühl einer Schuld. Stefanietta aber fuhr auf und rief mit zitternder Heftigkeit:

„Laissez tramquille ce garçon, mademoiselle — il poverinetto — et ne le regardez pas comme si vous aviez il malocchio; car vous le fixez comme un serpent le petit oiseau!"

„Taceas", sagte der Prälat langsam und merkte vor Verwunderung nicht, daß er lateinisch sprach.

Tante Martha jedoch fuhr klar und bestimmt auf deutsch fort: „Ich lasse mir in Erziehungsfragen nicht hineinreden. Jeder andere Einfluß ist vom Übel. Ich habe das heute nachmittag bemerkt, Fräulein!"

Der Geistliche machte eine abwehrende Bewegung. Martha Becker aber ging zum „stummen Diener" und holte ein Lesebuch herüber. Sie blätterte und wies

mit gekrümmtem Finger auf ein Stück mit den Worten: „Hier, Berthold, wir lesen dies jetzt zusammen."

Den Knaben schwindelte vor Erregung. Er richtete die Augen auf das Blatt und las die Überschrift einer harmlosen Geschichte: „Das blinde Geigerlein".

Stockend begann er vorzutragen. Als er aber von der Blindheit des alten Mannes las und von seinem Elend, begannen seine Augen zu schwimmen, und er brach in lautes Weinen aus. „Warum weinst du?" fragte Tante Martha verwundert.

Berthold zeigte mit dem Finger auf das Buch.

„Wegen dieser kleinen Geschichte?" erwiderte die Tante; „aber wegen so etwas weint man doch nicht! Oder hast du etwas anderes auf dem Herzen?" Sie warf einen lauernden Blick auf Stefanietta. — Doch Berthold schüttelte den Kopf und trocknete die Tränen . . .

Abends konnte er nicht einschlafen. Vor den gotischen Fenstern wirbelte der Schnee, vom Mondschein durchleuchtet. Er dachte an den armen, blinden Mann und an Stefanietta, die in den nächsten Tagen abreisen sollte. Das Bild des Jüngsten Gerichtes im Gartensaal fiel ihm ein. Dort wurde alles Unrecht bestraft mit ewiger Qual und Verdammnis. Doch auch das Gute sollte belohnt werden. Dieser Gedanke tröstete den Knaben, dessen Gehirn müder und müder wurde. — Der blinde Bettler würde sein Augenlicht wiedererhalten, um zu sehen, wie andere in die Nacht der Verdammnis gestürzt wurden . . . Alle Bedrängnis dieser Stunden verschwand indes, als er Stefanietta am näch-

sten Tage erblickte. — Er war ständig bei ihr in der letzten Zeit ihres Aufenthaltes. Oft fand er sie in ihrem Zimmer, in Andacht versunken, auf dem Betstuhl kniend. Er störte sie nicht, sondern trat hinter sie und wartete, bis das Gebet beendet war. Es genügte ihm, das Mädchen zu sehen, und auch sie saß oft neben ihm — ohne zu sprechen — und beide waren glücklich ...

Dann fragte Stefanietta: „Was willst du werden, wenn du groß geworden bist?"

Berthold schwieg. Stefanietta fuhr fort: „Sag es mir! Ein jeder Mensch macht sich ein Bild des kommenden Lebens. Ich selbst will in ein Kloster gehen, wenn ich mündig bin. Was sollte ich auch sein als eine Nonne, die der Andacht lebt? Die Welt ist schön; doch schöner ist der Himmel und die Heiligen, die auf uns warten."

Berthold fiel ihr ins Wort und sagte erregt: „Es gibt nicht nur Klöster, um das Glück zu finden!" Dabei nahm er Stefaniettas Hand in die seine. „Im Kloster zu leben, ist das ein Beruf?"

„Wohl ist es einer", erwiderte Stefanietta. „Was ist es aber, was du werden willst?"

Berthold schloß die Augen. In der Dunkelheit, die entstand, bemerkte er deutlich den violetten Farbeneindruck, den er am Pfingstfest gehabt hatte, als der Oheim ihm die gleiche Frage stellte.

„Geistlicher", antwortete er auch diesmal leise und zögernd.

Stefanietta senkte den Kopf. — „Alle Dinge kommen von Gott", sagte sie. „Die Blumen blühen für ihn,

und auch wir Menschen leben nur für die Ewigkeit. — Ich gehe fort nach Rom. Behältst du mich lieb?"

„Wenn du an mich denkst, Stefanietta!"

„Und schreibst du einmal, Berthold?"

„Kommst du zurück?"

„Behalte mich lieb! Bete für mich, du . . ."

★

Wenige Tage später reiste Stefanietta ab, am Vormittag, als Berthold in der Schule war.

Der Knabe trauerte, und erst jetzt kam ihm zum Bewußtsein, daß er einsam sei neben Oheim und Tante.

Martha Becker betrachtete ihn oft sinnend.

„Du bist in der Zeit deines Hierseins stark gewachsen", sagte sie eines Tages. „Geh in den Hof und hacke das Eis der Gosse auf. Es ist Zeit, daß du dich nützlich machst. Von jetzt ab putzt du am Abend die Schuhe deines Oheims."

Berthold ging in den Stall und holte das Beil, mit dem das Dienstmädchen sonst Holz zerkleinerte und Hühner schlachtete. Er begann das Eis des Rinnsteins aufzuhacken. Die Bewegung in frischer Luft tat ihm wohl.

Nach wenigen Minuten aber schon klopfte Tante Martha in ihrem Zimmer ans Fenster und winkte ihm, hereinzukommen.

„Laß die Arbeit jetzt", sagte sie. „Tante Antoinette hat geschrieben. Sie kommt in einer Viertelstunde. Mach dich fertig und geh mit zum Bahnhof."

Berthold zog den Mantel an, der ihm schon ein wenig

eng wurde. — Als er in den Hausflur kam, stand Martha bereit und klopfte mit dem Schirm auf den Boden.

Sie gingen zum Bahnhof. Menschen drängten an den Ausgängen. Tante und Neffe mußten suchen, ehe sie den Zug fanden und Antoinette erkannten, die mit dem Taschentuch winkte. Sie umarmte Martha Becker und den Jungen, den sie auf beide Wangen küßte.

Hierauf sagte Tante Martha: „Nimm den Koffer und bringe ihn nach Hause. Du kannst dich wieder nützlich machen. Wir gehen voraus . . ."

Antoinette war eine fromme, dabei aber lebhafte und heitere Frau. Sie pflegte ihre Neffen und Nichten mit zahlreichen Heiligenbildern oder Statuetten gleicher Art zu versorgen. Weihnachten verbrachte sie stets im Hause des päpstlichen Hausprälaten, und auch diesmal half sie bei den Vorbereitungen für das Fest in Küche und Haus. —

Sie hatte eine laute Stimme und sagte ihre Meinung geradeheraus.

Ein Weihnachtsbaum wurde gekauft; im Wohnzimmer fand er Aufstellung. Berthold saß unter der Tanne und tauchte Nüsse in eine Tasse mit Zuckerwasser, nachdem er sie auf dünne Drähte gesteckt hatte, um sie mit Goldflitter zu belegen.

Im Schlafzimmer der Tante waren die beiden Frauen beisammen. Sie redeten miteinander und hatten vergessen, daß der Knabe in der Stube war.

„Hast du schon ein Geschenk für Berthold?" fragte Antoinette.

„Ja, hier den Regenschirm. Außerdem bekommt er ein Dutzend Federn, diesen schwarzen Federhalter und ein Glas Tinte."

„Ist das alles?" meinte die Französin.

„Einen Teller mit Äpfeln und Printen bekommt er natürlich auch", erwiderte die Stimme Tante Marthas. „Mehr kann er nicht erwarten. Der Vetter wird ihm dazu vielleicht ein Buch geben, welches seinem Alter und Denken angemessen ist."

Es war einen Augenblick still. Papier raschelte, und ein Gegenstand wurde aus dem Schrank genommen.

„Ist das der Schirm?" fuhr Antoinette fort.

„Ja", sagte die Stimme Tante Marthas.

„Höre", entgegnete der Gast, „du bist nicht gescheit. Das ist ein Ding für einen Bauern, der auf den Kuhhandel geht. Die Baumwolle ist verschossen, und der gelbe Stock mit der Krücke ist nicht einmal gut genug, als Feuerhaken zu dienen. Lege dies Gerät vor die Tür für einen Bettler und mache dich und den Jungen nicht lächerlich."

„Antoinette!" fuhr Martha Becker heftig auf, „ich verstehe dich nicht. Oder vielmehr: du verstehst mich nicht. Berthold ist gewissermaßen ein Waisenkind, für dessen Erziehung die Paten nur insoweit aufzukommen haben, als die äußerste Not es erfordert. Nun tut unser Vetter mehr als das. Er wird einen tüchtigen Menschen aus dem Jungen machen. Er will ihn dem Priesterberuf zuführen, obwohl es noch in keiner Weise sicher ist, daß Berthold sich dieses Entgegenkommens

würdig zeigt und seine Zukunft fest ins Auge faßt. Er soll und darf nicht vergessen, daß er hier der Empfangende ist und Dank schuldet. Es ist unvereinbar mit meinen Erziehungsgrundsätzen, ihn zu verwöhnen. Er soll lernen, auch geringe Sachen sauber und in Ordnung zu halten. Dazu ist gerade dieser Schirm gut. Sage nichts dagegen!"

Berthold hörte, wie Tante Martha wieder im Schrank kramte. Gleichzeitig kam die Französin ins Zimmer, blieb bestürzt auf der Schwelle stehen und zog die Tür hinter sich zu. Sie flüsterte: „Mach, daß du hinauskommst, Berthold! Geh in den Gartensaal."

Berthold huschte hinaus und trippelte fröstelnd in dem großen Raum herum. Er warf scheue Blicke auf das Gemälde des Jüngsten Gerichtes. Dann ging er verwirrt in sein Zimmer. Hier suchte er sich die Worte der Tante zurechtzulegen. Große Bitterkeit stieg in ihm auf. Was hatte er getan, um als Waisenkind zu gelten? Vater und Mutter lebten doch beide! — Ihm kam — er wußte nicht, warum — der Gedanke an die Wiese der Frau Holle und an die Spinnerin am Brunnenrand, die der blutenden Spindel in das Wasser gefolgt war, um in der Unterwelt mit Glück und Reichtum belohnt zu werden.

Aber er wurde in seinen Gedanken unterbrochen durch Tante Martha, welche ins Zimmer trat und sagte: „Bleib an deiner Arbeit! Hilf den Weihnachtsbaum schmücken. Denke daran, daß du dir die Bescherung erst verdienen mußt."

Berthold ging, ohne ein Wort zu erwidern, die

Treppe hinunter. Er betrachtete die Spitzen seiner Finger, die golden waren vom Flitter der Nüsse.

★

Das Weihnachtsfest ging still vorüber. In den Tagen vor Neujahr schrieb Berthold unter Anleitung der beiden Tanten Neujahrsbriefe — an die Eltern, den Oheim, an Tante Martha und Antoinette sowie an seinen Lehrer, Herrn Hirsch —, wünschte ihnen ein glückseliges neues Jahr und versprach, in Zukunft ein braver, folgsamer und artiger Knabe zu sein, der allen in Betracht kommenden Leuten zur Freude und Hoffnung gereiche.

Der Junge seufzte auf, als der letzte Neujahrsgruß fertig dalag. Er war müde, sein Bewußtsein begann zu verdämmern. Mit einem Male stand Stefaniettas Bild vor seiner Seele. Ganz deutlich erblickte er sie. So hatte sie vor ihm gestanden am Tag vor der Abreise und hatte gesagt: „Schreibst du mir? Denkst du an mich?"

Er fühlte: an Stefanietta konnte er schreiben, was ihm durch den Kopf ging. Ihr durfte er erzählen, was er erlebt hatte, und im Gefühl dieser Mitteilungsfähigkeit wuchs in ihm das Verlangen, der Freundin einen ausführlichen Brief zu senden.

In seinem Zimmer brannte ein lustiges Feuer. — Er nahm eine Feder und begann auf weißem Bogen zu schreiben:

Liebe Stefanietta!

Ich habe so viele Neujahrsbriefe geschrieben, daß

ich ganz müde bin. Aber doch vergesse ich Dich nicht, denn Du sollst den schönsten aller meiner Glückwünsche haben.

Den andern — dem Oheim, der Tante, den Eltern und dem Lehrer, Herrn Hirsch —, habe ich gewünscht, daß ich stets brav und folgsam sein möchte. Weißt Du aber, welchen Wunsch ich für Dich habe? Daß Du bald wieder kommst, denn ich bin nie so allein gewesen wie jetzt, nach Deiner Abreise.

Wenn Tante Antoinette nicht hier wäre, wäre es noch schlimmer. Tante Martha nimmt mich manchmal mit zu ihren Schwestern in die Stadt. Es sind Tante Käthchen und Marie-Philippine. Sie wohnen in einem alten Haus. Jede hat einen Hund. Tante Marie-Philippine hat einen Dachs, der Schlupfer heißt, und Tante Käthchen einen Pintscher namens Dippchen.

An Tante Käthchens Fenster hängt ein Spiegel, den nennt sie einen Spion. In ihm sieht man alle Leute, welche auf der Straße gehen, und ich habe an den Zauberer Klingsor gedacht, weißt Du.

Aber eines muß ich Dir erzählen. Da habe ich an Dich gedacht, und es war wunderschön. Tante Marie-Philippine hat ein Dienstmädchen. Sein Vater ist der Feuerwächter auf dem Turm der Stadtkirche, und manchmal hält auch das Dienstmädchen Wache, wenn ihr Vater schlafen will.

Sie schickte mich neulich auf den Turm, und ich mußte ihrem Vater sagen, er könne schlafen, denn sie käme in der Nacht. An dem großen, hohen Turm,

der hinter den Häusern am Markte steht, hängt ein Kreuz aus Eisen. Das ist der Klingelzug. Als ich geläutet hatte, kam ganz langsam an einem Faden ein Schlüssel vom Turm. Den knüpfte ich ab und schloß das Tor auf. Es war sehr still da drinnen. Nur die große Uhr wiegte ihren Pendel in der Höhe. Als ich die Treppe emporkam, sah ich, daß er viel größer war als ich, zehnmal so lang. Er tickte so laut, daß ich Angst bekam, und ich sprang hinauf, bis ich in der Turmstube stand. Es waren über hundert Stufen.

In der Stube saß der Feuerwächter. Er ist ein Schuhmacher und schaut nach allen Enden, wo es brennt. Aber ich sah nur, daß die Sonne in den Wolken stand, und nirgends war ein Rauch.

Dann sagte ich ihm von seiner Tochter, und ich fragte, ob ich hinaus dürfte auf die Plattform, an deren Ecken die vier Türmchen stehen. „Ja", sagte der Schuhmacher, und ich ging durch die Tür. Da war alles hell und weit, und die Stadt lag klein unter mir. Auch die Menschen waren klein und liefen über den Markt, als seien es Käfer. Ich aber war groß und schaute in die Sonne, die in den Wolken leuchtete. Alle Berge konnte ich sehen. Der Himmel war über mir so blau, wie ich es noch nie erblickte.

Es war ganz still, und nur der Wind wehte. Da habe ich an Dich gedacht, Stefanietta, und habe gewünscht, ich möchte groß sein und tun dürfen, was die Großen tun. Aber Du müßtest bei mir sein und

mit mir auf die Leute ſchauen, die ſo klein ſind auf der Straße. Du müßteſt mit mir in die Sonne ſehen, die in den Wolken ſteht.

Lache nicht, wenn Du dies lieſt, weil ich noch ein Junge bin. Ich würde mich auch ſchämen, ſo etwas zu ſagen, aber ſchreiben möchte ich es, und es kommt mir nicht ſo dumm vor, wenn es auf dem Papier ſteht.

Wann kommſt Du wieder? Ich habe Sehnſucht nach Dir. Tante Antoinette geht bald wieder fort, und ich habe Angſt, allein zu ſein mit Tante Martha, die ſo ſtreng iſt.

Schreibe mir auch einmal! Wo warſt Du Weihnachten? Haſt Du den Dudelſack und die Hirten gehört, welche die Flöte blaſen?

Komm bald! Noch vor Oſtern! — Ich möchte Dir noch vieles ſchreiben, aber ich kann doch nicht alles ſo ſagen, daß Du nicht lachſt oder böſe wirſt.

Nur das eine noch: Sei herzlich gegrüßt

von Deinem

Berthold.

Mehr als drei Stunden hatte der Knabe über dieſem Brief geſeſſen. Immer wieder hatte er in ihm geleſen und überlegt, ob Stefanietta ihn verſtehen werde. Dann hatte er den letzten Umſchlag ergriffen, der ihm von den Neujahrsſchreiben geblieben war, und die Blätter in ihm verſchloſſen. — Er ging zum Oheim und machte ein verlegenes Geſicht.

„Was iſt?“ fragte der Prälat. „Für wen iſt dieſer Brief?“

„Für Stefanietta!“ sagte Berthold stockend.

Der Geistliche schmunzelte, nahm den Umschlag, wog ihn in der Hand und schrieb mit kräftigen Strichen eine fremdländische Anschrift auf die weiße Fläche.

„Hier sind zwanzig Pfennige“, fügte er hinzu; „bringe ihn selbst zur Post und verliere nichts.“

Berthold eilte in den Winterabend, rot vor Freude und Glück.

★

Die ersten Tage des Frostmonats waren durch den Besuch der einzelnen Pfarrkirchen ausgefüllt. Dort wurde das „ewige Gebet“ abgehalten.

Berthold begleitete die Tanten in die Gotteshäuser. Er betete mit ihnen den immer gleichbleibenden, eintönigen Rosenkranz, der durch den Gesang alter Kirchenlieder unterbrochen wurde und durch den Segen des Priesters, welcher die goldene Monstranz erhob, in der die weiße Hostie leuchtete, und der des Abends das „Te Deum“ anstimmte.

Es war dem Knaben unmöglich, sich in die Woge der Andacht zu versenken, die mit dem bläulichen Weihrauch durch die Kirchenhallen schwebte, sich einzig dem Gefühl der Hingebung an Gott zu weihen, das die Sinne einschläfert, wenn die Perlen des Rosenkranzes durch die Finger gleiten und die Geheimnisse des Glaubens von den Lippen der Beter springen wie das Murmeln von Bächen, die unter dem Eise fließen und deren Leben einzig in der Tiefe ist.

Vielmehr schweiften seine Gedanken weg von den

Altären und den Standbildern der Heiligen, von deren gemalten bunten Kleidern, in die Ferne, nach Süden, wo es keinen Winter gab, wie er meinte — wo der Frühling blaue Blüten ausstreute und an den Bäumen goldne Apfelsinen reiften.

Dort mußte Stefanietta sein. Dort ging sie über grüne Wiesen, auf denen weiße Narzissen blühten, und lauschte dem Spiel des Dudelsacks und der Schalmeien, die in der Ferne verklangen, wenn die Sonne unterging.

Ob sie gelächelt hatte, weil er wünschte, groß zu sein und neben dem schönen Mädchen zu stehen? Wenn sie wirklich käme, würde er die Arme um sie legen, den Kopf an ihre Brust drücken und ganz, ganz stille sein. Er würde das Herz der Freundin pochen hören und zitterte vor Glück, wenn er sich das vorstellte. —

Ein geheimnisvoller Zusammenklang aus den Orgelpfeifen unterbrach das eintönige Murmeln der Beter und die Vorstellungen Bertholds. Er schaute auf die braunen Perlen des Rosenkranzes und bemerkte, daß er beim Abzählen des Gesetzes zurückgeblieben war.

Die Gemeinde begann zu singen mit schreienden, eintönigen Stimmen. Auch Berthold fiel ein in das Lied, dessen Vorspiel die Orgel angedeutet hatte. —

Als er mit den Tanten heimging, knirschte der Schnee auf dem Domfreihof unter seinen Füßen. Die Wagen hatten schmutzige, gelbe Furchen in die weiße Fläche gedrückt; der Himmel stand wie ein hellblaues Glas hinter den Domtürmen, die scharf in die Höhe stachen.

Berthold dachte von neuem an die Base in Rom und

wünschte, von ihr träumen zu können in der Nacht, wenn es dunkel wurde in seinem Zimmer. — Er war froh, als sie zu Hause angekommen waren, und stellte sich vor die Glut des Ofens, die mit blauen Anthrazitflammen in die Höhe leckte. Die Tanten deckten den Kaffeetisch.

Berthold wußte nicht, was er mit sich anfangen sollte. Er verspürte innere Lust, in seinen Märchenbüchern zu lesen, und dachte an Parsifal und die Königin Repanse, welche die Gestalt Stefaniettas annahm. Sie schwebte durch seine Gedanken. Er sah im Geiste ihre schwarzen Augen und Haare und erkannte das bleiche Gesicht, das im Schein geheimnisvollen Lichtes aufblühte wie Silber und Blumenschnee.

Wenn erst die Schule wieder beginnen würde, brächte er den Tag besser herum.

Er verharrte, bis draußen die Dämmerung anbrach und der Imbiß auf dem Tisch stand. Er trank eine Tasse Kaffee; die Tanten begannen eine französische Unterhaltung.

Antoinette warf einen Blick auf den Knaben und zündete die Gasflamme an. Aber auch in der traulichen Stimmung des Lichtes konnte er nicht gegen die drückende Einsamkeit seiner Seele ankämpfen. Er schaute in die Nacht vor den Fenstern, aus deren Dunkel sich wieder weiße Flocken lösten, aufleuchteten und versanken . . .

Auch in den folgenden Wochen blieb die Stimmung des Jungen gedrückt. In der Schule war er zerstreut. Mehr als einmal rief ihm Herr Hirsch, der Lehrer, zu: „Reiff, schau in dein Buch! Reiff, träume nicht!“ —

Mitte Februar begann es von den Dächern und Bäumen zu tropfen. Warmer Wind fegte die Wolken vom Himmel, der in den letzten Tagen grau und trübe ausgesehen hatte.

Der Oheim öffnete ein Fenster, schaute lange hinaus und sog die Luft bedächtig ein.

„Es riecht nach Schirokko", sagte er. „Der Frühling kommt."

Nachts brauste es in den Lüften. Berthold schlief erst spät ein. Fallendes Tauwasser tropfte von den Bäumen und machte leise Musik auf der Erde.

Plötzlich schrie eine Katze durch die Nacht und den Sturm, laut, verwegen, klagend und jauchzend. Es war, als wolle etwas zerbersten in der Dunkelheit.

Dann fiel warmer, weicher Regen, durchfraß die Schneeflächen und schwellte die Rinnsale zu rauschenden Bächen.

So blieb es einige Tage.

In der Schule sagten die Jungen: „Am Sonntag ist Fastnacht!" — Sie brachten bunte Luftschlangen aus Papier, welche sie untereinander austauschten. Auch Berthold erhandelte ein paar dieser zusammengerollten Streifen gegen einige farbige Tonkugeln . . .

Einsam schlenderte er nach Hause, zwischen den grauen Mauern der alten Klöster hindurch. Tante Antoinette war abgereist, und nichts zog ihn heim in die Stille der Kurie.

Als er den Klingelzug unter dem Löwenwappen losgelassen hatte — öffnete sich die breite Tür: Vor dem

Knaben stand Stefanietta und lächelte. Leichtes Rot war über ihre Wangen ergossen.

Berthold blieb stehen, als könne er den Anblick nicht fassen. Er machte einen Schritt; sein Antlitz färbte sich. Er warf die Schulbücher auf den Boden, während die Römerin die Haustür ins Schloß drückte. Dann lagen sie sich in den Armen, küßten sich und lachten.

Berthold hörte das Herz Stefaniettas klopfen, als er seinen Kopf an ihre Brust schmiegte, und wie nie gekanntes Glück schwoll die Erinnerung an seine Sehnsucht auf in seiner Seele.

Stefanietta strich ihm über die Haare und drückte ihn an sich, als habe auch sie ihn entbehrt in Stunden der Einsamkeit und der Sehnsucht. Ihre Brust wogte unter dem hellen Kleide.

Sie schauten sich lange an, winkten einander zu, gingen in ihre Zimmer und wuschen die heißen Gesichter.

Sie kamen zu gleicher Zeit in das Speisezimmer und fanden den Oheim und Tante Martha.

Martha Becker warf einen ernsten Blick auf die Kinder. Stefanietta plauderte mit dem Prälaten. Berthold blickte sie an. Sie war noch schöner geworden. Ein leichtes Rot hatte ihre Wangen noch immer gefärbt, und ihre Bewegungen waren lebhaft und frei.

Später war er mit der Base im Gartensaal allein. Sie trat auf ihn zu und faßte ihn nochmals in die Arme.

„Ich danke dir für deinen lieben Brief", sagte sie zärtlich. „Ich habe Heimweh nach dir gehabt und oft an dich gedacht. Hast du auch meinen Brief erhalten?"

Berthold trat einen Schritt zurück.

„Deinen Brief?“ rief er verwirrt; „ich habe keinen bekommen.“

Die Kinder schwiegen. Tränen traten in Stefaniettas Augen. Sie streichelte innig die Wange des Knaben, der zu ihr aufschaute und sie nicht verstand. Alle Röte war aus ihren Wangen gewichen. Das Weiß der Haut stach schreckhaft ab gegen die schwarzen Haare und Augen.

Sie hörten den Schritt der Tante auf der Treppe und gingen auseinander durch verschiedene Türen, ohne ein Wort zu sagen, und sannen über den Verbleib des Schreibens nach.

*

Am Fastnachtssonntag lag Frühlingssonne über den Bergen. Alle Rinnsale und Bäche waren weiter geschwollen, als hätten sie Sehnsucht in ihren Wellen und fühlten den erregten Drang, sich zu betätigen.

Die Menschen begannen zu tollen und Unbegreifliches zu tun. Die Lust des Volkes brach hervor, gischtete über die Dämme wie ein Strom nach der Schneeschmelze. Drei Tage war die Stadt erfüllt von bunten Verkleidungen, von Dominos in allen Farben, jeden Alters und Geschlechtes, von Bauern, Hanswürsten, Zigeunern, Spanierinnen, Türken, Rittern, Landsknechten, Knappen, Schornsteinfegern, Köchen und andern Gestalten.

Papierschlangen schwirrten durch die Luft und spannen rotgrüne Girlanden von Haus zu Haus, Konfetti flatterte wie Schnee aus den Fenstern. Kinder in nied-

lichen Kleidchen machten weithin tönenden Lärm, und aus jeder Tür drang der Geruch von süßem Backwerk und Wein.

Die Menschen umarmten einander auf der Straße. Sie küßten sich, und kein Mädchen durfte sich sträuben.

Berthold ging mit Stefanietta unter dem besorgten Schutz Martha Beckers durch dies Treiben, um im Hause der Tanten den Verlauf des Festes zu sehen. Dort warfen sie Luftschlangen und Konfetti auf die Vorübergehenden und zeigten sich die bunten Bilder, die vorbeizogen wie Erzählungen eines Märchenbuchs.

Tante Käthchen, die Älteste der Beckers, saß vor dem „Spion" und ließ keinen Vorübergehenden aus den Augen. Tante Marie-Philippine thronte auf dem Holztritt vor dem Fenster und hatte einen himmelblauen Pompon auf dem Kopfe.

Die Kinder waren allein mit ihr im Zimmer. Stefanietta trat rasch auf sie zu und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Die Tante gab ihren beinahe dreihundert Pfund einen Ruck und schaute die Italienerin prüfend an. Darauf nickte sie lächelnd, griff in die Tasche und gab dem Mädchen Geld.

Marie-Philippine legte den Finger auf den Mund und blickte Stefanietta nochmals stumm an.

Das junge Mädchen eilte aus dem Zimmer, ohne daß sie Berthold verraten hätte, um was es sich handle. — Spät erst kam sie außer Atem zurück, auf den Armen ein großes Paket. Sie winkte dem Knaben mit den Augen in die Ecke, schlug die Hülle zurück und zeigte dem Erstaunenden zwei Kleider aus lichtem Seiden-

ſtoff, an denen kleine Meſſingſchellen hingen, ſowie zwei Larven aus roter Seide.

„Für morgen!“ flüſterte ſie und hielt mit der freien Hand Bertholds Mund zu, als er ſchreien wollte. Sie ſtellte das zauberſame Paket ins niedrige Nebenzimmer und trat mit dem Knaben ans Fenſter, vor dem zwei grüne Dominos ſich haſchten.

Die Kinder flüſterten und lachten . . .

Dann kam der Roſenmontag und fand Berthold und Stefanietta wieder im Stadthaus der Tanten. Der Umzug des Prinzen Karneval begann.

Schon am letzten Samstag — ſo hatte Tante Käthchen erzählt, war der Prinz eingetroffen in ſeidenem Gewand, das mit tauſend ſilbernen Flittern beſät war. Die Faſtnachtsvereine hatten ihn begrüßt: freudig, roſig und grün ſah er aus wie der Frühling — und von ſeinem Wagen herab hatte er Blumen geſtreut und Zuckerwerk für die Kinder.

Am Roſenmontag hielt er den Märchenzug durch die Straßen. All ſein Volk jubelte ihm zu. Bunte, phantaſtiſche Wagen fuhren auf, gefüllt mit vermummten Menſchen, gezogen von geſchmückten Pferden mit wehenden Federbüſchen auf dem Geſchirr.

Jeder der Wagen ſtellte etwas dar: eine Begebenheit, welche die Bürger der Stadt lachend nachahmte oder den Magiſtrat verhöhnte. Aus dem Innern der Gefährte flogen Zuckerſteinchen, Gebäck und Würſte, und die Kinder, der Pöbel und die Hunde wälzten ſich vor Vergnügen in den Goſſen, um etwas von den Herrlichkeiten zu erlangen.

Dort kam der Prinz! Sein Wagen war höher und prächtiger als die andern. Oben saß er auf dem Thron, tauchte die freigiebigen Hände in grüne Blumenkörbe und spendete Schönheit nach allen Seiten. Hundert Fenster waren geöffnet, tausend Herzen jauchzten, wo er vorüberzog inmitten schöner, feenhafter Mädchen.

Die Gassenjungen und die kleinen Geister, die sich vorhin mit Hunden um Wurst und Zuckerwerk gebalgt hatten, standen stumm und selig da und brachten den Mund nicht zu vor Entzücken. — Das Volk jubelte und klatschte in die Hände, wenn Prinz Karneval einem Mädchen mit leichtem Schwung den Veilchenstrauß oder das Maiglöckchengebinde zuwarf. Schöne Kinder wurden rot und befestigten die Blumen stolz am Gürtel oder auf dem pochenden Herzen.

Wagen folgte auf Wagen, es drängte sich Bild auf Bild. — Auch als der Zug vorüber war, hatte es nicht den Anschein, als ob das Treiben nachlasse . . .

Alle Vermummten wurden kühner und sangen das neue Spottlied, welches die diesjährige Fastnacht in der Schwesterstadt Köln geboren hatte.

Unvermutet und leise aber sagte Stefanietta zu Berthold: „Komm!“ Und heimlich begaben sich die beiden in das Nebenzimmer, wo die Römerin das geheimnisvolle Paket ergriff. Sie eilten in das Schlafzimmer Marie-Philippinens, dessen Bett in unheimlicher Breite aus dem Alkoven leuchtete. Hier legte Stefanietta ihren Kauf aus. Sie entfaltete vor dem Knaben einen Anzug aus dünnem Seidenstoff, licht-

blau und rosa, und legte neben denselben ein Röckchen und Jäckchen in den gleichen Farben. Alles prangte neu und fein auf dem roten Sammet der Tischdecke.

Berthold konnte sich nicht lassen. Er warf sich an die Brust des Mädchens, das die Arme um ihn schlang und ihn errötend küßte.

Sie standen eine Weile unschlüssig voreinander, blickten abwechselnd die Kleider und sich selber an. Endlich schob Stefanietta zögernd das blauseidene Höschen mit den rosigen Schleifen und den Messingschellen über den Tisch und griff an die Knöpfe ihres Kleides, um dasselbe langsam zu öffnen.

Berthold sah, wie unter der Hülle der weiße Spitzenrand des Hemdes und die knospende Brust erschien, die unter leisen Atemzügen wogte. Da öffnete auch er seine Jacke, und beide streiften die Oberkleider ab, so daß der Knabe die schimmernden Arme des Mädchens erblickte, welche sich in erster Schönheit rundeten. Seine Augen wanderten zu den Füßen der Freundin und den Seidenstrümpfen, über denen sich die Waden in leichter, straffer Schwellung wölbten. Dann verbarg am Knie die Leinwand des Unterkleides die Körperformen und verriet gleichzeitig den Aufbau der schönen Glieder bis zu den Hüften.

Er stand da mit pochendem Herzen. Sein Blick fiel auf die eigenen schmächtigen Glieder, auf denen auch die Augen Stefaniettas ruhten. Berthold wurde rot und straffte sich, daß die Sehnen und die Muskeln seiner Arme hervortraten und die Brust sich wölbte.

Da lächelte das Mädchen unendlich süß, eine zärt-

liche Glut überflog ihre Gestalt. — So blieben sie stille und vergaßen die Zeit. Ihren Leib durchrann heiße, bestrickende Lust.

Endlich ergriff Stefanietta die Verkleidung und schlüpfte in das lichtblaue Gewand mit dem rosigen Besatz, dessen Glöckchen leise klirrten, und auch Berthold stieg verwirrt in die bunte Hose. Dann verbargen die Blusen das erregende Sinnenspiel.

Stefanietta half mit Nadel und Faden ein wenig nach, so daß alles hübsch paßte. Sie schauten einander wieder an und fühlten: sie waren Bruder und Schwester — Menschen von gleichem Stoff und gleicher Gesinnung, deren Andersein sich hinter den roten Larven verbarg, die sie hoben, um sich ihr Lächeln zu zeigen.

Die Italienerin drückte dem Knaben eine Pritsche in die Hand und flüsterte ihr verlockendes: „Komm!" — Dann verließen sie leise und ungesehen das Haus durch eine Nebentür.

Nach einigen schüchternen Schritten begann Stefanietta zu hüpfen und schlug den Takt mit der Pritsche in die flache Hand. Berthold ahmte sie nach, hüpfte neben ihr. Brennende Freude glühte aus den vier Augen, die durch die Löcher der roten Larven blickten.

Musik fidelte von nah und fern. Messingschellen klingelten bei jedem Schritt, den die jugendlichen Ausreißer tanzten. Vorübergehende drehten sich nach ihnen um, weil beide so licht und zusammengehörig waren. Verkleidete Menschen begegneten ihnen. Ein Trupp von Hanswürsten, deren Augen aus dicken Pappmasken lugten, schloß sie ein. Gitarrenklang und Man-

dolinenzirpen umwogte sie. Das neue Fastnachtslied „von der Tant'" wurde angestimmt.

Stefanietta und Berthold hüpften zu den Klängen, daß die Quasten ihrer seidenen Zipfelmützen wirbelten. Lachende Zigeunerinnen und Blumenmädchen mischten sich in den Reigen, und ein großer Harlekin verneigte sich vor Stefanietta, haschte ihre Hand, um sich mit ihr im Kreise zu drehen.

Berthold blieb stehen. Ein Gefühl überkam ihn, das unangenehm war. Es war wie Enttäuschung, Verlassenheit, Einsamkeit inmitten all der jauchzenden Menschen.

Die Zupfgeiger machten eine Pause. Der Harlekin mit dem dicken Pappkopf neigte sich zu seiner Tänzerin, als wolle er sie küssen. Berthold hätte weinen mögen. Als er aber sah, daß Stefanietta sich erschreckt zurückbog, sprang er hinzu und hielt die Pritsche zwischen den ungeschickten Schwellkopf des rotweißen Gecken und die Larve Stefaniettas. Alle Umstehenden lachten. Der Harlekin machte eine komische Gebärde und brummte freundlich: „Ah, schon versehen! Nur zu! Nur zu!" Damit packte er Berthold am Kragen und hielt ihn der Freundin entgegen, die ihn lachend in die Arme schloß. — Er schob den unteren Teil der roten Larve beiseite und küßte den frischen Mund — und wieder lachten alle Umstehenden, klatschten in die Hände und jubelten laut.

Der Harlekin jedoch warf einen schnellen Blick unter das Maskentuch, gewahrte das feine Kinn und den

jungen Mund Stefaniettas. Er brummte wieder, freundlich, aber diesmal ernst: „Bleibt bei uns! Hier wird niemand euch etwas tun.“ Es lag so viel aufmerksame Warnung in seinen Worten, daß Stefanietta nickte, Berthold an der Hand ergriff und beim Ton der Geigenklänge weitersprang, während sie mit der freien Hand den Takt schlug und dazu sang.

Auf einem großen Platz hielten die Vermummten. Die Musikanten setzten sich auf den Rand des mächtigen Sandsteinbrunnens, sahen aus wie dazugehörige Figuren, fiedelten und zirpten. Die übrigen umfaßten sich und umtanzten sie, daß die Röcke flogen und Staub aufwirbelte. Durch die Luft regnete buntes Konfetti, fuhren Pfauenfedern hin und her, zuckten Fastnachtsscheren aus Holz, klapperten Pritschen und dröhnten Schweinsblasen auf den Rücken der Unbeteiligten. Es klang wie die Begleitmusik dicker Trommeln.

Berthold tanzte mit Stefanietta im Schwarme bunter Gestalten um den Brunnen und sang das Fastnachtslied „von der Tant'“ mit, das die Musikanten anstimmten. — Dabei dachte er an Tante Martha und empfand Schadenfreude, weil sie nicht wußte, wie schön es hier war, und darüber, daß sie ihn nicht erkennen konnte, auch wenn sie kam, ihn zu suchen.

Spieler und Sänger jubelten. Berthold jauchzte auf vor Wonne. — Plötzlich brach die Musik ab. Wie auf ein verabredetes Zeichen lief die ganze Gesellschaft in gestrecktem Lauf weiter, dem Marktplatz zu, wo der heilige Petrus stand, im Arme noch den vertrockneten Blumenstrauß, den er an seinem Namenstag im ver-

gangenen Jahr erhalten hatte. Hier begann das Spiel der Vermummten aufs neue.

Stefanietta und der Knabe wurden im Strom der Freude mitgerissen, schmiegten sich enger aneinander und atmeten heiß. Lauter girrten die Zupfgeigen und Mandolinen. — Dazwischen tönte von fern ein voller Akkord der Orgel aus der Stadtkirche, wie ein Klang aus andern Welten. Dort lag das Volk der Frommen auf den Knien und flehte zu Gott um Vergebung der Sünden jener, die sich der Lust der Tänze und der Trunkenheit der vermummten Freude hingaben, — knieten vor den Altären im vierzigstündigen Gebet, das die Fastnachtstage hindurch währte, solange in den Gassen und auf den Märkten die bunte Sünde tanzte.

Stefanietta und Berthold hielten aufatmend im Reigen inne. Es war ihnen heiß unter den roten Larven. Ihre Herzen klopften in stürmischer Freude.

Das Mädchen schaute zum Himmel und wies mit der Pritsche auf die Wolken, die das Firmament umzogen, ohne daß die Tänzer es bemerkt hatten. Berthold fühlte erschauernd, wie ein Windstoß ihn faßte. Ein heller Strahl brach aus dem Gewölk; tiefer, lang anhaltender Donner tönte vom Rande des Himmels und machte dem Tanz um den heiligen Petrus ein Ende. Jeden Augenblick drohte Regen loszubrechen.

Alles stob auseinander. Berthold lief mit der Base die Straßen entlang, um das Haus der Tanten zu erreichen. Als sie am Stadthaus vorüberkamen, war der Brunnenplatz leer. Ein zweiter grollender Donner dröhnte über ihren Häuptern.

Sie langten atemlos vor dem Hause an. Oben hielt der Prälat ruhige Ausschau. Neben ihm stand Tante Martha mit flackernden, suchenden Mienen. Käthchen spähte in den Spion, und Marie Philippine thronte an ihrem Fenster. Sie blickte wie eine Juno auf das Treiben der Straße; der himmelblaue Pompon wehte im Luftzug.

Gerade zog wieder ein Schwarm Zupfgeiger und Sänger vorüber, der sich von der Gewittergefahr nicht schrecken ließ, sondern vergnügt das Lied von der „Tant' ohne Schlüssel" sang:

„Der Schlüssel, der ist weg!" . . .

Stefanietta zog Berthold die Larve vom Gesicht, nahm die ihrige ab, winkte zu den Fenstern hinauf und begann mit dem Knaben zu tanzen, der alle Scheu verloren hatte und sich jubelnd im Kreise drehte.

Tante Martha machte eine Bewegung, als wolle sie sich zum Fenster herunterstürzen. Ihre Augen schossen wütende Blicke in die Tiefe. Aber der Oheim lachte. Er klatschte in die Hände, und Tante Käthchen sowie Marie-Philippine taten wie er.

Als Martha Becker dies bemerkte, wurde sie blaß und wandte sich vom Fenster weg. Ein heller Blitz erhellte die graue Wand der gegenüberliegenden Häuser, ließ die Luftschlangen aufleuchten, die sich von Fenster zu Fenster zogen. Es donnerte laut und brüllend. Die ersten schweren Tropfen fielen zwischen die Tänzer.

Stefanietta faßte Berthold und eilte mit ihm ins Haus, die Treppe hinauf, in das Zimmer der Tanten.

Sie wurden mit Halloh und Händeklatschen empfangen. — Tante Martha hatte die Stube verlassen und zeigte sich nicht mehr vor dem Heimweg.

Marie-Philippine jedoch erhob sich mit ihrem überwältigenden Gewicht. Sie schritt majestätisch auf das alte Klavier zu, das in der Ecke stand, griff einen Akkord und begann freudig zu spielen, wobei alle Verwandten mitsangen und Berthold mit Stefanietta tanzte:

„Mein Hut, der hat drei Ecken,
Drei Ecken hat mein Hut!
Ich hätte gern einen neuen,
Denn er ist nicht mehr gut . . ."

Mit all der bunten, lustigen Gestaltung ringsum rann ein unbekanntes Empfinden durch Bertholds Glieder, das ihn zuletzt elend machte. Als Stefanietta ihm aber zulächelte, wurde er frisch und fühlte neue Freude.

★

Der Oheim hatte ihm und dem Mädchen erlaubt, auch am Fastnachtsdienstag die Verkleidung im Hause der Tanten anzulegen und den Einspruch Martha Beckers mit einer entschiedenen Handbewegung abgeschnitten. Die Erzieherin äußerte sich über die Vorkommnisse des Rosenmontags nicht. Sie ging abends nachdenklich im Gartensaal der Kurie hin und her und warf sinnende Blicke durchs Fenster, auf die Beete, auf denen der Vorfrühling die Erde feucht und schwarz machte. Sie fühlte sich unsicher dem Vetter

gegenüber. Es war, als sei ihr die Macht genommen worden und an Stefanietta übergegangen.

Ihre Sicherheit kehrte erst zurück, als sie am letzten Fastnachtstag den Boden ihres Geburtshauses bei den Schwestern wieder unter den Füßen fühlte. Dort sprach sie sich mit dem Domherrn aus, wie sie es lange nicht vermocht hatte.

Berthold und Stefanietta saßen in ihren lichtblauen Kleidern im Wohnzimmer unter dem Familienbild der Becker und aßen goldgelbes Gebäck, das nach Rosen duftete.

„Du hast mein ganzes, mühsames Erziehungswerk durchkreuzt und es von der Römerin zerstören lassen", begann Martha ihre Auseinandersetzung.

„Seit sie im Hause ist, bin ich in jeder Hinsicht überflüssig. Es wäre besser, ich ginge zu den Meinen zurück oder in den früheren Erzieherinnenberuf, — denn so kann es nicht weitergehen. Entweder behältst du deine Italienerin oder mich. Wir beide haben nicht Platz nebeneinander."

„Es ist nicht meine Absicht, Stefanietta länger bei mir zu behalten, als es nötig ist", erwiderte der Geistliche. „Du weißt, daß ich sie in Deutschland ausbilden lassen will und ein geeignetes Haus für sie suche. Bisher hat sich noch nichts gefunden. — Von einer Zerstörung deines Erziehungswerkes habe ich zudem nichts bemerkt. Ich finde, Berthold wird freier, kräftiger und selbständiger. Das slawische Blut unterliegt, das römische und fränkische fließt lebendiger durch seine Gedanken und Lebensführung. Dies wurde durch den

Umgang mit Stefanietta gefördert. Du ſelbſt haſt den Grundſtein dazu gelegt, und ſomit iſt nichts vernichtet, was wir erſtrebt haben." —

„Siehſt du denn nicht, wohin dieſe Freundſchaft zwiſchen Berthold und dem Mädchen führt?" unterbrach Martha den Vetter. „Der Junge iſt verliebt in die Fremde, die ſeine Schweſter iſt, und ich übernehme keine Verantwortung dafür, daß nicht auch ſie es iſt."

„Fremde?" erwiderte der Domherr erſtaunt, — „als Fremde ſoll Berthold das Mädchen nicht anſehen. Außerdem mache dich mit deinen Vermutungen nicht lächerlich. Wer will bei einem Kinde, das in ſeiner inneren Entwicklung zurückgeblieben iſt, von Verliebtheit ſprechen, die eine Gefahr wäre? — Sollte aber ja im Unterbewußtſein Bertholds eine Regung in dieſer Richtung mitſchwingen, ſo kann es ihm nicht ſchaden. Es iſt höchſte Zeit, daß er von unſerer Seite und durch den Einfluß der Unſrigen aufgerüttelt wird, und das geſchieht, ſeit Stefanietta im Hauſe iſt."

„So behalte ſie und laß mich gehen!" rief Martha Becker erregt; „ich habe alles für dich geopfert — Beruf, Geſelligkeit und Ausſicht auf Ehe. Aber ich weiß, daß dir Stefanietta näher ſteht."

Wieder machte der päpſtliche Hausprälat ſeine umfaſſende, beſchwichtigende Handbewegung und ſagte: „Du läßt dich von Eiferſucht hinreißen, Martha, und ſiehſt nicht, wie unnötig du dich erregſt. Stefanietta wird in Kürze das Haus verlaſſen. Mißgönne ihr nicht den berechtigten Einfluß auf Berthold. Und zerreiße

nicht die Bande der Natur. Erkenne, daß du einen Fehler begangen hast, den ich dich gutzumachen bitte."

Martha blickte den Vetter fragend an. Der aber fuhr gelassen fort: „Wenn du einen großen und inneren Einfluß auf Berthold erlangen willst, so behandle Stefanietta anders, als du es bisher getan. Der Weg zu seinem Herzen wird am leichtesten über die Freundschaft mit ihr gehen. Versuche, sie zu gewinnen und dem Jungen nur ein wenig in der Art gegenüberzutreten, wie sie es tut: natürlich und frei. Dann wirst du bei beiden die Stellung einnehmen, die du erstrebst. Solange du abseits stehst, wirst du immer Grund zur Klage haben."

Martha Becker hatte sich auf das Sofa gesetzt und verbarg das Gesicht in den Händen. Der Prälat betrachtete sie mit zufriedenem Ausdruck. Nach einer Weile trat er auf sie zu. Legte die Hand auf ihre Schulter und sprach lange begütigend auf sie ein, bis sie eingesehen hatte, wie sie die Zügel in Zukunft handhaben solle, und versprach, Stefanietta als Verwandte zu betrachten.

Als sie das Zimmer verließen, lächelte der Prälat milde. Er hatte mehrere Ziele erreicht: die Beruhigung der Base, die Anbahnung ihres besseren Verhältnisses zu Stefanietta, die richtige Behandlung Bertholds im Sinne einer Romanisierung. Zwar verhehlte er sich nicht, es möge für Martha Becker zu spät sein, auf Berthold und das Mädchen noch den freundschaftlichen, erzieherischen Einfluß zu gewinnen, der ihm vorschwebte. Aber augenblicklich überwog in ihm das

Gefühl der Überlegenheit, im engeren Kreise seiner Häuslichkeit sich voll durchgesetzt zu haben, wo so viele seiner Freunde und Bekannten versagten.

Sie gingen gemächlich in das Zimmer, in dem die Kinder noch immer unter dem großen Familienbilde saßen, dessen Figuren sie betrachteten: Erwachsene aus der Zeit des sterbenden französischen Königtums, sowie Kinder in Zipfelmützen und seltsamen Kleidchen.

Martha warf einen unsicheren Blick auf den Geistlichen. Er nickte ihr ermutigend zu, und mit einem Seufzer setzte sie sich neben das schöne Mädchen und betrachtete es lange. Der Oheim schaute die Gestalten auf dem alten Gemälde an.

★

Die nun einsetzende Fastenzeit wirkte zwiefach still. In der Natur hatte sich der Sturm gelegt. Feuchte warme Luft stand über den Gärten. Nur wenn die Glocken zu den Gottesdiensten riefen, zitterte die weiche Woge des Weltatems und trug den Klang in die Ferne.

Martha Becker versuchte ein verwandtschaftliches Verhältnis zu Stefanietta zu gewinnen. Aber das Mädchen schaute sie meist schweigend an mit unergründlichen Augen.

Es fühlte keine Liebe zu der Frau, die dem Bruder so unverständlich gegenüberstand. Vergebens suchte die Hausdame des Prälaten zu ergründen, was in dem Mädchen vorging. Sie kam ihm nicht nahe und hatte

das Gefühl, Berthold sei für ihre Annäherung ein Hinderungsgrund, so wie sie früher geglaubt hatte, Stefanietta stehe zwischen ihr und dem Knaben.

Ein rastloser Zwiespalt war in ihrer Seele. Immer wieder raffte sie sich zu freundlicherem Verhalten auf, und stets kam eine Stimmung über sie, welche in ihr mißgestimmte Gedanken wachrief gegen beide Kinder. Das Leben schien ihr leer und zwecklos. Die Ähnlichkeit Bertholds mit Urban erinnerte sie, daß ihr Dasein verfehlt war. — Wenn sie Urbans Weib geworden wäre — es wäre alles anders gekommen. Nun war sein Familienglück zerrüttet, und sie selbst stand allein.

Auch Stefanietta sah dem Vater Bertholds ähnlich. Martha Becker ergrimmte, wenn der Prälat mit dem Mädchen sprach, aber sie kämpfte mit verschwiegener Kraft gegen die aufsteigende Bitterkeit.

Am Aschermittwoch sagte sie ernst zu Berthold: „Geh nach dem Essen in die Dreifaltigkeitskirche. Es kommen noch andere Knaben dort zusammen. Der Geistliche, der euch zur ersten Heiligen Kommunion vorbereitet, erwartet euch. Du findest lauter Mitschüler, die Ostern das Gymnasium besuchen werden oder Aufnahme in der bischöflichen Erziehungsanstalt finden. Sei fleißig und aufmerksam. Denke an deinen künftigen Beruf und vergiß nicht, den Katechismus mitzunehmen."

Den Knaben durchfuhr die Erinnerung an den Beichtunterricht, den Tante Martha ihm erteilt hatte. Blitzartig standen die Sünden und Verfehlungen vor

seiner Seele, die er damals begangen hatte. Zugleich stieg Trotz in seinem Innern auf, und in deutlichen Worten dachte er: „Was versteht Tante Martha davon!“

Diese Vorstellung machte ihm Freude. Martha Becker aber suchte mit den Augen Stefanietta und fuhr freundlich fort: „Stefanietta, du kannst mir ein wenig im Hause helfen. Wir Frauen diesseits der Alpen sind gewohnt, alle Dinge des Lebens zu erlernen. Wir müssen kochen, fegen, putzen, und auch die Arbeiten im Garten sollten wir verstehen. Es schadet nie, etwas gelernt zu haben. Der Herr Prälat wünscht, daß ich dich in diesen Dingen anleite, und wir wollen beginnen.“

Stefanietta wurde rot. Sie schaute erstaunt auf den Geistlichen. Aber der schnitt sein Fleisch und blickte nicht auf. Die Augen des Mädchens wanderten zu Berthold. Auch er wurde rot. Er fühlte ahnend, daß um ihn und Stefanietta etwas vorgehe, was er nicht greifen konnte, sondern das um ihn war wie die weiche Luft im Garten, die zitterte, wenn die Glocken läuteten.

Eigentlich hatte der Knabe an diesem Nachmittag schulfrei. Darum war er verstimmt über die Zumutung, seine Freizeit in einer Kirche zuzubringen. Er fragte einsilbig: „Wann soll ich gehen?“ — und erhielt die Erwiderung: „Um drei Uhr.“

Berthold ging in sein Zimmer. Dort warf er die Bücher auf dem Tisch durcheinander und suchte den Katechismus. Die Blätter des schwarzen Büchleins

glitten langsam durch seine Hand. Plötzlich schlug er es mit einem Knall zu und schob es in die Bluse.

Suchend ging er im Hause umher. Ihm fehlte etwas. Stefanietta hatte der Tante in der Küche helfen sollen, dort fand er sie nicht.

Zögernd schritt er die Treppe hinauf. Neben dem Salon wohnte die Römerin. Er hörte sie in dem Raum umhergehen und schlich näher. Es wurde still. — Schüchtern drückte er auf die Klinke der Flügeltür. Sie öffnete sich, Berthold blieb auf der Schwelle stehen. Mitten im Gemach stand Stefanietta und schaute von dort aus zu einem hohen Fenster hinaus, wo in der Ferne dunkle Wolken am Himmel schwammen. Über ihr auf dem Schranke erhob sich ein Standbild der Jeanne d'Arc, die Jungfrau in geschürztem Kleid darstellend, in silberner Brünne, den Helm auf flatternden Locken, das Schwert in der Hand. Neben ihr wehte die Oriflamme.

Stefanietta wandte sich langsam um. In ihren Augen standen Tränen. Berthold fühlte sich zu ihr gezogen von einer Macht, die ihn vorwärts schob, seine Hände ergriff und um die Hüften des Mädchens fügte. Die gleiche Gewalt richtete sein Gesicht empor, zog seine Augen zu den dunklen Blicken Stefaniettas und schürzte ihm die Lippen, als müsse er den roten Mund küssen.

Das junge Mädchen schüttelte wehmütig den Kopf. — „Wir dürfen das nicht", flüsterte sie. Doch neigte sie sich ein wenig und drückte einen leisen Kuß auf Bertholds Mund. Dann löste sie sich aus seiner Um-

armung und wischte sich die Augen mit ihrem verzierten Tüchlein.

„Warum weinst du?“ fragte Berthold bedrückt, denn die Betrübnis der Freundin ging auf ihn über.

Stefanietta zögerte. „Ich weiß nicht“, sagte sie dann, „ob Tante Martha gut oder böse ist.“

Berthold stand ratlos da. Der Gedanke, Tante Martha könne ein böses Herz haben oder Unrecht tun, war ihm nie gekommen. Er hatte sie nur gefürchtet und die Scheu vor ihr gefühlt, die manche Kinder vor Erwachsenen haben. Zum erstenmal dachte er klar und bewußt: „Tante Martha hat Stefanietta und mich nicht lieb.“ — Dieser Gedanke war ihm eine Erleichterung, die ihn frei machte von der Furcht vor Martha Becker. Denn es reihte sich seiner Vorstellung die tröstliche Zuversicht an: „Stefanietta liebt mich.“

Worte gab er dem stummen Erleben seiner Seele nicht. Er blickte zu dem schönen Mädchen empor. Ein unnennbares Gefühl der Sehnsucht und Innigkeit durchströmte ihn, wie er es vor einigen Tagen gefühlt hatte, als er mit Stefanietta tanzte. Er erschrak, schlug die Augen zu Boden. Er wußte nicht, warum er sich schämte, vermochte indes nicht die Blicke wieder zu erheben und eilte aus dem Zimmer.

Er stand im Hausgang, erschüttert und verwirrt. Seine Hände glitten suchend an der Kleidung hinab. Er fühlte in der Bluse den Katechismus. Im Zimmer der Tante schlug es drei Uhr. Es war Zeit, in die Kirche zu gehen.

Erst auf der Straße, in der kühlen Luft, wurde er ruhiger. Er ging einige Schritte in falscher Richtung, blieb stehen und kehrte auf entgegengesetztem Wege um, denn ihm fiel ein, daß die Dreifaltigkeitskirche drüben in der Stadt lag.

*

Berthold kam ausschreitend auf dem Platze vor dem Gotteshaus an und blickte umher.

Neben einem riesigen Schulgebäude sah er die Kirche und einen steinernen Marienaltar.

Eine Anzahl gleichaltriger Knaben war hier versammelt. Alle hielten den schwarzen Katechismus in der Hand, plauderten, schlugen sich im Scherze mit den Büchern. Der Hinzukommende erkannte einige Knaben, welche gleich ihm allmorgendlich die Schulmesse besuchten.

Er trat auf einen dieser Kameraden zu und sagte: „Fritz?"

„Ja", entgegnete Fritz, ohne etwas hinzuzufügen. Berthold wartete vergebens auf ein Gespräch, ließ den Gespielen stehen und ging suchend zu den andern Knaben.

„Es geht gleich los!" rief einer. Er schaute angestrengt durch den Torbogen, durch den der Geistliche kommen mußte. — Berthold unterhielt sich eine Weile. Er scherzte und deutete mit dem Finger auf das barocke Baugesims in der Höhe und den Marienaltar. Dann zeigten sich die Knaben Werbe-Bildchen und trieben Handel mit denselben.

Berthold hatte sich völlig seiner Umgebung angepaßt. Er unterschied sich äußerlich in nichts von den übrigen Knaben. Alles hatte er von ihnen angenommen: Sprache, Benehmen, selbst die Art, sich zu bewegen. Sein früher schüchternes und fremdes Wesen war einer ungezwungenen, freien Frische gewichen; er verkehrte als Gleichberechtigter mit den Kameraden. Nur wenn er allein war, kamen tiefere Gedanken zu ihm und drängten ans Licht. Auch sprach er in Gedanken oft noch in norddeutschen Ausdrücken, während er laut nur in der neuen Umgangssprache redete.

Endlich erschien der Religionslehrer. Er trug schwarze Soutanelle und steifen Zylinderhut, den er lüftete, als die Knaben grüßten. Darauf winkte er ihnen ein stummes „Kommt!" zu und ging in die Kirche.

Die Jungen drängten langsam hinter ihm her. Am Eingang stauten sie sich um die Weihwasserbecken, bekreuzten sich und schoben einander langsam in den vorderen Raum der Kirche, die dunkel gestrichen war und von bunten Glasfenstern gedämpft erhellt wurde.

Vor der Kommunionbank stand der Religionslehrer und wartete. Er zeigte auf die Kirchenbänke in seiner Nähe. Die Knaben verteilten sich umständlich in den vordersten Reihen.

„Setzen!" sagte der Geistliche. Aus seiner Stimme klang Strenge und herzliche Freundlichkeit zugleich. — Die Schar setzte sich polternd.

„Wir sind", begann der Priester gütig, „zusammengekommen, um die Vorbereitung auf die erste Heilige

Kommunion zu beginnen. — Gott ist die Liebe! Er ist für uns gestorben am Kreuz und hat uns erlöst. Als Andenken dieses Todes und dieser Erlösung hat er uns ein Sakrament hinterlassen. Es ist das heilige Sakrament des Altares. In ihm kommt er zu uns, zu den armen Menschen, welche ihn wieder lieben.

Ihr Kinder! Alles Wesen Gottes ist Liebe zu seinen Geschöpfen. Die Liebe Gottes ist der Glanz des Himmels und der Urgrund der Erde, die uns trägt. Dies ist das große Geheimnis der Schöpfung, die Gott durch seinen Opfertod erlöst hat. Es ist das Geheimnis des allerheiligsten Altarsakramentes, das ihr empfangen sollt.

Um dieses zu verstehen, müssen wir uns vorbereiten. Wir müssen begreifen, was Gott meint, und müssen erkennen, daß wir Gottes Fleisch und Blut in der Gestalt des Brotes und des Weines empfangen.

Hier, in dieser stillen, alten Kirche wollen wir lernen und die Worte des Heilands hören, dankbar für die Güte des Herrn.

Als ihr getauft wurdet, nahm euch Gott in seine Kirche, in die Gemeinschaft gläubiger Christen auf. — Ihr wurdet groß und kamet in das Gotteshaus. Ihr wuchset heran zu Hause und in der Schule, lerntet die Gebote Gottes und der Kirche kennen. Aber nicht immer waret ihr gehorsam. Ihr verletztet manchmal die Vorschriften Gottes, waret ungehorsam, sagtet die Unwahrheit, waret streitsüchtig oder unredlich im Spiel. — Dies betrübte Gott. Doch er vergab euch

alles, als ihr erkanntet, daß ihr böse gewesen seid, und als ihr zum Priester kamet, um reuig zu beichten.

Nun werdet ihr größer, und Gott verlangt von euch, daß ihr euch ganz ihm hingebt, so wie er sich hingegeben hat für euch. Er will zu euch kommen im Abendmahl. Seid dessen froh und betet mit mir, daß der heilige Geist uns erleuchte und führe. Amen. —"

„Komm, heiliger Geist!" begann er dann mit erhobener Stimme und beugte die Knie vor dem Altare. Die Knaben folgten langsam, unbeholfen seinem Beispiel, knieten nieder und fielen murmelnd in das Gebet ein.

Berthold war hingerissen von den Worten und der Art des Priesters. Er hielt den Katechismus in den Händen und blickte auf den Altar, vor dem das ewige Licht mit rötlichem Schein brannte. Zum ersten Male schaute er mit innerlicher Sehnsucht auf den Tabernakel, sah sich als Erwachsenen vor ihm knien und die Hände falten. —

Nach dem Gebet fragte der Geistliche die einzelnen Knaben nach Namen und Geburtstag und schrieb die Angaben in sein Taschenbuch. Als Berthold Reiff sich erhob, sah er lange eindringlich herüber und nickte, daß die weißen Locken seines Hauptes wallten.

Er schloß diese erste Zusammenkunft mit den Worten: „Ostern werdet ihr in die Lateinschule eintreten; einige von euch werden Zöglinge der bischöflichen Erziehungsanstalt sein.

Täglich wollen wir uns jetzt und nach den Osterferien eine Stunde hier versammeln, um uns würdig

auf die erste Heilige Kommunion vorzubereiten. Geht nach Hause und behaltet meine Worte im Gedächtnis. Amen."

Der Priester wandte sich und schritt der Sakristei zu. Die Knaben verharrten noch einen Augenblick regungslos in den Bänken, griffen unter geräuschvollem Aufstehen nach den Mützen und gingen langsam dem Ausgang entgegen.

Berthold fühlte nach dem Verlassen der Kirche, daß er auf eine neue Art ergriffen und hungrig sei. Er eilte in die Kurie, um nachträglich allein seinen Imbiß zu nehmen. Dabei hörte er Tante Marthas Stimme im Gartensaal.

„Ob Tante Martha wohl einen Menschen recht lieben kann?" dachte er wie vor dem Kirchgang, und in seinem Herzen war ein Gefühl von Ablehnung der Frau gegenüber, die er sonst gefürchtet hatte. Wohl ahnte er, daß er sich auch in Zukunft mit ihr werde auseinandersetzen müssen, aber in dieser Ahnung war eine Spur von Mitleid; denn die Base seines Vaters wußte nicht alles, was ihn bewegte im Innersten seiner Gedanken ...

Er ging in sein Zimmer. Der Schein der Lampe floß hell durch den Raum. Über seinen Schularbeiten träumte er und legte die Feder beiseite.

Nach Ostern sollte er in die bischöfliche Erziehungsanstalt übersiedeln, die hinter dem Dom lag. Dort waren viele Knaben, die Priester werden wollten, Latein und Griechisch lernten und immer einige dicke Bücher unter dem Arme trugen.

Nach Ostern mußte er sein Zimmer und das Haus des Oheims verlassen. Auch Stefanietta würde er nicht mehr sehen. Und später? — Wollte er wirklich Priester werden? — Er lächelte, als er daran dachte, und in sein Lächeln mischte sich unverstandene Traurigkeit. — Was würde ihm in dieser Umgebung anderes übrig bleiben, als den Priesterberuf zu ergreifen — dachte er mit einer Klarheit, über deren Bitterkeit er staunte. Und doch — in der Kirche hatte er vorhin Sehnsucht empfunden nach dem geistlichen Stande.

Wenn er Geistlicher wäre, würde er nach Rom eilen. Dort würde er Stefanietta wiederfinden, auch wenn sie ins Kloster ging. Er dachte an Vater und Mutter; aber diese Vorstellung verschwamm in ihm zu einem undeutlichen Bilde, hinter dem das Antlitz Stefaniettas auftauchte, bleich und wehmütig lächelnd. — In dieser Schau verharrte er lange. —

Als die kleine Hausglocke zum Abendgebet rief, kamen nur Oheim und Tante ins Zimmer, dessen Ofen roten Schein auf den Fußboden warf.

„Wo ist Stefanietta?" fragte Berthold.

„Sie ist in die Fastenpredigt zu Sankt Paulin gegangen", erwiderte Tante Martha. „Kümmre dich im übrigen um deine eigenen Angelegenheiten."

Berthold schwieg. — Von dieser Zeit an fragte er nicht mehr nach dem Verbleib der Freundin. Auch war er fast nie mehr mit ihr allein. Wenn er aus der Schule kam, war sie in der Küche tätig, half Tante Martha oder dem Dienstmädchen und wurde schweigsam und blaß.

Nur der Kommunionunterricht lenkte Bertholds Gedanken von der Einsamkeit ab, welche wieder um ihn anschwoll. Sein Geist war unabläßig mit den Erklärungen des Abendmahls beschäftigt. Selbst nachts lag er manchmal wach — wie schon früher nach Tagen der Erregung — und grübelte den Dingen der Gotteslehre nach.

Er sah den zunehmenden Mond durch die gotischen Fenster und beobachtete allabendlich, wie das Gestirn voller und voller wurde. Der weiße Nachtglanz schien sich mit den Gedanken seiner Seele zu vermischen, und es kam ihm vor, als sei das Rund des silbernen Himmelslichts eine Hostie, die über der Erde schwebt.

In einer solchen Stunde kam es wie Offenbarung über ihn, die seine Sinne fiebern machte und ihn auffahren ließ aus den Decken: Das war das Geheimnis des Glaubens! Gott war in der Hostie des Altars, wie das Licht der Sonne im Mond, der seine eigene Gestalt besaß. —

Berthold kniete bei dieser Erkenntnis aufrecht in seinem Bette und betete. — Alles: Gott, die Sonne, das Licht des Mondes und das Wunder der Hostie deuchte ihn in klarer Einheit zusammenzufließen und ihm das Wesen der Dinge zu zeigen.

★

Vierzig Tage dauerte die Fastenzeit, nur unterbrochen von den halbfestlichen Sonntagen, die auf die Osterfeier vorbereiten.

Der Oheim war außer durch seinen Beruf durch Beichthören in Anspruch genommen, und Martha Becker las den Kindern abends, wenn Stefanietta nicht in die Predigt nach Sankt Paulin ging, Betrachtungen über die Leidensgeschichte Jesu vor.

Die Osterferien brachen an. Der Kommunionunterricht wurde vertagt. — Gleich am ersten Ferientage machte sich Berthold im Hause „nützlich". Das heißt, er ging in die Bibliothek des Oheims, nahm eines der Bücher nach dem andern aus den langen Reihen, schlug es auf und schaute hinein. Er las den Titel und ergriff das nächste, bis der Prälat, der seinen Mittagsschlaf beendet hatte, ihn fortjagte.

Berthold ging in den Grashof, beschaute die grünen Triebe der Bäume, die nun schon an den Zweigen erschienen, und turnte im leeren Pferdestall herum, bis Tante Martha ihn rief, und in den Garten schickte, wo er helfen sollte, die Beete umzugraben.

Er fand Stefanietta. Sie hatte ein graues Kleidchen an und hielt einen Spaten in Händen, mit dem sie die schwarze Erde umstach. Das Mädchen war gebückt; Röte und Blässe wechselten auf ihrem Gesicht.

Berthold holte einen zweiten Spaten und stellte sich ihr zur Seite. Stefanietta zeigte ihm, wo er graben solle, und beide arbeiteten wortkarg in der Erde, die feuchten Geruch ausströmte.

Auf dem Gartenweg ging Martha Becker hin und her und betete den Rosenkranz. Sie beobachtete die Kinder. Aber wenn sie den Rücken wandte, um den

langen Weg hinaufzuschreiten, flüsterte Berthold mit der Freundin.

„Du", sagte er, „warum gehst du so oft in die Paulinuskirche?"

„Sie ist so schön", erwiderte Stefanietta und ließ den vorgestreckten Fuß auf dem Spaten ruhen.

„Ist sie schöner als die Liebfrauenkirche?" fragte Berthold weiter. Aber Stefanietta antwortete nicht, denn die Tante kam den Weg herunter.

Nachdem sie sich wieder entfernt hatte, erneuerte Berthold seine Frage. — „Sie erinnert mich an die Heimat", sagte das Mädchen. „Alles in ihr ist Licht und Farbe. Die Decke ist wie ein Himmel, in dem Engel und Heilige über der Erde schweben."

Wieder schwiegen die beiden und gruben eifrig.

„Stefanietta", flüsterte Berthold, als Martha Becker außer Hörweite war, „nimm mich einmal mit nach Sankt Paulin."

„Du mußt den Oheim fragen", entgegnete sie.

„Wenn er es erlaubt, gehen wir am Karsamstag hinaus, in der Mittagsstunde, ehe die Leute zur Beichte kommen."

Die Erzieherin kehrte zurück und blieb prüfend vor dem Beet stehen, an dessen Rand eine Reihe von Schwertlilien die ersten Spitzen aus dem Boden streckte.

„Berthold", sagte sie, „nimm die Hacke und rode drüben den Eisenhut aus, der auf die Gemüsebeete übergreift. Nimm dich in acht, die Pflanze ist giftig."

Berthold ſtellte den Spaten beiſeite und ging zu den grünen, buſchigen Trieben ...

Abends fragte er den Oheim, ob er mit Stefanietta in die Paulinuskirche gehen dürfe.

„Ja", erwiderte der Prälat ohne Bedenken, „ſieh dir das Gotteshaus gut an. Es iſt einer der ſchönſten Bauten unſeres Landes. Die Chronik erzählt, daß das Feld von Paulin dem Himmel mehr Heilige gab, als es Ähren trägt."

Martha Becker ſchwieg ſtirnrunzelnd. Ihre Seele lag in Zwieſpalt zwiſchen der gewohnten Bewunderung für den Vetter und der Ablehnung alles deſſen, was er den Kindern geſtattete ...

Am übernächſten Tage gingen Berthold und Stefanietta nach Sankt Paulin. Der Himmel war hell und blau, die Sonne ſchien warm. — Sie kamen durch die mächtigen Bogen des dunklen Römertors, über deſſen doppelter Wölbung ſich hohe Stockwerke mit Reihen von Fenſterhöhlen und ein noch erhaltener Seitenturm gegen den Himmel abzeichneten.

Als ſie den Platz vor der Kirche erreichten, ſah der Knabe ein Granitkreuz und vier Steine.

„Hier erlitt die thebäiſche Legion den Märtyrertod", ſagte Stefanietta, mit der Hand auf den Kreuzesſchaft weiſend. Dann traten ſie in das Gotteshaus.

Berthold war es, als komme er in eine fremde Lichtwelt von unerträumter Weite. Vor ſich ſah er den goldüberladenen Altar, über ſich das Gewölbe, auf das helle Glasfenſter ſtrahlendes Sonnenlicht warfen.

Dies Licht fiel zurück wie aus einem Himmel, er-

füllt von leuchtenden Fresken, von Engeln und Menschen, Dämonen und Tieren, vom Zeichen der Erlösung beherrscht.

Das Kreuz war dargestellt als der Baum des Lebens, an dem die Früchte des Paradieses reifen. Die Wände des hohen Raumes erschienen hell getönt, mit strebendem Rankenwerk aus Stuck bekleidet, dessen Verzierungen allmählich in die Bilder der Decke übergingen. — Einige große gerahmte Ölbilder an der Seite stellten Begebenheiten aus dem Leben des Bischofs Paulinus vor.

Aber die Blicke der jugendlichen Beschauer wurden zu dem farbigen Himmel über ihren Häuptern gezogen. — Dort schwebte der Engel des Herrn am blutroten Firmament, und eine Inschrift deutete die Worte, welche er über die Römerstadt ausruft: „Der Herr wird abwischen jegliche Tränen von euren Augen!"

Rictius Varus, der römische Statthalter, hielt Gericht vor dem Bild des Jupiter, und der Strom war gerötet von dem Morde der thebäischen Soldaten, erfüllt von den Leichen toter Christen. Aber unter dem Kreuze und dem Bilde des sterbend erlösenden Gottes, dessen Augen die Betrachter anblickten, wo sie auch standen, waren die Völker der Welt vereinigt und schwuren den Eid der Glaubenstreue. Mit ihnen wallten empor die Bewohner des heimischen Landes unter der Fahne des Kurfürstentums. Vor ihnen führt Helena ihren Sohn, Kaiser Konstantin, dem Kreuz und christlichen Glauben zu. — Aus der Tiefe drän-

gen Furien der Hölle und des Heidentums. Satanas ist besiegt von der Dreifaltigkeit: über dem Kreuz des leidenden Menschensohns schwebt Gott Vater als Urwesen der Welt, ein geflügelter Greis, umglüht von den sieben Flammenzungen des heiligen Geistes.

Maria und das Gotteslamm blicken auf den Kampf der Engel gegen Höllendrachen und Heidentum. Engel halten eine Krone über das Land und den Strom, Engel übergeben Papst und Kaiser Weltkugel und Lilie.

Eine andere Zeit taucht vor den Blicken auf. Der Bauherr der Kirche führt sein Volk dem ewigen Reich zu — die Göttin der Fruchtbarkeit schüttet das Füllhorn mit Trauben und Obst über das Land — der Stromgott mit Schilfkranz und Ruder gießt den strömenden Fluß aus unversieglichen Händen: schwellend wächst die Flut, rotgefärbt wieder vor dem Felde von Paulin vom Blute der Heiligen, die über dem Granitkreuz und den vier Blutsteinen schweben, die Berthold vor der Kirche gesehen hatte.

Der Knabe atmete tief. Weder er noch Stefanietta sprachen ein Wort. Traumverloren schauten sie auf die Gemälde über dem Chor, wo Paulin vor dem Kaiser steht, um den Glauben zu verteidigen, wo Arme und Kranke, Betrübte und Leidende zu seinem verklärten Geist um Fürsprache bei Gott flehen.

Es war ein Schauen in die Ewigkeit.

Lange blickte Berthold eine Gestalt an, die Hände und Antlitz gen Himmel richtete neben den anderen Figuren. Stefanietta folgte seinem Blick. „Es ist ein

Blinder", sagte sie; „seine Augen sind erloschen. Aber er wird sehen im Glanz der Ewigkeit!"

Sie setzten sich auf eine Kirchenbank, und Stefanietta begann abermals leise zu reden und sagte: „Sieh, alle Menschen sind grausam und böse von Grund aus. Dort ist das Blut der Heiligen, und ihre Leiden sind die Leiden aller Menschheit. Aber Gott hat uns erlöst. Am Ende des Lebens und der Welt wird sein Glanz uns alle erfüllen. Darum warte ich freudig auf das Jüngste Gericht. In ihm verklärt Gott unsere Leiden, wie dort in dem Bilde."

Berthold erschrak. Seine eigenen Gedanken klangen zu ihm aus den Worten der Schwester, die ihm gekommen waren, wenn er das Gemälde im Gartensaal betrachtete.

„Auch heute noch sind die Menschen böse", fuhr das Mädchen fort, „und sie fügen sich Leides zu, uns allen, wie auch wir manchmal böse sind und Böses tun. Aber Gott hat uns erlöst und ist auferstanden. Er wird Übles mit Gutem vergelten. Die Kranken sollen gesund werden, und die Blinden werden sehen.

Man sagt, die Menschen hätten dem Maler, der all dieses schuf, die Augen ausgestochen, damit er nicht mehr ein gleiches vollbringe. Aber auch er wird sehen und glücklich sein bei Gott am Jüngsten Tage.

Wenn du je unglücklich bist, Berthold, und einsam: hoffe auf Gott. Du und ich, wir werden einst glücklich sein in der Ewigkeit und werden nie scheiden müssen. Dann wollen wir die Hände ineinanderlegen und einander lieben. Auf Erden dürfen wir es nicht.

Ich weiß, du wirst mich jetzt nicht verstehen. Sage niemand etwas von dem, was ich hier spreche. Ich werde bald dies Land verlassen und in die Kirchen meiner Heimat gehen. Ich werde für dich beten. Schreibe mir nicht. Alles, was geschieht, ist Gottes Wille."

Sie senkte den Kopf und weinte lange in die Hände, und auch Berthold rannen warme Tränen über die Wangen. Er sprach kein Wort, und schweigend gingen sie durch den Sonnenschein des Frühlings nach Hause.

Die Amseln sangen auf den Bäumen, und die Glocken, die einen langen Tag geschwiegen hatten, läuteten das Osterfest ein.

Zweiter Teil

Als Berthold Reiff, der seit mehreren Jahren Zögling der bischöflichen Erziehungsanstalt war, sein fünfzehntes Lebensjahr vollendet hatte, überkamen ihn die ersten Glaubenszweifel. Viele Dinge, die den jüngeren Mitschülern in Auffassung und Betätigung als etwas Selbstverständliches galten, stießen sich in seiner Seele und drängten Gedanken in sein Bewußtsein, die alle in der Frage gipfelten: Warum ist das so? Warum glauben wir an Gott und die Kirche? Warum tun es andere nicht? Warum? — Doch wagte er nicht, diesen Gedanken Worte zu verleihen. Vielmehr sagte ihm sein Gewissen, daß es Versuchungen waren. — Versuchungen des Bösen, trotz ihres lockenden Glücks und der innewohnenden Aussicht sehnsuchtsstillender Erkenntnis.

Er ging oft, wenn sich sein Inneres mit solchem Verlangen erfüllte, in die Kapelle und kniete vor dem Sakramentsaltar, schaute in die roten Strahlen des ewigen Lichts und begann in der kleinen Ausgabe des Thomas a Cempis zu lesen, welche er am Tage der ersten Kommunion erhalten hatte. — In den geheimnisvollen Betrachtungen suchte er die Worte: „Vanitas vanitatum; et omnia vanitas, praeter Deum amare et ei soli servire. — O Eitelkeit der Eitelkeiten: alles ist eitel, außer Gott zu lieben und einzig ihm zu dienen."

Oder er riß seine Gedanken los von den Dingen, die jenseits unseres Wissens sind, und warf sich mit leidenschaftlicher Hingabe auf ein Vorhaben, das er seit langem in sich groß werden ließ. Er wollte die Gestalten der Weltgeschichte, die tiefen Eindruck auf ihn machten, in einer Dichtung nachbilden. In jüngster Zeit bemerkte er mit Freude, wie die Worte der gewöhnlichen Sprechweise sich beim Niederschreiben leicht und ungezwungen in langzeilige Hexameter umwandeln ließen, ja, daß es ihm gelang, solche Verse vor sich hinzusprechen und ihrem Klange nachzuträumen, wie sie ihm von der Lektüre lateinischer Klassiker her im Ohre lagen. Der Inhalt seiner Gedichte klärte sich bei solchem Beginnen vor ihm selbst, und mit Staunen erkannte er, daß seine Seele sich weitete und alle Hemmungen zu überwinden schien, ohne daß ihm zum Bewußtsein kam, wie dürftig der Inhalt der Zeilen war, die er seinem Schreibheft anvertraute. Nur seinem Freunde Ignatius Krautt las er seine dichterischen Versuche vor.

Die Freundschaft zu diesem älteren Schüler war eine heimliche. Denn Freundschaften waren den Zöglingen der bischöflichen Erziehungsanstalt verboten. — „Erstlich", sagte Pater Arbogast, der den kranken Rektor seit Monaten vertrat, „geht nie allein. Wer allein ist, leiht müßigen Gedanken sein Herz. Der Versucher geht einher wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlinge. Den Einsamen verführt er zum Zweifel oder zur Befleckung der Seele. Nur wer im Gebete verharrt, darf einsam sein. — Noch weni-

ger aber gehet zu zweien. Die Versuchung kommt stets unter dem Deckmantel der Freundschaft, und ich werde nicht dulden, daß Freundschaften zwischen meinen Zöglingen bestehen. — Wenn ihr euch ergeht, so wandelt zu dreien und vieren. Das ist ein gutes Ding. — Zusammenrottungen jedoch verbiete ich euch. In ihnen reißen die Unzufriedenen die Macht an sich, und ihr Einfluß führt zu nichts Gutem."

Aber die Zöglinge waren junge Menschen mit meist gesunden Seelenregungen. Selbst die Frömmsten unter ihnen konnten es nicht vermeiden, den einen ihrer Mitschüler mehr zu lieben als den andern und einige gefühlsmäßig zu meiden, ja, ihnen zu mißtrauen. Immer wieder führten Neigung, gemeinsame Anschauungen und die rein menschliche Liebe Gleichgesinnte zusammen. Selbst die Eiferer, welche sich gehorsam jeder Einzelfreundschaft zu enthalten suchten, fanden sich in der Verachtung derer, die alle Einsicht in den Wind schlugen, sich auf den Spaziergängen von der Herde lösten und in vertieftem Gespräch durch die Wälder schritten, um Orchisblumen zu suchen und Versteinerungen — oder von Dingen zu reden, deren Erwähnung in der Gemeinschaft niemand wagte.

Auf einem solchen Spaziergang sagte Berthold zu Ignaz Krautt: „Vielleicht ist alles Große und Schöne schon vorhanden. Ich bin zu spät auf die Welt gekommen. — Vanitas vanitatum", fügte er höhnisch hinzu. In ihm war eine suchende Leere, und er wußte nicht, womit er sie ausfüllen sollte.

Während der Abendandacht erwog er, statt dem Ge-

bet zu folgen, ob er nicht ein neues Gedicht schreiben könne oder ein Schauspiel in ungereimten Fünffüßern, die ihm ebensowenig Mühe machten wie die kräftig gefügten Hexameter.

Gewohnheitsmäßig fiel er in das unstimmige Gebet der zweihundert Mitzöglinge ein, in dem sein Ruf nach Gott unterging wie in einem Meer von Brummstimmen, über dem die unreinen Klangfarben derer bewegte Wogen bildeten, die sich im Stimmbruch befanden und die tiefen Töne nicht in der Gewalt hatten. Dann setzte schleppend die Orgel ein.

Der lange Schlaf der Nacht war für den heranwachsenden Schüler eine Erlösung; Schlaf, der ihn umfing unter den zweiundzwanzig Mitschläfern, mit denen er den Saal teilte, während das kleine Öllicht aus farbigem Glasbehälter stumpf in die Verschläge dämmerte, welche die Betten voneinander trennten. Denn es schien nicht angebracht, daß sich die Knaben während des Aus- und Ankleidens gegenseitig sahen. Sie wurden veranlaßt, während dieser Zeit einen geblümten Vorhang vor die offene Seite der Zellen zu ziehen, hinter dem sie meist noch einige Augenblicke im Bette blieben, wenn die Glocke das Zeichen zum Aufstehen gab. Das geschah in den Sommermonaten um fünf Uhr morgens.

Die Frühmesse, welche schon eine Viertelstunde später begann, benutzte Berthold zur Verarbeitung seiner Sondergedanken, ohne sich um das Morgengebet und die Meßandacht zu kümmern, die ihn mit den andern Zöglingen hätte beschäftigen sollen. Auch deren Augen

waren zum Teil nach innen gekehrt oder schweiften über das Gebetbuch in die Weite, wo im unbestimmten Glanz der Kerzen die übermalten Standbilder des „Herzens Jesu" und der Gottesmutter ragten, und niemand konnte erkennen, ob die Seelen der jungen Leute sich der kirchlichen Betrachtung, dem Schlummer oder Gedanken hingaben, die das Gemüt mit weltlichen Vorstellungen erfüllten.

Berthold hing dem Drängen seiner Seele nach dichterischer Gestaltung nach. Anstatt der Bilder der Heiligen umgaukelten ihn die Taten großer Männer, von denen er gelesen hatte. Aber jedesmal, wenn er glaubte, einen Gegenstand gefunden zu haben, der ihm Gelegenheit für sein Vorhaben bot, fiel ihm ein, daß bedeutende Dichter diesen Stoff bereits besungen hatten.

Karl der Große tauchte vor ihm auf und zugleich die Dichtung Webers über die Ausklänge des Sachsenaufstands. — War er wirklich zu spät in diese Welt gekommen, die angefüllt war von großen Geschehnissen und ebenso großen Darstellern menschlicher Schicksale? Eine Erkenntnis kam über den Suchenden, welche für ihn so klar war, weil sie sein Gesichtsfeld einengte. Die Menschen dünkten ihm in zwei Gruppen zu zerfallen: die einen erlebten Gewaltiges und führten die Taten der Geschichte aus; die andern waren bestimmt, den Ruhm solcher Taten der Nachwelt zu erhalten und im Kunstwerk zu formen. Dabei schmeichelte ihm die Vorstellung, daß er selbst einmal zu den Künstlern gehören werde, obwohl er nicht wußte, wo er sich betätigen sollte, und bedachte nicht, daß das

große Erleben der Menschheit in der Stille des Werdens vor sich geht, daß alles Handeln der einzelnen nur auf der Oberfläche schwimmt als Abglanz gärender Abgründe oder Widerschein jenseitiger Welten, zu denen den Massen der Blick nicht gegeben ist. Der Gedanke, er selbst könne einmal Umwälzendes erleben wie die Helden der Geschichte, oder daß sein kleineres Erleben für ihn die Größe weltgestaltender Erkenntnis annehmen könne, kam dem Knaben nicht und durfte ihm nicht kommen, solange seine Seele gesunde Bahnen dahinschritt. —

Darum auch riß er sich nach der Messe von diesen Dingen los und vertiefte sich beim Schein der Gasflamme in die Lesung der Glaubenslehre, welche indes erneut zweifelnde Fragen in ihm wachrief — Fragen, deren Lockung und verführerisches Quälen ihn unruhig und doch glücklich machte. — Neben ihm starrten die Schüler der gleichen Lernabteilung in ihre Religions-, Geschichts- und Rechenbücher, in die lateinischen oder griechischen Schriftsteller und Wörterbücher, ein jeder an seinem Pulte unter der hellen Flamme, die erlosch, als der Tag wuchs. Alle Gesichter erschienen dann bleicher.

Sämtliche Zöglinge waren für den geistlichen Beruf bestimmt durch die Eltern, den Pfarrer des Heimatdorfes oder durch eigene Wahl. Sie gingen zusammen in die Schulen der Stadt, um auch weltliches Wissen zu erwerben.

Erst nach der Heimkehr, auf welche in der Kapelle das Gebet des „Englischen Grußes" und eine tägliche

Gewissenserforschung folgte, und nach dem Mittagsmahl kam Berthold wieder auf den Gedanken zurück, der ihn schon so sehr beschäftigt hatte. — Die Zöglinge gingen in die Umgebung spazieren, begleitet von einigen aufsichtführenden Ältesten und dem jungen Priesterseminaristen, der jeder Gruppe beigegeben war. Die Abteilungen verteilten sich, wie es Vorschrift war, in die Täler jenseits des Flusses, in die Kastanienwälder und Weinberge, in denen die Trauben reiften. Oder sie wanderten zu den Trümmern alter Römerbauten, vorbei an dem Kaiserpalast Konstantins in das Amphitheater oder hinaus zu den Fischweihern der Benediktiner, nachdem sie in der Abteikirche ein Gebet verrichtet hatten.

Bertholds Gruppe hatte sich nach dem „Ländchen" aufgemacht, einem alten Park, den vor mehr als hundert Jahren ein Domherr angelegt hatte. Hier trennten sich die Zöglinge und gingen nach Belieben durch die verwachsenen Laubengänge oder fuhren in breiten Nachen auf dem See und seinen Wasserläufen, an deren Rand der Bach über das Rad einer winzigen Mühle sprang. Inselchen, Grotten, Steinbänke und Tische machten den Garten angenehm, über dessen Bäumen die Vögel kreisten, um sich zum Flug nach Süden zu sammeln.

Berthold betrachtete mit Ignaz Krautt auch dieses Mal voll innerer Entrüstung und mit Wehmut die alte Doppelkapelle, in welcher die Rinder des Gutshofes standen und deren Deckengemälde verwahrlost waren. Er schritt mit dem Freunde über gebogene

Brücken, am Wasser entlang. Die herbstliche Stimmung trieb abermals den Gedanken in ihm auf, daß alles Schöne schon dagewesen und vergangen sei. — „Wir finden alles schon getan", sagte er, „alles versinkt. Dort in der Kapelle brüllt das Vieh. Die Wassermühle am See zerfällt, und die Laubgänge verwildern."

„Hier", fuhr er ärgerlich fort und stampfte mit dem Fuß auf eine Steinplatte, die über den Mühlenzufluß führte, „hier! Sieh diesen Stein an! Am Rande sind Buchstaben eingehauen, und unter dem Schmutze liegt die Rundung einer verwitterten Gestalt. Es ist ein Grabstein! Drüben im Mahlraum der Mühle habe ich noch andere Platten dieser Art gesehen, in welche Wappen- und Rittergestalten gemeißelt sind. So sind wir Menschen — so sind die Menschen, die heute leben."

Ignaz dachte einen Augenblick nach, ehe er sagte: „Es ist sicher unrecht, daß drüben im Gotteshaus die Kühe stehen und der Mist die Wände besudelt. Aber hier im Garten, meine ich, macht gerade der Verfall einen Teil der Schönheit aus. Mir wollte es nicht gefallen, wenn die Mühle Mehl mahlte oder wenn die Laubengänge lang und rund verschnitten würden. Auch der Grabstein, auf dem wir stehen, gibt dem Bach und unserem Weg mehr Feierlichkeit, als wenn ein Brett hier läge."

„Du hast recht", erwiderte Berthold, „das gelbe, fallende Laub, das auf die Inseln sinkt und im Wasser treibt, ist schön. Aber schöner war es, als sich die

Blüten im Teiche spiegelten und alles Grün so zart wie Blüten war."

„Man muß es richtig anschauen", entgegnete Ignaz. „Überall ist es schön, ob es Herbst oder Frühling ist. Du bist verstimmt, weil du keinen Stoff für deine Dichtung findest. Aber vielleicht müßte man nur suchen. Was wir in der Schule erfahren, ist einzig das ganz Große, das jeder Mensch kennt, der unterrichtet wird. In jeder Stadt lernt man die Geschichte der Griechen und Römer. Wenn man aber Neues schreiben will, muß man etwas ausfindig machen, was niemand kennt.

Wer weiß wohl etwas von der Schönheit dieses alten Gartens, von den Grotten und dem Altar mit der Widmung unter den Bäumen dort?"

„Von dem kann ich kein Schauspiel machen", entgegnete Berthold verzagt. „Selbst ein ländliches Gedicht würde sich in nichts von dem Landleben Virgils unterscheiden als dadurch, daß es schlechter wäre."

„Man muß nach einer Handlung suchen", beharrte der Freund. „Man muß die Geschichte fremder Gegenden erforschen. Von Rom hören wir alle Tage."

„Ja", pflichtete Berthold bei und fügte hinzu: „Weißt du, daß man unsere Stadt das deutsche Rom nennt? Das kommt von den vielen Kirchen und Klöstern und den Römerbauten, die unter und über der Erde stehen."

„Auch in unserem Lande hat sich Großes abgespielt", fiel Ignaz ein; „wir wissen es nur nicht. Niemand lehrt uns die Geschichte der Stadt, niemand gibt sie

uns zu leſen. Hier liegen Grabſteine, dort ſtehen — wie drüben in den Gaſſen — verlaſſene Kapellen. Es ziehen Römerſtraßen über die Berge — und keiner ſagt uns, was ſich an dieſen Stätten begeben hat. Oder weißt du mehr von dieſen Dingen?"

„Ich, nein; kaum mehr als du. Was ich weiß, iſt Stückwerk."

„Haſt du im Hauſe deines Oheims, des päpſtlichen Prälaten, nichts aufgefangen?"

„Mehr als ein paar Namen nicht."

Ignaz dachte wieder nach und ſagte: „Von vielem dürfen wir nichts wiſſen, und man verſchweigt uns die Wahrheit . . ."

Noch eine Weile plauderten die beiden Freunde. Dann klang über den Teich und durch die Lauben der Ruf zum Sammeln und riß die Weltſucher aus ihren Gedanken. — Sie eilten, ſich mit den Mitſchülern zu vereinigen, und ſchlenderten der nahen Paulinuskirche zu, die Berthold liebte, doch ſtets nur betrat, wenn er allein war. Die Gegenwart der Genoſſen ſtörte ihn dort in ſeinen Erinnerungen.

Sie durchſchritten das mächtige Römertor, das Wahrzeichen der Stadt, deſſen ſchwarze Maſſe in den Weltraum zu wachſen ſchien unter dem hellen Himmel des Herbſtes. — Zu den Freunden hatten ſich der Ordnung halber zwei Schüler geſellt, welche ein beſonderes Geſpräch für ſich führten.

Berthold war ſchweigſam. Er hörte die gleichmäßigen Schritte der Mitſchüler und den ſtraffen Takt eines Trupps Soldaten, der mit Trommeln und Pfei-

sen vom Palast nach dem Felde von Paulin zog. Alles verschmolz ihm wie der Rhythmus einer Melodie, die er finden mußte in der Zukunft und in der Gestaltung aller Dinge, die um ihn waren.

Kannte er wirklich nichts aus der Vergangenheit der Stadt? Als sie das Römertor durchschritten, dachte er an ein Heft, das die Geschichte der Paulinuskirche enthielt. Er hatte die kleine Druckschrift in der Bibliothek des Oheims gefunden und sie heimlich an sich genommen. Er verbarg sie zwischen seinen Schulbüchern, und heimlich nur wagte er in derselben zu lesen. In ihr stand, daß das Römertor früher halbverschüttet war. Sein oberer Teil diente als Stadttor, nachdem es jahrhundertelang als Kirche gebraucht worden war.

In den Raubkriegen plünderten die Franzosen in der Stadt. Der Sonnenkönig verhandelte mit den Schweden über einen gemeinsamen Pakt. In dem Vorwerk bei Sankt Paulin traf der französische Führer Peter v. Vignory mit dem schwedischen Gesandten Todt zusammen. Um diesem eine Freude zu bereiten, befahl Vignory, die Paulinuskirche in die Luft zu sprengen.

Die Pfeiler wurden ausgehöhlt und mit Pulver gefüllt. Vergebens war alles Flehen der Einwohner, vergebens ein Bittgang des Rates, der vor dem Franzosen auf die Knie fiel und höhnisches Lachen erntete: die alte, herrliche Kirche wurde gesprengt, während v. Todt und Vignory auf ihren Rossen vorüberritten.

Aber der Name des Gesandten war keine gute Vorbedeutung gewesen. Die Kaiserlichen rückten den Fluß

herauf und erreichten die Vorwerke von Paulin. Obwohl die Nacht angebrochen war und ein heftiges Gewitter tobte, stürmte Peter v. Vignory über den Graben am Römertor, um dem Angriff zu begegnen. Als er über die Brücke ritt, flammte ein Blitz durch die Nacht und machte das Pferd scheuen. — Der Donnerschlag grollte nach, und das erregte Tier sprang mitsamt dem Reiter in den tiefen Graben. Vignory geriet unter das Pferd und wurde erdrückt, einen Fluch auf den Lippen . . .

★

Im Tageslauf der Anstaltszöglinge wechselten Gebet und Arbeit in klösterlicher Folge.

Berthold hatte sich nur schwer in die Fülle der Anordnungen gefunden, denn er war im Hause des päpstlichen Hausprälaten nicht gewohnt gewesen, vor sieben Uhr morgens das Bett zu verlassen, um sich in Eile in die Schulmesse zu begeben. Hier aber — in der Anstalt, in der sich zweihundert junge Menschen auf den Beruf des Priesters vorbereiteten — war alles auf diese Bestimmung zugeschnitten, und niemand fragte danach, ob der Leib des jungen Zöglings nach Schlaf verlange oder seine Seele nach Freiheit und mütterlicher Liebe.

Morgens um fünf Uhr — an Wintertagen eine halbe Stunde später — läutete die Hausglocke hastig, laut und schreckhaft.

Sie hing auf dem Wege zur Kapelle in der Nähe des Rektorenzimmers. Zum Klingen gebracht wurde sie

durch einen Zögling, der sich durch Schlaflosigkeit und frommes Betragen tugendsam über die andern erhob. Tag für Tag stand er fünf Minuten vor der Aufstehenszeit unter dieser Glocke, hielt sich mit dem linken Zeigefinger das Ohr zu, das den schrillen Klang im voraus fürchtete, und blinzelte mit dem rechten Auge auf die große Uhr, deren Zifferblatt über dem Zimmer des Vorgesetzten golden funkelte. — So vergingen einige Augenblicke. Dann holte das Schlagwerk aus, der „Schellax" begann an dem weißen Strick zu ziehen, den er krampfhaft in der Rechten hielt, und die fünf Schläge des Uhrwerks hämmerten in die aufgeregten Klangwellen der Hausglocke.

Überall begann es plötzlich zu summen. In den Schlafsälen knarrten Betten. Zweihundert verträumte Hände zogen schlaftrunken den Vorhang vor die offene Zellenwand und ruhten noch eine Weile mutlos auf der Wolldecke, ehe die Wirklichkeit die jungen Seelen ergriff.

Der Tag begann. Alles trat an die kleinen Waschbecken aus Blech und schlüpfte in die Kleider. Pater Arbogast in der braunen Kutte machte im Hause die Runde. Niemand war sicher, nicht von ihm ertappt zu werden, der hinter dem bunten Vorhang länger träumte, als der Weg von einer Zelle zur andern währte.

Nach wenigen Minuten gellte die Schelle wieder. Aus den Studierzimmern, wo sich die Jungen kämmten, aus den Schlafsälen, den Schuhzimmern, aus allen Türen stürzten große und kleine Schüler, win-

zige Sextaner und Quintaner, hüpfende und langsame Mittelkläßler, würdige oder gähnende Primaner — je nach Anlage und Einstellung. Alle eilten zum Morgengebet und Meßopfer in die Kapelle, wo die Altarkerzen mit dem ersten Morgenlicht rangen oder Gasflammen die Dunkelheit spärlich erhellten. Immer lag es wie graue Müdigkeit über dieser frühen Stunde — graue, drückende Müdigkeit, die erst wich, wenn die Schüler sich nach dem letzten Evangelium des Priesters in die Studienräume begaben, um sich der Vorbereitung auf die Schule zu widmen.

Kurz nach sieben rief die Hausglocke zum Frühstück. Im Speisesaal wurde ein Gebet gesprochen und während des Imbisses eine fromme Betrachtung verlesen. Die jungen Leute blickten von den dunkeln, ungedeckten Tischen auf die weißen Wände oder in unbestimmte Fernen und kauten an dem trockenen Brot, das sie zu einem dünnen Malztrank verzehrten.

Wieder folgte ein Gebet, und in Reihen zu zweit verließen die Schüler das Refektorium, um die Lateinschule aufzusuchen, die in der Stadt lag. Die Lehrstunden waren für die meisten eine Zeit der Freiheit, in der sie die Zwischenpausen im Gespräch mit weltlichen Stadtschülern verbrachten und weltliches Wissen in ihre Seele drang, das freiheitlich und neu war — auch wenn der Schulgeistliche ihnen die Dinge Gottes und der Kirche darlegte. Aber gleich nach dem Heimweg in die bischöfliche Anstalt umgab wieder die Hauskapelle die junge Schar, und Pater Arbogast legte nach dem „Englischen Gruß" seinen Pflegebefoh-

lenen in eindringlichem Ton im „Partikularexamen“ eine Reihe von Fragen vor, die ein jeder der Knienden sich stumm und innerlich beantworten sollte.

„Wie habe ich die Satzung des Hauses gehalten?“ — klang es aus dem Hintergrund der Kirche an die Ohren der Jünglinge, welche die Hände vors Gesicht hielten und in ihrem Innern forschten. — „Bin ich in der Schule aufmerksam und fleißig gewesen?“ — Habe ich den Versuchungen des Bösen widerstanden in meinem Herzen? — Wie steht es mit meinem Hauptfehler?“

Berthold hatte bei diesen Fragen ein sich immer wiederholendes Gefühl, als greife eine Hand in seine Brust und taste nach seinem Herzen; nie wollte sich bei dem kurzen Reuegebet eine tiefere Regung einstellen, das dieser Gewissenserforschung folgte. Vielmehr ging er gemessenen Schrittes zwar, aber von Hunger beflügelt, mit den Andern paarweise in den Speisesaal, wo vor weißgedeckten Tischen abermals ein langes lateinisches Tischgebet aufgesagt wurde, ehe Suppe, Fleisch, Gemüse und Kartoffeln sowie Wasser und Brot in weiten Gefäßen kreisten, während der Pater den Saal würdig durchmaß und ein älterer Zögling ein Kapitel aus einer Geschichte vorlas.

Aber die Jugend, die in den Seelen all dieser Werdenden wohnte, überwand das Schwere einer solchen Tagesordnung, überwand das mönchische Gepräge des eintönigen Lebens, in dem es kein Ausruhen des Gemütes gab außer im Gebet. Die Lust des Lebens ließ die Natur, die hier ertötet wurde, wiedergeboren wer-

den im Menschengeist. Überall machte sich dies Leben des Geistes Luft: unter dem Deckmantel des ausdauerndsten Fleißes, hingebender Frömmigkeit oder heimlichen Weltsuchens — wohnte in den Herzen trotz aller Einseitigkeit und Verkümmerung — und hatte auch Berthold früh zu dem Versuche geführt, sein Inneres, seine Beobachtungen und Gedanken in Gedichten und kurzen Tagebuchblättern zu gestalten, bis das Verlangen in ihm wuchs und reifte, Großes und Unvergängliches zu schaffen und den Offenbarungen Bilder zu formen, welche aus der Seele der Dinge zu ihm sprachen.

Von solcher Vorstellung über eine Seele der Dinge wohnte eine dunkle Ahnung in ihm. Durch die verbotene und doch immer wieder gepflegte Unterhaltung mit älteren Mitschülern hatte er unklare Begriffe von der Ideenwelt Platons erhalten. Überweltliche Gedanken klopften wie die ersten Boten großen Denkens an sein Herz, daß es zitterte vor Erregung und vor Verlangen nach der Erkenntnis, die nicht aus dem Munde der Priester stammt, welche für seinen Glauben Gottes Stellvertreter waren.

Stets war etwas in Berthold bereit, jene Seele der Dinge zu suchen, und das Drängen nach Vollendung führte ihn auch jetzt wieder zu seinen dichterischen Entwürfen zurück. Er saß hinter dem altersschwachen Holzpult über dem Titus Livius. Er träumte. War es nicht möglich, die Geschichte des grausamen Peter v. Vignory in einem Schauspiel zu gestalten? Der Knabe fand für die Steigerung der Handlung nicht

das richtige Gesamtbild. Alles Geschehen in dem Bericht rollte trotz des ununterbrochenen innern Zusammenhangs ohne Wandlung dahin. Vignory war ein Schuft von Anfang an, und nichts ereignete sich, das ihm Gelegenheit gab, anders zu sein und zu handeln. Ihm fehlte die Seele der Dinge; es kam Berthold vor, als sei der Kriegsmann noch weniger gewesen als ein lebloser Gegenstand, in dem ein vollkommener Sinn verborgen ist.

Das war also nichts. — Berthold schüttelte sich; sein Hintermann lächelte, fühlte ein ansteckendes Jucken auf dem Rücken und kratzte sich.

Berthold Reiff hatte vergessen, daß vor ihm die lateinischen Geschichtsbücher des Livius lagen. Seine Gedanken gingen weiter. Vielleicht konnte er die Geschichte Vignorys in einem erzählenden Gedichte schildern, in Hexametern, in aller Breite. Denn diesen Stoff hatte noch niemand gestaltet, weil kaum jemand ihn kannte.

Bertholds Gesicht glühte; Gedanken kreisten in seinem Hirn. — Warum war Vignory ein so finsterer Bösewicht? Warum hatte er gegen die Kirche gewütet? Warum wollte er dem andersgläubigen Schweden zuliebe ein Heiligtum sprengen? — Weil er Gott haßte. So mußte es sein! Weil er nicht an Gott glaubte und den Glauben anderer Menschen vernichten wollte samt ihren Altären und Gebetsstätten.

Vor dem Blicke Bertholds entstand ein Bild des französischen Feldherrn; es war ihm, als spreche aus der Gestalt eine dunkle, geheimnisvolle Macht, die

trotz alles Bösen etwas Großes, Gewaltiges besaß. Diese Kraft mußte für den Befehlshaber das gewesen sein, was Berthold in der Seele der Dinge erblickte. Das Böse war Vignorys Vollkommenheit und der Sinn dieses Mannes, der ihn durchs Leben und in den Tod führte. Er haßte Gott. Wildem Hasse sollte er in dem Gedicht Bertholds Ausdruck geben.

Im Kopfe des Knaben regte es sich wie Taktschläge: immer sechs betonte Silben mit einem Verseinschnitt in der Mitte. — Das war der lockende Gleichklang der alten Sechsfüßer, die er aus dem Ovid und den Gedichten der Klassiker kannte. In dem pochenden Taktschlag wohnte unheimliche Kraft, welche dem Gewaltigen in Vignorys Wesen gleichkam und Ausdruck geben konnte. Wieder sah Berthold im Geist die dunkle Gestalt des französischen Feldherrn, auf schwarzem Roß, bleich und trotzig. Dazu summte der Klang der Hexameter wie der Ton von Arbeitsbienen, wie das laute „A" stimmender Geigen und Bratschen.

Rasch ergriff er ein weißes Blatt und den Schreibstift. Ihm war, als sage ihm jemand die Worte ins Ohr, welche Vignory aussprechen mußte, der auf die alte Paulinuskirche blickte, in der die Mineure des französischen Heeres arbeiteten.

Berthold schrieb mit brennenden Wangen:

„Ja, ich hasse dich, Gott, ich hasse die Kirchen, die Klöster,
Hasse die pfäffische Luft, von bläulichem Weihrauch durchzogen,

Hasse die Priester, das Volk und hasse den Heiland am Kreuze."

. . . . . .

In diesem Augenblick ging ein Schatten an Berthold vorbei, fiel über ihn und machte ihn erbleichend aufschauen. — Hinter ihm stand Pater Arbogast. In der Linken hielt er den Rosenkranz. In seinem roten Gesicht lagen die starren Augen eines Eiferers.

Die schwere, vollfarbige Hand des Mönches kam langsam über die Schulter Bertholds und griff nach dem Blatte mit den drei Verszeilen. Den Knaben schwindelte. Die Mitschüler blickten verstohlen herüber. Man hörte das Rauschen der Gasflammen in den Glühstrümpfen.

Die Hand des Paters zog den Zettel unter den Augen Bertholds weg und führte ihn in die Höhe. Der Blick des Mannes in der braunen Kutte flackerte, sein Antlitz war bleich geworden und trotzig verzerrt.

„Komm mit!" sagte er und legte den Zettel ins Brevier.

Berthold schaute zu ihm auf. Er sah in das entstellte Gesicht und die glühenden Augen. Ein Gedanke durchzuckte ihn: das war das Gesicht Peter v. Vignorys. So hatte er es im Geiste gesehen. So hatte er sich den Sinn des Mannes vorgestellt, der vor zweihundert Jahren den Altar und Glauben dieses Landes zerstören wollte. —

Langsam erhob er sich, nachdem ihn Pater Arbogast gewichtig auf die Schulter getupft hatte. Langsam

ging er hinter der mächtigen Gestalt her, die vom Mönchsgewand umflossen war. Die Dämmerung in den breiten Gängen war unheimlich; die Uhr über dem Rektorenzimmer funkelte.

Alles verwandelte sich in Grauen.

Pater Arbogast öffnete die Tür. Im Rektorenzimmer brannte Licht. Berthold trat ein und schloß die Pforte hinter dem Mönch. Dieser setzte sich an den Tisch, auf dem eine rote Wolldecke lag. Er schaute eine Weile starr vor sich hin. Dann blickte er Berthold an — scharf, eindringlich, lange. Die Röte war in sein Bauerngesicht zurückgekehrt. Über dem Profil glänzte der Kranz schwarzer Locken.

Berthold wußte, daß es verboten war, sich während der Lernstunden mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen, soweit sie nicht zum Aufgabenkreis der Schule gehörten. Er wußte, wie sehr Pater Arbogast alle verachtete und verhöhnte, die dichterische Versuche unternahmen und sich dabei ertappen ließen.

Der Mönch öffnete langsam das Brevier und entnahm ihm ohne Hast den Zettel mit dem belastenden Inhalt. Er schaute nochmals eine Weile auf ihn hin, als wolle er sich überzeugen, daß wirklich Wort für Wort dort geschrieben stehe, blickte dann auf und sagte hart: „Was soll dies?"

Berthold schwieg. Wie sollte er dem Geistlichen klarmachen, was die Verse bedeuteten? Die Geschichte Vignorys brodelte in seinem Kopf, aber er fand keine Worte, sie mitzuteilen.

„Antworte!" sagte der Vorgesetzte.

Der Knabe blieb stumm. Drückende Stille lag in dem Raum. Die Augen des Mönches wanderten forschend von dem Schüler zu dem weißen Blatt, das er vor sich auf den Tisch gelegt hatte.

„Dieses sind", fuhr er dann gemessen fort, „drei Verszeilen. Ist das richtig?"

„Ja", erwiderte Berthold.

„Diese drei Verszeilen besagen, daß du Gott, die Klöster, die Kirchen, die Priester, das Volk und den Heiland am Kreuz hasseſt?"

Berthold verging vor Angst. „Ich", sagte er stockend, „ich? Nein."

„Wer also?"

Der Knabe schwieg. Es war ihm unmöglich, dem Pater die Entwicklung der Verse zu erzählen. Er hatte die Vorstellung, der Mönch müsse ihn für verrückt erklären und werde ihn der öffentlichen Schande preisgeben.

„Ist es soweit mit dir gekommen?" sagte der Mann mit dem roten Gesicht, und in seiner Stimme lag eine gewisse Befriedigung. „Ist es so weit mit dir gekommen? Nicht allein, daß deine Zeugnisse von Halbjahr zu Halbjahr schlechter werden, daß die Wochenberichte des Klassenältesten von Unaufmerksamkeit und Nachlässigkeit in der Schule sprechen, — bist du nun auch vom Glauben abgefallen und zum Gottesleugner geworden? Du, der den andern ein Beispiel sein sollte! Du, der du im Hause des päpstlichen Prälaten eine kirchliche Erziehung genossen hast?

Aber es ist so: die Neffen der Prälaten zeichnen sich stets durch Glaubens- und Sittenlosigkeit aus. Willst du werden wie jener verruchte Vlame, auch ein Prälatenneffe, der das Schandbuch vom Ulenspiegel schrieb?, der einsam starb und ohne Priester begraben wurde? Du hassest Gott? Du schreibst von pfäffischer Luft, von bläulichem Weihrauch durchzogen? Wer hat dich solche Worte gelehrt? Welche Bücher hast du im Hause deines Oheims gelesen? Kennst du nicht die furchtbaren Strafen, die Gott und die heilige Kirche über jene verhängen, die ihr Gebot mit Füßen treten — die sie hassen, wie du? Ein Giordano Bruno scheinst du zu werden, der aus dem heiligen Orden, aus der kirchlichen Gemeinschaft entfloh und auf dem Scheiterhaufen endete in seinem teuflischen Unglauben. Müßte ich nicht Rücksicht nehmen auf deinen Oheim, ich würde mir noch heute vom Herrn Bischof die Genehmigung erteilen lassen, dich mit Schimpf und Schande aus dem Hause zu jagen, denn du bist eine Gefahr für die Übrigen. Immerhin sehe ich mich gezwungen, dem Herrn Prälaten Bericht zu erstatten und mit ihm zu beraten, was mit dir zu beginnen sei."

Berthold wand sich unter diesen Worten. Sie fielen auf ihn wie Keulenschläge. Der Geistliche betrachtete ihn mit funkelnden Blicken, rieb die Hände und weidete sich an dem Eindruck, den er auf den Sünder machte. Dann winkte er; der Knabe wankte zum Zimmer hinaus. Er wanderte in den halbdunklen Gängen herum, ehe er in das Studierzimmer zurückkehrte, um sich unter den neugierigen Blicken der Mit-

schüler hinter den Livius zu setzen, über dem er stumpf in sich hineinbrütete.

★

Noch am Abend des gleichen Tages nahm der Studienpräfekt Berthold Reiff beiseite, während die übrigen Lateinschüler sich im Hofe ergingen oder in den Schuhzimmern die Stiefel bürsteten; denn dazu diente die Freizeit nach dem Abendessen.

Der Präfekt — ein Priesterseminarist im ersten Semester — schritt auf eine lange Sandsteinterrasse zu, die vor dem Zimmer lag, wo der Rektor oder sein Stellvertreter die Mahlzeiten einnahm. — Er warf einen scheuen Blick durch das hohe Fenster in den Raum. Helles Licht leuchtete über dem weißgedeckten Tisch. — Auf seinen Teller gebeugt, saß dort Pater Arbogast, über dessen Gesicht die langen Locken schimmerten wie Ebenholz. Seine Bewegungen waren übertrieben, als suchten sie eine Wirkung von der Bühne eines Schauspielhauses auf einen weiten Zuschauerkreis.

Auch Berthold gewahrte den speisenden Priester. In seinem Innern hatte stumpfe Gleichgültigkeit alle andern Regungen verdrängt. Er fragte sich nicht, was der Präfekt von ihm wolle, in der Nacht, vor dem erleuchteten Fenster des Vorgesetzten.

Der Priesterseminarist schaute angestrengt auf den Mann mit den großen Gebärden hinter den Scheiben. Vor dem Abendessen war er in das Rektorenzimmer beschieden worden. Pater Arbogast hatte mit

ihm über Berthold Reiff verhandelt. Der Vorgesetzte hatte auch ihm wortreiche Vorwürfe gemacht, — ihm, der die Schüler in den Lernstunden beaufsichtigen sollte, auf daß sie nicht auf Abwege gerieten durch Faulenzen oder Gedankenbetätigung, welche dem Geiste des Einzelnen wie der Gesamtheit schadete.

In Berthold erwachte allmählich eine gewisse Spannung. Ihm war, als bestehe eine verschwommene Ähnlichkeit zwischen dem jungen und dem älteren Geistlichen. Dieser Eindruck verstärkte sich, als der Präfekt sich plötzlich umwandte und mit übertriebenen, noch ungelenken Armbewegungen in gedämpftem Tone anhub:

„Reiff — du hast mich in die peinlichste Verlegenheit versetzt, denn ich mußte heute heftige Vorwürfe des Hochwürdigen Herrn über mich ergehen lassen, weil du in der Lernzeit Verse schreibst. Und was für Verse! Die Haare sträuben sich mir unter dem Birett." —

Hier zog der junge Mann erregt sein vierkantiges Pfaffenkäpplein vom Kopf und fuhr sich mit der Linken durchs Haar. Darauf bedeckte er sich wieder.

„Hätte der Herr Pater", fuhr er fort, „welcher Rücksicht nehmen will auf deinen Oheim und öffentliches Ärgernis vermeiden möchte, mir nicht strengstes Stillschweigen auferlegt über die Manifestierung deiner sündhaften Gesinnung, welche du ohne Reue zu verfolgen scheinst, — ich würde die Mitzöglinge aufklären über dein wahres Wesen, und wir würden dir den Beinamen „Glaubensfeind" beilegen. Doch wir

wollen" — und hier warf er wieder einen eifrigen Blick durch die erleuchtete Glasscheibe — „den Mantel der christlichen Nächstenliebe über deine Tat breiten — vorausgesetzt, daß du in dich gehst und umkehrst vom Wege des Unglaubens und der Sünde wider den Heiligen Geist. Bedenke: du stehst mit einem Fuße in der Hölle, mit dem andern auf der Straße; denn du weißt: es gibt manche, die weniger verbrachen als du und ohne Widerspruch und Aufenthalt aus dieser Pflanzstätte für Priester entlassen wurden. — Erinnere dich an jenen frechen Oberkläßler, den wir „Petrarca" nannten — der gleich dir schlechte Verse schrieb und sich in der Freizeit verbotenerweise unter den Lindenbaum setzte, weil ihm das Stimmung machte, wie er meinte. Dieser Mensch entblödete sich nicht, nachdem ihn der Herr Rektor von seinem Dichtersitze verwiesen hatte, einen Zettel an die Bank zu heften mit den Worten: „Thema über den Aufsatz: Wozu sind die Bänke da?" — Aber seine Frechheit wurde gebührend entlohnt. Noch am gleichen Tage wurde er aus dem Hause geworfen. Er zog in die Stadt, wo er als Kostgänger einer jungen Witwe wohnt, die seinen Liedern vielleicht gerne lauscht. So geratet ihr Versesschmiede auf den Weg des Lasters; denn wer dichtet, der trinkt und geht auf den Pfaden der Sinnlichkeit, die in den Abgrund führen. — Erinnere dich an den verwerflichen Kerl aus dem Hochwald, der in vorgerückterem Alter seine Reifeprüfung in unserm Hause nachholen wollte, nachdem er in der Welt bereits mit Kartenspiel und Wirtshauslärm in

Berührung gekommen war. Er murrte gegen die Oberleitung, die Mäßigkeit von ihm forderte und einen Schinken beschlagnahmte, den er heimlich einschmuggeln wollte. Was ist aus ihm geworden? Er mußte entlassen werden und knüpfte ein Verhältnis mit einer Wirtstochter an, die er sitzen ließ, nachdem er das Studium vollendet hatte. So sind die Taten jener Böswichte."

Berthold kamen die Erzählungen des eifernden Jünglings nicht so einschüchternd vor, wie sie beabsichtigt waren. Im Gegenteil: es regte sich etwas in ihm, das sein Herz hinzog zu den zwei Entlassenen. Die Geschichte des beschlagnahmten Schinkens kam ihm sogar belustigend vor. Er schaute durch das Fenster auf Pater Arbogast, der noch immer speiste und eben ein großes Stück Schinken auf seinen Teller legte. Der Knabe mußte lächeln.

„Wie? du lächelst noch?" fuhr der Präfekt zornig auf. „Ist das der Erfolg meiner Ermahnungen, welche dich zurückführen möchten auf den Weg der Besserung? Du findest diese traurigen Vorkommnisse erheiternd? Du gehst den gleichen Weg wie jene: dir ist nicht mehr zu helfen! Es wird dir ergehen wie jenem Priesterschüler, der irgendwo ..." hier zögerte der junge Mann. Berthold blickte ihn erwartungsvoll an.

„Der irgendwo in den Lernstunden Liebeslieder schrieb und des Nachts eine Strickleiter durch das Fenster ließ, um dem Trunke und dem Laster nachzuspüren. Aber bei seiner Rückkehr riß der Strick,

und er brach den Hals auf dem Pflaster. Denn auch die Geduld Gottes hat ein Ende. — Wenn du selbst aber noch einer Spur von Reue fähig bist, so geh in die Kapelle und bete. Bereite dich auf die Beichte am Samstag vor. Denn ich will hoffen, daß dein Unglaube noch nicht an der tiefsten Überzeugung gerüttelt hat, und deiner Seele die Umkehr unmöglich wird."

Noch einmal warf der Priesterseminarist einen Blick durch das Fenster, als erwarte er von dort ein Lob für seine Rede. Dann wandte er sich und ließ den Knaben allein in der Nacht vor dem erleuchteten Zimmer stehen ...

Auch Berthold wandte sich nach kurzer Zeit. Auf seinem Gesicht lag ein trotziger Ausdruck. Er dachte bei sich: „Quatsch! Ich gehe nicht in die Kapelle. Ich bin weder vom Glauben abgefallen, noch habe ich gesündigt. Denn Versemachen ist keine Sünde, wenn es auch vom Pater nicht gern gesehen wird. Überhaupt — wenn ich vom Glauben abfallen wollte, würde ich es nicht zu Papier bringen. Und was sollte ich wohl für wahr halten, wenn ich abfiele? Wie hat mich Pater Arbogast genannt? Giordano Bruno?"

Berthold dachte dumpf nach und ging geradeswegs auf Ignaz Krautt zu, der schon eine Zeitlang auf ihn wartete, um zu erfahren, was für einen Zettel der erzürnte Vorgesetzte in der Lernstunde beschlagnahmt habe.

„Wer ist Giordano Bruno?" fragte Berthold ohne Umschweife.

Ignaz sah den Freund erstaunt an und sann nach. „Giordano Bruno", sagte er nachdenklich. „Giordano Bruno? — Warte, in der Apologetik steht er. Giordano Bruno war ein Mönch, ein Pantheist der Reformationszeit. Er glaubte, daß das All in jedem kleinsten Teil des Alles sei und machte so Gott mitschuldig am Bösen."

„Warum hat man ihn verbrannt?"

Der gelehrsame Ton in der Stimme Ignaz' wurde unsicher. „Ich weiß es nicht", entgegnete er. „Aber was hast du heute mit dem Pater gehabt?"

„Er hat mich einen Giordano Bruno genannt", sagte Berthold verstockt und war froh, daß die Hausglocke zur abendlichen Lernstunde rief, denn er schämte sich mit dem Freunde von den Hexametern zu sprechen . . .

Erst als Berthold hinter dem Pulte unter der Gasflamme saß, machte sich die Aufregung bemerkbar, welche durch die Vorgänge des Nachmittags und Abends in ihm wachgerufen wurden. Er hatte die Logarithmentafel und ein Lehrbuch des Höheren Rechnens vor sich ausgebreitet, aber es gelang ihm nicht, die Gedanken zusammenzuhalten und die Lehrsätze zu verfolgen, die hier bewiesen wurden.

„Wozu das alles?" fragte er sich, und schon wieder kreisten seine Vorstellungen in die Ferne. Ihm fiel ein, daß man sagte, die Mathematik sei die einzige unantastbare Wissenschaft. Er erinnerte sich an ihren Zusammenhang mit der Sternenkunde, die seinen Wissensdrang so oft gelockt hatte, in deren Sonnen

und Weltengruppen er sich jedoch nie klar zurechtfand. Die Welten über ihm hatten unwandelbare Gesetze, denen mathematische Begriffe zugrunde lagen, — Begriffe, die er sich hier einprägen sollte. Überall fand man diese Grundlage der Dinge in der Wirklichkeit wieder — und auch in ihrer Seele, wie er sie sich vorstellte.

Bei diesem Nachsinnen durchzuckte es ihn. — Was hatte Giordano Bruno gelehrt: Das All sei in jedem Einzelding? Hatte der Italiener nicht recht? Waren nicht die mathematischen Dinge in allem Sein, im kleinsten Urstoff-Teilchen und in der großen Sternenwelt?

„Ich werde mich mehr mit dem Pantheismus beschäftigen", beschloß Berthold — und merkte nicht, daß er sich mit diesem Entschluß auf den Weg begab, der vom kirchlichen Glauben nun wirklich hinwegführte in die Freiheit und Dunkelheit des Denkens mit seinem Glück und seinen tiefen Abgründen, vor denen wir stehen und leiden, weil wir sie nicht mehr überbrücken können, und über die nur unsre Sehnsucht fliegt — Sehnsucht, die den Weg sucht zu Gott, zum All und über das Sein hinaus in die Ferne der Zusammenhänge.

★

Das Gewissen des Knaben blieb unbeschwert. Doch witterten seine Mitschüler bereits Unrat. Der unverkennbare Zorn des Vorgesetzten bei der Beschlagnahme des Zettels, die ernste Unterredung des Prä-

fekten am Abend, die nicht nur von Ignaz Krautt aus der Ferne beobachtet wurde — das waren Verdachtsanzeichen, die nichts Bestimmtes erkennen ließen, aber doch auf schwere Unregelmäßigkeiten in der Seele und im Betragen Reiffs schließen machten. Auf verschiedentliche Fragen gab er selbst nur unbestimmt ausweichende Antworten. Er fühlte sich einsamer als bisher. Die Mitschüler rückten von ihm ab und hörten auf zu flüstern, wenn er in ihre Nähe kam. Nur Ignaz Krautt wußte um sein Geheimnis.

Noch vergrößert wurde das erstaunte Mißtrauen der Nichteingeweihten, als nach zwei Tagen der Präfekt seinen Regenschirm aus dem Schrank nahm, den glänzenden Römerhut der Geistlichen aufsetzte, von dem zwei Seidenquasten herabwehten, und Berthold Reiff aufforderte, sich gleichfalls zum Ausgehen fertigzumachen.

Berthold ahnte, was das bedeutete. Erfüllt von Bangigkeit schritt er neben dem Priesterseminaristen her, während die Mitschüler ihnen neugierig nachblickten.

„Der Herr Prälat wünscht mit dir zu sprechen", sagte der geistliche Führer nach Verlassen der Anstalt.

Berthold erwiderte nichts. Er strebte nach kurzem Zögern auf die Kurie seines Oheims zu. Er wußte, daß derselbe nicht daheim weilen werde. Auf diesen Umstand setzte er seine Hoffnung. Die Angst hatte in ihm die kindliche Vorstellung erzeugt, er könne die Begegnung mit dem Paten auf diese Weise vermeiden.

„Läute!“ sagte der ernstblickende Begleiter, der sich wichtig vorkam in der Erfüllung seines ungewöhnlichen Auftrages vor einem hohen Geistlichen.

Berthold zauderte und warf einen langen Blick auf das Wappen über der breiten Tür.

„Läute!“ wiederholte der Präfekt; „es hilft nichts mehr, es muß sein.“

Berthold zog an dem Glockenstrang. In seiner Brust begann sich die Angst zu drehen, als wolle sie ihn umwerfen.

Die Tür öffnete sich. Der Knabe erschrak heftig. Martha Becker stand vor ihm. Wußte sie schon von dem Vorgefallenen?

Die Haushälterin des Domherrn lächelte überrascht. Berthold atmete auf. Seine Tante lächelte nur selten und nur in Augenblicken innerer Ausgeglichenheit.

„Ist der Herr Prälat zu sprechen?“ fragte der Priesterseminarist, nachdem er den Römerhut gelüftet hatte.

„Nein“, erwiderte Martha Becker, verwundert über den feierlichen Aufzug; „der Herr Prälat ist in den Amtsräumen. Das hättest du wissen können, Berthold.“ — Die Züge der Hausdame verfinsterten sich mißtrauisch, als wittre sie eine Ungehörigkeit. Sie fragte kurz: „Wie geht es dir?“

„Danke, gut!“ versetzte Berthold. Der Präfekt machte ein düsteres Gesicht. Das heiterte Martha Becker wieder auf. — „Kommt herein und eßt einen Apfel“, sagte sie überlegen. Für sie waren die Semi-

naristen trotz des schwarzen Gewandes noch unreife Menschen, die sich nicht zu den eigentlichen Geistlichen zählen durften.

„Nein", erwiderte der junge Mann trotzig und wandte sich zum Gehen.

Berthold schaute die Tante an. Ihr Gesicht blieb freundlich. — „Kann ich dem Herrn Prälaten etwas ausrichten?" fragte sie belustigt.

„Nein", sagte der Präfekt grollend und winkte seinem Zögling. „Wir gehen in das Amtsgebäude." Damit rührte er an den glänzenden Hut und schritt davon, sich gewaltig auf den Regenschirm stützend.

Bertholds Mut wuchs. So gut hatte ihn Tante Martha noch nie behandelt. Ihr gegenseitiges Lächeln war wie das Einverständnis zweier Erwachsenen gewesen.

Doch glaubte er nicht an die Haltbarkeit des Einverständnisses.

Wenn Martha Becker erfuhr, was man ihm vorwarf? Berthold schauderte. Er kannte die Art seiner Erzieherin zu gut, um nicht zu wissen, daß sie ihm die heftigsten und hämischsten Vorwürfe machen würde.

Jetzt kam ihm die Aussprache mit dem Oheim wünschenswert vor, und er schritt eilig den Weg zurück. Hinter dem Dom bog er in einen Hof ein. Mit dem Begleiter stieg er die breite Treppe empor. Vor den Dienstzimmern begegneten sie dem Amtsdiener, der Berthold mit einem freudigen „Ah!" begrüßte.

Der Knabe reichte ihm die Hand.

„Können wir den Herrn Prälaten sprechen?“ begehrte der Präfekt.

„Ich weiß nicht“, entgegnete der Amtsdiener wichtig und zögerte. „Der Herr Prälat ist im Kapitelsaal.“

„Melden Sie mich an“, forderte der Priesterseminarist und stützte sich aufgeblasen auf seinen Schirm.

„Wen denn?“ entgegnete der Diener und schaute ihn verächtlich von der Seite an. „Der Herr Prälat arbeitet.“

„Geh nur“, sagte Berthold; „geh nur hinein, Jakob, und sage, ich sei da.“ — Es lag stille Trauer in der Stimme des Knaben. Der Amtsdiener ging stutzig durch eine große Tür.

Nach einer Weile erschien er wieder und sagte: „Sie können hineingehen“ und verschwand in der Schreibstube.

„Warte!“ befahl der Präfekt. „Ich werde zuerst Rücksprache nehmen. Du darfst später nachkommen.“

Berthold blieb allein vor der Tür. Wieder war in ihm ungewisse Bangigkeit. Es war feucht und kühl im Vorraum; die Zeit schien stehen zu bleiben.

Da öffnete sich die Tür schon wieder. Der Priesterseminarist kam wütend heraus. Er hatte vor dem päpstlichen Hausprälaten mit großen Gebärden von dem Schreiben zu sprechen begonnen, welches Seine Hochwürden, Pater Arbogast, an den Herrn Prälaten gerichtet habe. Aber dieser hatte ihm das Wort abgeschnitten mit der Bemerkung: „Sie selbst haben doch wohl mit der Angelegenheit nichts zu tun. Schik-

ken Sie mir meinen Neffen." — Darauf entfernte sich der junge Mensch gehorsam, aber in seinem Innern brauste der Gedanke auf: „Hohe Geistliche mißbrauchen stets ihr Amt dem jungen Nachwuchs gegenüber. Ha, wenn ich Bischof wäre! ..."

„Geh hinein!" rief er streng, und Berthold trat in den Kapitelsaal. Der Prälat saß schreibend an einem langen, papierbedeckten Tisch. Durch hohe Fenster drang flutendes Licht. Von den Wänden schimmerten die Ölgemälde der Bischöfe des letzten Jahrhunderts aus mächtigen Rahmen. In einer entfernten Ecke strahlte ein Füllofen warme Glut mit bläulichen Flammen.

Berthold trat näher. Der Geistliche schaute auf. Er betrachtete seinen Neffen und zog aus der Brusttasche der Soutanelle einen Brief, den er vor sich auf den Tisch legte:

Er fragte: „Was ist das für eine Geschichte, von der mir Pater Arbogast schreibt? Was ist vorgefallen?"

„Ich habe", stotterte Berthold, „drei Hexameter geschrieben, die Pater Arbogast beschlagnahmt hat."

„Hier sind sie", sagte der Prälat; „warum schreibst du solchen Unsinn?"

„Weil ich mir dachte", erklärte Berthold kleinlaut, „daß so etwa Peter v. Vignory gesprochen haben könnte, als er die Paulinuskirche in die Luft sprengte."

Der Geistliche schaute überrascht auf. — „Erzähle" sagte er begierig, und Berthold berichtete den Her-

gang, wie er sich entwickelt hatte, und wurde von Satz zu Satz freier, unbefangener.

„Warum hast du das aber dem Herrn Pater nicht gesagt", fragte der Oheim und machte seine abschließende Handbewegung.

„Er war zu zornig ..."

Der Prälat dachte einen Augenblick nach. „Ich werde die Angelegenheit in Ordnung bringen", sagte er. „Mit deinem Glauben also hat die Sache nichts zu tun?"

„Nein", bestätigte Berthold heiter.

„Indessen rate ich dir", fuhr der Oheim fort, „von jetzt ab Versuche in dichterischen Großtaten aufzugeben. Du siehst, wohin sie führen. Widme dich eingehender deinen Schulaufgaben, und wenn du Erholung suchst von dem Einerlei dieser Dinge, dann ... spielst du nicht Geige? Ist niemand in der Erziehungsanstalt, der dich begleiten könnte?"

Berthold beteuerte, daß dazu außer in einer Stunde am Sonntag keine Zeit vorgesehen sei.

„Ich werde das", überlegte der Geistliche, „bei der Anstaltsleitung durchsetzen. Widme dich der Musik. Sie ist eine höhere Offenbarung als alle Weisheit und Philosophie — sagt Beethoven einmal. Und sie ist die schönste Dienerin der Kirche. Sie wird dich davor bewahren, Gott zu verlieren und das zur Wirklichkeit werden zu lassen, was man dir heute vorwirft."

Der Prälat ergriff eine Briefkarte, warf kaum leserliche Zeilen auf die weiße Fläche.

„Hier", sagte er und reichte dem Knaben das Schrift-

stück; „ich habe dem Herrn Pater geschrieben. Es steht kein Geheimnis darin; du darfst es lesen. Geh, bringe Pater Arbogast meine Empfehlung und gib keinen Anlaß mehr zu Klagen." — Damit beugte er sich wieder über seine Papiere und begann zu schreiben.

Berthold starrte auf die Karte und entzifferte mühsam: „Ihre Vermutung beruht auf einem Irrtum. Gefahr besteht nicht. Wünsche Sie in der nächsten Zeit zu sprechen. Geben Sie inzwischen Berthold Gelegenheit, sich der Musik zu widmen." Reiff, Vic. gen.

Berthold ward froh zumute. Ein warmes Gefühl der Dankbarkeit dem Taufpaten gegenüber durchströmte ihn. — Der Prälat machte wie abwesend eine Handbewegung nach der Briefkarte und verschloß sie eilig in einem Umschlag, den er dem Neffen mit flüchtigen Abschiedsworten aushändigte. Gleichzeitig zeichnete er ihm ein Kreuz auf die Stirn.

Der Knabe eilte hinaus.

„Nun?" fragte der Priesterseminarist, der im Vorraum wartete und mit dem Schirm auf den Boden stampfte.

Berthold winkte leichten Sinnes mit dem Brief und rief: „Mein Oheim wird mit dem Pater reden." — Dann gingen sie mit vertauschten Rollen in die Anstalt zurück. Berthold eilte in das Rektorenzimmer.

★

Der Mönch öffnete den Briefumschlag und las die Mitteilung des Prälaten. Ein zorniger Ausdruck trat in sein Gesicht. Die Unterlippe schob sich vor wie bei

einem schmollenden Kinde. Er legte die Karte beiseite und sagte übelgelaunt: „Was ist Musik? — Kannst du Orgel spielen?“

„Nein“, erwiderte Berthold; „ich spiele Violine.“

„Dazu hast du des Sonntags im Schülerorchester Gelegenheit. Eine Stunde in der Woche dürfte für diese weitabliegende Betätigung genügen. Musiker sind leichtfertige Menschen; du solltest dich lieber deinen Schulbüchern widmen. Verse schreiben und Geige spielen — das muß in dir den Geist der Leichtigkeit unterstützen. — Geh in das Studierzimmer.“

Berthold machte sich betreten an seine Übersetzungen. Nach deren Erledigung beschäftigte er sich nachdenklich mit den Worten des Oheims. Der Ausspruch Beethovens kam zurück in sein Gedächtnis: „Musik ist höhere Offenbarung als alle Weisheit und Philosophie!“ — Pater Arbogast aber hatte von leichtsinnigen Menschen gesprochen und gefragt: „Was ist Musik?“

Berthold malte sich aus, was der Vorgesetzte wohl gesagt haben würde, wenn er geistesgegenwärtig genug gewesen wäre zu antworten: „Musik ist höhere Offenbarung als alle Weisheit und Philosophie.“ Doch diese Geistesgegenwart war ihm versagt. Erst nachträglich fielen ihm die besten Gedanken ein, die er hätte äußern können, wenn es an der Zeit gewesen wäre. Es war dasselbe wie mit den Dichtungen der großen Meister; er kam zu spät. Aber er nahm sich vor, das Wort des gewaltigen Tondichters dem Pater gelegentlich entgegenzuhalten, und er schrieb es sorgfältig auf ein

Briefblatt, das er in seinem Aufgabenbuch versteckte, damit es der zorngeneigte Mann nicht bemerken möge.

Doch es war nur der gedankliche Sinn des Ausspruches, der einen verführerischen Eindruck auf den Knaben machte. Welche Offenbarungen in der Tonkunst selbst ruhten, war ihm verborgen, und er forschte in seinem Innern, wie Beethoven es wohl gemeint haben könne, der Meister, der taub geworden war und doch Tonwerke geschaffen hatte in seiner Einsamkeit. Mehr wußte Berthold nicht von ihm. Auch von der Musik und ihrer Entwicklung hatte er keine rechte Vorstellung. Sein Vater war nach dessen eigener Aussage unmusikalisch; seine Mutter spielte ein wenig Zither. Aber der Urgroßvater, der aus Deutsch-Böhmen stammte, war ein bedeutender Zithermeister gewesen, der einmal vor dem König gespielt haben sollte, wofür er einen goldenen Ring erhielt.

In ihm selbst hatten die Eltern früh eine nicht unbedeutende musikalische Begabung zu entdecken geglaubt. Er war noch klein, als er mit seiner Kindertrommel zum Entsetzen der übrigen Hausbewohner große Klangfeste veranstaltete. Er marschierte zu den Taktschlägen seines Lärminstrumentes umher und war traumhaft vertieft in die Erzeugung von Wirbeln, Trillern, und in die Erfindung von Gleichklängen und Ungleichklängen, die kein Ende nehmen wollten. Dazu hatte die Schwester allein oder mit ihren Puppen getanzt, und sie waren stets ärgerlich gewesen, wenn man sie aufforderte, endlich Ruhe zu geben.

Dann hatten beide nach einer neuen Art der Betäti-

gung ihres Klangsinnes gesucht. — Berthold hatte sich einen Schießbogen gefertigt, der immer wieder entzwei riß. Eines Tages nun war ihm ein Gerät in die Hände gefallen, mit dem die Mutter vor dem Wäschewaschen die Seife schnitt. Es war ein biegsames spanisches Rohr, an beiden Enden durch eine Darmsaite zu einem Halbkreis zusammengezogen. Das war ein Flitzbogen von herrlicher Schnellkraft. Außerdem gab er beim Anreißen einen gedämpften Klang, der sich veränderte, wenn man die Spannungsweite des Darmes mit zwei Fingern verkürzte. Berthold konnte mit ihm ein melodisches Geräusch erzeugen, mit dem er das Fallen der Wassertropfen aus einer Brunnenröhre in ein hohles Faß nachahmte. —

Auch diesen Tönen konnte er stundenlang lauschen.

Später war er auf dem Dorf bei den Großeltern gewesen und hatte von den Bauernbuben die Kunst gelernt, auf gefalteten Lindenblättern Liedfolgen zu blasen und Weidenflöten zu schnitzen, mit welchen er die Luft in klagenden Tönen erfüllte, die ihm selbst sehr schön vorkamen.

Nach einem Besuch in Böhmen hatte er Geigenunterricht erhalten, der jedoch in den letzten Jahren nur in den Ferien neue Auffrischung erhielt und durch einige Hinweise auf die Gesetze der Harmonielehre ergänzt wurde. Daneben hatte er auf den Spaziergängen in den Wäldern mit den Mitschülern manchmal Okarina geblasen und zweistimmige Volkslieder gesungen.

Das war immer sehr schön, denn ein reizvoll angenehmes Gefühl ging für den Knaben von allem harmoni-

schen Musizieren aus. Daß aber in dieser angenehmen Erregung eine hohe Offenbarung wohnen solle, hatte er nicht geahnt. Er bildete sich jedoch einen Begriff von der Offenbarung der Tonkunst, indem er auch hier vermutete, es müsse die Seele der Dinge in der Musik zu finden sein, jene geheimnisvolle Kraft, welche die Natur und die Wirklichkeit in Geist und göttliches Wesen der Schöpfung erhob. Denn immer wieder kehrte die Vorstellung von den geistigen Zusammenhängen des Seienden in ihm zurück und trieb sein Denken hoch hinaus über die Reife seiner Jahre.

Jetzt also würde er mehr musizieren und bemüht sein, den Sinn der Tonkunst zu verstehen. Auch wollte er das Leben ihrer großen Meister kennenlernen und er schrieb auf einen Zettel die Namen, welche er kannte: Palestrina — Bach — Händel — Gluck — Haydn — Mozart — Beethoven — Schubert. Dann stockte er. Er hatte von Schumann, Mendelssohn, Weber und Wagner gehört; und von Liszt. Jedoch in seinen Notenheften standen nur wenige Beispiele von ihnen, während die anderen Meister ihm aus Violinstücken und Chorwerken des Domchores bekannt waren.

Berthold hatte bei diesen Vorarbeiten nicht damit gerechnet, daß Pater Arbogast seine Studien in diesen Tagen strenger beobachten würde. Deshalb fuhr er heftig zusammen, als ihm die vollfarbige Hand des Vorgesetzten in diesem Augenblick den Zettel mit den Namen der großen Tonsetzer wegriß. Der Mönch war puterrot vor Zorn und rief heftig, so daß alle Mitschüler von ihren Büchern auffuhren: „Lerne etwas Anstän-

diges, Reiff. Es ist genug jetzt! Wo ist dein Aufgabenbuch?"

Der Pater ergriff das Heft und fand beim ersten Aufschlagen das Briefblatt mit dem Ausspruche Beethovens. Seine Augen flackerten, sein Zorn steigerte sich zu unbeherrschter Wut.

„Musik!?" schrie er, „Musik ist die Offenbarung des Pöbels und herumziehender Landstreicher! Musik ist die Weisheit der Trunkenbolde und die Marschbegeisterung des preußischen Heeres! Musik ist die Philosophie kreischender Bühnensängerinnen und sinnlich erregter Gefühle! Musik ist eines anständigen Menschen nicht würdig und hat keine Berechtigung, sich in meinem Hause breit zu machen!" —

Hier stockte er, denn ihm fiel ein, daß der beurlaubte Rektor, den er vertrat, den Plan erwog, unter seinen Zöglingen eine Schar von Blasmusikanten heranzubilden, die in der Fronleichnamsprozession die Kirchenlieder begleiten sollte. Er holte mit der Hand aus, als wolle er Berthold schlagen. Dann entfernte er sich aufgeregt und pustend ...

Trotz allem aber setzte es der päpstliche Hausprälat durch, daß Berthold die Erlaubnis erhielt, einige Stunden der reichlich bemessenen Lernzeit auf sein Geigenspiel zu verwenden. — Von dieser Zeit an stand der Knabe oft hinter dem Notenpult und war in die Klänge seines Instrumentes versunken, während Pater Arbogast mit bösem Blick durch das Glasfenster der Tür spähte, die in das Übungszimmer führte.

... Seine Unterredung mit dem Prälaten war für

ihn in keiner Weise befriedigend gewesen, denn das ganze Gebäude der Anklagen, die er auch nach Erhalt der Briefkarte aufrechterhalten wollte, war vor den knappen erklärenden Worten des hohen Geistlichen zusammengebrochen, obschon dieser ihn nicht zu überzeugen vermochte, daß Berthold an den Grundfesten der Glaubens- und Sittenlehre nicht rüttle und nicht den Weg ins seelische Verderben gehe. Er gestaltete diese Überzeugung in sich zu einer feststehenden Tatsache aus und ließ Berthold seine Verachtung in hämischen Bemerkungen und bösen Blicken fühlen, welche von manchen Mitschülern nachgeahmt wurden. Die Mitzöglinge fühlten in Berthold, der Verse schrieb und mit Vorliebe in entlegenen Gesängen des Ovid las, etwas Artfremdes und ließen ihn dies Andersein mit der ganzen Grausamkeit empfinden, welche die Jugend noch stärker mit der Natur verbindet, als den gereiften Mann.

„Er ist ein Norddeutscher", sagte der Klassenälteste und zuckte mit den Achseln. „Man muß ihn nach seiner Herkunft schätzen."

„Aber sein Oheim ist der päpstliche Hausprälat", widersprach ein Mitschüler.

Es war, als habe diese Äußerung ein besonderes Gewicht; denn die Knaben schwiegen eine Weile.

„Ihm wird alles leicht gemacht", fuhr der Klassenälteste fort; „er ist der Neffe des Domherrn, er darf Geige spielen, wenn wir hinter unsern Schulaufgaben sitzen, er nimmt sich heraus, Aufzeichnungen über Musik zu machen — er will in allem anders sein als wir." ...

Allerdings wurde die Abneigung der Mitzöglinge

notdürftig verhüllt durch den Vorwand einer wichtigen Besorgnis um Bertholds Seelenheil, die sich im herrschenden Dunstkreis um die nackte Seelenregung der Feindschaft schlang wie Efeu um Blütenbäume.

Von den Eltern erhielt Berthold nur unregelmäßig unbestimmte Nachrichten. — Auch das unterschied ihn von den Genossen, die ihn beobachteten und gewissenhaft nachrechneten, wie oft er zur Beichte ging und an die Kommunionbank trat, um das Altarssakrament zu empfangen.

Er war einsam, nur mit Ignaz Krautt stand er in regem, freundschaftlichem Gedankenaustausch, ohne daß ihn der Anstaltsleiter bisher daran gehindert hatte. Doch gab es Dinge, die Berthold auch mit dem Freunde nicht besprechen konnte, mit denen er allein blieb in seiner Entwicklung.

Wie ein dunkles Verhängnis stand oft hinter ihm die Frage nach dem Werden des eigenen und fremden Lebens, stand hinter ihm wie ein drohender und lockender Geist, der aus unbekannten Abgründen steigt und den Blick in eine Richtung zwingt, von der man die Augen nicht wenden kann.

Zwar hatte der heranwachsende Knabe die eigentlichen Kämpfe des Leibes um die werdende Reife mit all ihren bösen Träumen und vielem Unbehagen der Sinne in der Hauptsache bereits hinter sich. Aber immer wieder forderte die wache Sinnlichkeit ihr stilles Recht nicht allein durch die Sehnsucht nach Beherrschung eines möglichst großen Wissensgebietes, sondern auch durch das Trachten nach Aufklärung über die geheimen Fra-

gen des Leibes, welche in diesem Haus weder durch das natürliche Zusammenleben im Familienkreis, noch durch verständige Aufklärung gemildert wurden. —

Nicht, daß Berthold den Wunsch empfunden hätte, einem weiblichen Wesen näherzutreten. Vor Frauen hatte er maßlose Scheu. Die hatte ihm Martha Becker eingeflößt; und in diese Scheu mischte sich mehr oder minder betonte Abneigung, welche sich in manchen Fällen bis zu dem Gedanken verdichtete: „Nun ja — nur ein Weib!" — Aber das Weib war der mütterliche Träger des Lebens — das wußte er, und die eigene Entwicklung riß ihn immer zurück vor die verbotene Tür seiner Gedankenwelt, die mit leisem Finger an das Schloß dieser Pforte rührte, um zu sehen, was hinter ihr verborgen sei in den geheimen Kammern der Sinnenregung.

„Wie konnte das Leben werden?" fragte es rastlos in dem jungen Menschen, und hinter den Toren der Sinnlichkeit hervor klang es mit lockenden Stimmen: „Durch Zeugung." — Aber es war streng verboten, diesen Stimmen das Ohr zu öffnen.

Die Gewalt des Lebens, welche sich nie ertöten läßt, ebbte auf diese Weise im Geiste und im Leibe des Knaben hin und her, und nirgends fand sich ein einsichtiges Menschenherz, das ihn und die gleicherweise bedrängten Mitschüler behutsam und beruhigend aufgeklärt hätte.

Alle Aufklärung, die Berthold erlangen konnte, war rätselhaftes Stückwerk, das seine Unruhe beängstigend vermehrte. Aus Gebeten und Bibelstellen, aus Wörtern der Sprachlehre und lateinischen oder griechischen

Nachschlagebüchern drang ihm diese unvollkommene Aufklärung entgegen und rief immer wieder die übergewaltige Macht herbei, die ihn festhielt in ihren Armen, daß er nicht entfliehen konnte.

Er las im Ovid und fand Stellen, die ihn erregten. Erstaunt übersetzte er die Geschichte Latonas, die — an einer Palme stehend — auf Delos ihre Götterzwillinge gebiert, verlassen von dem Göttervater und verfolgt vom untilgbaren Hasse der Himmelsmutter. Er las von der gottumworbenen Semele, die ihr Kind von Zeus empfängt und in Staub zerfällt, als der himmlische Geliebte ihren Wunsch erfüllt und sich ihr in der wahren Gottgestalt zeigt. Begierig verfolgte er, wie der Göttervater das unausgetragene Kind Semeles in seiner eigenen Hüfte birgt und in ihm Bachus heranreift, der Gott der Freude und des Weines und unstillbarer Liebeslust. — Er las von den Geburtsfeen, welche die Niederkunft eines Kindes verhindern zur Qual der kreißenden Mutter.

Das alles kam Berthold beängstigend und aufreizend vor. Er fand in diesen Dichterstellen nicht die Schönheit wieder, welche ihm aus den übrigen Verszeilen entgegenleuchtete, und so verlor er manchmal das innere Gleichgewicht in der Wertung seines großen römischen Lehrmeisters.

Wohl war auch in ihm eine verschwommene, ungewisse Ahnung, daß die schaffende Einbildungskraft die große und verlangende Macht der Zeugung und Sinnlichkeit in Formen der Schönheit gebannt hat. Aber ihm war von Kunstwerken dieser Art erst wenig bewußt

unter die Augen gekommen. Die Abbildungen griechischer Statuen, die er in einem Buche erblickt hatte, waren so unvollkommen gewesen, daß sie auf sein Empfinden keinen Eindruck machten. Als schönstes Erlebnis der eigenen Sinnenwelt trug er in sich die Erinnerung an Stefanietta, seine junge Base aus Rom, deren Brust und halbverhüllten Leib er vor Jahren gesehen hatte, als sie sich in demselben Zimmer umkleideten.

. . . In diesen Tagen kam es wie ein tiefer Rausch der Schönheit über ihn, als er bei dem Buchhändler in der Stadt eine große Nachbildung der Ariadne auf Naxos erblickte. Berthold wollte einen Einkauf erledigen. Hinter dem Glasfenster sah er die Marmorgestalt eines nackten Weibes, dessen schlanke Glieder sich auf einen riesigen Tiger schmiegten, dem sie sich anvertraute. Sie liebkoste ihn rücklings, während die ausgestreckte Rechte den berauschenden Becher des Dionysos hielt.

Berthold starrte auf dies Bild wildester Sinnenfreude. Er konnte den Blick nicht losreißen von den Gliedern, die sich zu bewegen schienen über dem Rücken des Raubtieres, und von den Marmorbrüsten, die vor ihm standen wie selige Hügel. Erst der Schritt nahender Käufer scheuchte ihn weg von der nackten Gestalt. — Er ging erregt in den Unterricht.

Die Vorstellungen und Erlebnisse, die an solch Verbotenes in Bertholds Herzen rührten, quälten ihn, so daß er sich mit Gewalt von ihnen loszureißen suchte und sich mehr und mehr auf die Beschäftigung mit der Tonkunst verlegte. Nur nachts im Traume kamen die sinnlichen Vorstellungen unabweisbar zu ihm und mach-

ten ihn auffahren von dem harten Bette in wildem Schmerz oder wehmütiger Entmutigung.

Eifrig geigte er einige Singspielauszüge, deren Noten er besaß. „Martha", „Die weiße Dame", „Die Stumme von Portici", „Norma" — stand über den Blättern. Frauennamen, nichts als Frauennamen. — Im übrigen waren diese Tonstücke nicht tief genug, um Berthold einen wahren Begriff vom Wesen der Musik beizubringen. Zudem hatte er keinen Begleiter, und das dauernde Fehlen der harmonischen Unterlage machte sich auf die Länge lähmend bemerkbar. — Nur während des Spiels der Orgel in der Kapelle, und Sonntags in der Stunde des Anstalts-Streichorchesters kam das tonharmonische Bedürfnis des Knaben einigermaßen auf seine Rechnung.

Die Übungen dieser Streichmusik fanden im „Olymp", dem obersten Stockwerk des Hauses, statt. Vor einem altersschwachen Flügel saß ein herablassender Primaner. Ein kleiner zigeunerhaft aussehender Oberkläßler bearbeitete hurtig den gewaltigen Kontrabaß; zwei bis drei Kniegeigen ruhten zwischen den gespreizten Schenkeln erstaunt aufhorchender Sekundaner, und um sie herum standen und hockten bis in die entferntesten Ecken hinein große und kleine Schüler mit ersten oder zweiten Violinen sowie näselnden Bratschen.

Schön wäre es gewesen, hätte dieses Streichquintett, dem sich nach Belieben auch eine Flöte, ein anderes Holzblasinstrument oder ein Horn zugesellte — wie es eben zu machen war —, wenn dieses Streichquintett mit dem Cembaloklang das eine oder andere der bran-

denburgischen Konzerte des großen Bach hätte aufführen können. Aber leider reichte weder der Kunstsinn noch die Fingerfertigkeit dieser Musikbande in höhere Geistes- und Kunstschichten. Auch der Tanz war als weltliche Lust verboten, und so mühte sich der Dirigent — ein alter Volksschullehrer — an jedem Sonntag mit heftigen Bewegungen des schwarzen Taktstocks, die seichten Klangwerke Pleyels und ähnlicher Vertreter unschädlicher Massenerzeugnisse zum Tönen zu bringen, bis hier und da eine Saite sprang oder die Hausglocke zum Partikularexamen in die Kapelle rief.

Nur ein einziger Tanz wurde von dem alten Herrn, der das Orchester leitete, seinen Musikanten zugestanden. Dieser stand in einem Heft Pleyels unter dem verheißungsvollen Titel: „Danse nègre". Die entfernte Anschrift, an die er sich richtete, machte ihn ungefährlich für die musizierende Jungmannschaft, und so hob und senkte sich allsonntäglich der schwarze Taktstock, der weiße Bart des Dirigenten zuckte im Gleichklang der Rhythmen, der Streichbaß grunzte, die Kniegeigen blökten und Violinen sowie Bratschen fiedelten, daß die Luft zitterte und sich innig mit den zirpenden Tönen vermischte, die schüchtern aus dem alten Flügel quollen, dessen Befilzung bereits verschlissen war.

Und doch herrschte erregte Begeisterung im Olymp der bischöflichen Erziehungsanstalt, wenn diese Musikfeste sich abspielten.

★

In seinen neuen Vorstellungskreisen vergingen Berthold die ersten Winterwochen, welche die Berge mit Schnee bedeckten und das aus dem roten Sandstein der Felswände sickernde Bergwasser in Spitzengewebe und Zackengebilde von Eis verwandelten.

Der Weg der Priesterzöglinge führte jetzt an schulfreien Nachmittagen an weiten Hängen vorüber, auf deren Lohhecken trockene Eichenblätter raschelten, Schnee unter den Bäumen und auf den Zweigen lag. Wie vergessene Früchte des Sommers funkelten durch das Weiß der Winterdecke und das Braun des Laubes rotgelbe Galläpfel, mit Reif überzogen. Die Schritte der Wanderer drückten benagelte und unbenagelte Tapfen in den Schnee und zeigten weithin den Zug, welchen die Schar der jungen Menschen genommen hatte.

Berthold war den Mitschülern gegenüber noch stiller als in den Herbsttagen. Meist ging er schweigend neben den zwei oder drei Zöglingen, denen er sich wahllos zugesellte, und hörte mit halbem Ohr auf die Schulgespräche, die sie führten. Ihn beschäftigten unausgesetzt zwei Fragen, von denen er auch durch seine gesteigerte musikalische Betätigung nicht abgelenkt wurde. Es waren die Fragen, ob er den Beruf zum künftigen Priester in sich trage — und überhaupt: ob die Form der Religion wirklich die richtige sei, wie er sie durch die Lehren seiner Umgebung kennenlernte.

Gab es nicht viele andere Religionsformen? Andere, die an Christus glaubten? Andere, die ihn nicht kannten und doch nach Gott strebten? Die Gott nicht suchten in den abergläubischen Formen groben Zauberglaubens

oder einfacher Naturanbetung, sondern deren Denken ein Sittengesetz zugrunde lag und eine Weltanschauung, hinausstrebend über die dunkle Erkenntnis des Daseins in den sinnvollen Zweck der Welt. — Dabei schienen ihm vornehmlich alle Vorstellungen, welche Gott und die Wirklichkeit des Alls in eins setzen, auch jetzt wieder am greifbarsten und klarsten und rundeten sich in ihm zu einem Gedankenkreis, der weitab lag von aller Offenbarung der Schrift und dem Wunderglauben der Kirche mit der Heiligenverehrung. Ja, er begann sich jene Wunder durch natürliche Vorgänge zu erklären, in ihnen die Zeichen der starken Kraft eines Einzelnen zu suchen, der Gott gleich war, weil er die Geheimnisse des Lebens kannte als Mensch.

Sehnsuchtsvoll wünschte Berthold, es möge eine Nachfolge Christi geben in diesem Sinne, die zu Wissen, Erkenntnis und der Beherrschung der Dinge führte und keine Wunder brauchte, um Wunderbares zu vollbringen.

Bei solchen Vorstellungen glitten seine Augen traumverloren über die Schneeflächen der Hochebene, die sich ins Unendliche breiteten. Er fühlte kaum den harten Wind, der mit eisigem Griff in seine Kleider drang, welche ein wenig verwachsen waren. Denn er war stark in die Breite und Höhe gegangen.

Innerlich fühlte sich Berthold tiefer mit Gott verbunden als je. Doch regte sich in seinem Gewissen gleichzeitige Angst vor der Strafe jenes persönlichen Weltwesens, das über dem Glauben der Schulstunden schwebte. Ebenso überkam ihn Furcht vor der Zukunft,

mit der die Forderung näher auf ihn zurückte, sich für den Priesterberuf zu entscheiden, wie es der Oheim und die ganze Umgebung von ihm erwarteten. — In ihm steigerte sich mehr und mehr die Scheu vor diesem Beruf, nicht allein, daß er nicht mehr von der Wahrheit der Glaubensform überzeugt war, der er dienen sollte; es deuchte ihn, als stehe der römische Geistliche abseits vom Leben und betrachte die Natur und deren Wachsein als etwas Glaubensfeindliches, Sündhaftes, vor dem man sich hüten mußte. Er aber — Berthold Reiff — wollte die Natur kennenlernen bis zu den tiefsten Gründen. Er wollte mit ihr zusammen sein nicht nur in dem Wissen um die Dinge, sondern in ihr leben. Er wollte sein wie die Mehrheit der Menschen.

Oft dachte Berthold darüber nach, was es sei, das seine künftige Bestimmung von diesem Aufgehen in den Strom des Daseins unterscheide.

Das war in erster Reihe die geforderte Eheloſigkeit. In ihm erhob sich allmählich Widerwillen gegen diese Forderung: er wollte, wenn er erwachsen sei, die Frau kennenlernen, die in seinem jetzigen Gedankenkreis verboten war.

Berthold reifte innerlich. Aber ihn erregte die Vorstellung an das andere Geschlecht, von dem er sich trotz der geschauten Abbildungen und der hier und da erhaschten Aufklärung keine genau zutreffende Vorstellung machen konnte. Niemand war da, der ihm mit Ruhe und starker Seele das große Geheimnis der Menschwerdung gezeigt hätte, unter dessen Nichtbesitz seine Vorstellungswelt litt, über das er sich nie aussprach, wie

viele andere Knaben, die gemeinsam an den Schleiern der Natur ziehen und sich gegenseitig mitteilen, wo sie einen Blick unter ihre Hüllen getan zu haben glauben.

Das Erlebnis der Zuneigung zu Stefanietta führte indes seine Erinnerung leidenschaftlich zurück zu der Base aus Rom. Sie hatte ihn beim Abschied auf ein Wiederfinden in der Ewigkeit vertröstet. Nie mehr hatte er von den Verwandten oder von ihr selbst eine Nachricht erhalten. Die Erscheinung des schönen Frauenbildes war ein ferner Traum geworden, von dem er manchmal zweifelte, ob er je wirklich gewesen sei. All sein Erinnern verschwand in dunkelndem Nebel, in den die kaum erwachende Seele gehüllt war. Und doch schuf ihm dieses Gefühl und sein träumendes Gedenken stets neue Bilder. — Vielleicht konnte er Stefanietta wiederfinden und sie gewinnen für die Seligkeit irdischer Liebe.

Er baute sich im Innern eine Zukunftswelt auf, die unwirklich und verworren war. Klar blieben nur die Umrisse der Wunschbilder. So kam es, daß dieselben mit der Zeit vor ihm standen wie ein fester Plan, dem er nachstrebte, den er Glied um Glied weiterdachte, indem er neue Vorstellungen in ihn einbaute, wo trübe Flecken noch den Zusammenhang zukünftiger Ereignisse fehlen ließen. Immer deutlicher arbeitete er bei dieser Tätigkeit die Antwort auf die beiden schweren Fragen heraus, die ihn quälten: Er wollte im Leben stehen, wollte Stefanietta als Geliebte heimführen; er wollte sich losmachen von den starren Vorschriften des Kirchenglaubens und Gott suchen auf den Wegen stiller, ihm

wesenhafter Erkenntnis, die allen Dingen und allen Fragen Sinn und Antwort gab.

Wenn er aber den geistlichen Stand nicht ergreifen würde, mußte er einen anderen Beruf wählen. Darüber sprach er sich eines Tages mit Ignaz Krautt aus. Es war das einzige Mal, daß er über einen Teil der Dinge redete, die ihn jetzt bewegten.

„Was aber willst du werden?" fragte Ignaz und blickte ihn besorgt an.

„Ich wäre am liebsten ein Dichter", antwortete Berthold.

Ignaz schüttelte den Kopf und tat langsam, tiefgründig und besinnlich an Beispielen dar, daß „Dichter" kein eigentlicher Beruf sei, sondern man dichte, weil es einen dazu dränge. „Alle Dichter", sagte er, „haben zunächst einen anderen Lebensberuf ergriffen, oder sie haben gedarbt und es ist nichts aus ihnen geworden."

Das leuchtete dem jüngeren Freunde ein. Er schwieg ratlos, nahm sich aber vor, auch mit Ignaz nicht mehr über diese Dinge zu reden, denn er hatte auf dessen Gesicht ein Lächeln gesehen, das ihm unangenehm war. Er fand einen anderen, seltsamen Weg: seine Ratlosigkeit führte ihn wieder vorübergehend zu dem Kirchenglauben zurück, den er in seinen Zukunftsträumen immer mehr abzustreifen hoffte. Er betete vor der Statue des heiligen Aloysius in der Anstaltskapelle um die Gnade einer guten Berufswahl. Ja, er verwendete die sechs Sonntage vor den Weihnachtsferien dazu, die sogenannten aloysianischen Andachten zu halten, welche

nach den Anweisungen des Obergeistlichen der Berufswahl förderlich sein sollten.

Er ging beichten, ohne sich klargemacht zu haben, daß er sich mit seinen Gedanken über Gott einer Sünde im Sinne der Kirche schuldig gemacht und an den Grundfesten der Glaubenslehre gerüttelt hatte, und daß er mit dem Sehnen nach der Frau den verbotenen Regungen der Sinnlichkeit nachgegangen war. Vielmehr bekannte er dem Beichtvater nur die kleinen Übertretungen gegen die Andacht und Hausordnung, deren er sich schuldig fühlte. — An den Sonntagen ging er in der Frühmesse zur Kommunion, um die Hostie zu empfangen und in den Betrachtungen eines kleinen Aloysius-Gebetbuches zu erkennen, welcher Berufsbestimmung seiner Seele entgegenstrebe.

Die Eingebungen, die aus dieser Andacht flossen, entsprachen seinen abwegigen Neigungen. Seine Überlegung blieb die gleiche wie früher: Dichter konnte man nicht werden wie Lehrer oder Kaufmann; aber trotzdem konnte man sich der Kunst von Berufs wegen widmen. Anders geartet als die Poesie war die Tonkunst. Man konnte Musiker werden und so das Schaffen der Kunstwerke wiedergeben, mehr, wie es als Schauspieler vielleicht der Fall war. Der mimische Beruf erfüllte den Knaben aus irgendeinem dunklen Grunde mit Mißbehagen. Ihn überfiel Angst, wenn er sich vorstellte, er solle die Schicksale anderer Menschen — und seien es selbst Helden — vor tausend Augen und zudringlichen Blicken von Zuschauern im Schauspielhaus vorführen.

Also stellte er sich vor, er müsse die Musik ergreifen,

um die Aufgaben und Wünsche seines Daseins zu erfüllen. Dann könnte er Großes schaffen und den Menschen vermitteln. Dann könnte er sein eigenes Leben nach Gutdünken gestalten. Er könnte nach Rom ziehen, der Stadt der heiligen Kunst, um Stefanietta zu suchen und zu gewinnen. Mit ihr würde er in die Heimat zurückkehren in heimlichem, seligem Glück, das alle Tage des Erdenlebens erfüllen werde in Beruf und Liebe.

Er glaubte, daß der heilige Aloysius ihm auf diese Weise die Gnade einer richtigen Berufswahl vermittelt habe, und kehrte nach dieser Feststellung mit seinen suchenden Gedanken wieder zu nichtkirchlicher Vorstellung zurück — entschlossen, die Tonkunst als Lebensberuf zu ergreifen.

Gleichzeitig übte er an den Sonntagvormittagen mit den übrigen musikbeflissenen Schülern im „Olymp" eifrig an der Orchesterpartitur zu Piels Oratorium „Die Jahrhundertwende". Denn seit Anbruch des letzten Jahrhunderts wurde das genannte Werk Jahr für Jahr in der Erziehungsanstalt aufgeführt. — Bedenklich war nur, daß ihm diese Musik eintönig und ein wenig langweilig vorkam, selbst dann, wenn der Chor die Stimmen in Soli und Tutti mit den Klängen der Instrumente vereinigte und die alten Wände zitterten unter der Wucht der Stimmen.

*

In den Weihnachtsferien ging Berthold weiter seinen einsamen Gedanken nach. An jedem Morgen be-

ſuchte er das Hochamt im Dom und hörte den eintönigen Klängen des gregorianiſchen Chorals zu, der aus dem Munde der Domherren und Sänger in das weithallige Kirchenſchiff heruntertönte. Einförmig und faſt gequält ſuchte die Orgel die Begleitakkorde zu dieſen altertümlichen Melodiefolgen, die in all ihrer Verſchiedenheit doch ſtets gleichmäßig und unbegleitet klangen. Es war etwas Fremdes in den Tönen, das Berthold nicht verſtand.

Dagegen erfüllte ihn das Hochamt an den Feſttagen mit Begeiſterung und innerer muſikaliſcher Weihe. Die polyphonen Tonwogen des achtſtimmigen Domchors durchſchwebten die Kirchengewölbe und ſangen den Jubel von der Geburt Gottes in die Winterluft. Dazwiſchen ſpielte die Orgel paſtorale Sätze, deren einfache Baßführung die Seele Bertholds mit Rührung erfüllte und ſein Herz zittern machte.

Noch Größeres erlebte er auf dem Gebiete weltlicher Muſik. Er durfte am erſten Sonntag der Winterferien Haydns „Jahreszeiten“ hören, das erſte große Oratorium eines zeitbeſtimmenden Meiſters, das vor ſein junges Leben trat. Dieſe Muſik bezauberte ihn ganz. Die Kraft männlicher Soli und die ſelige Süße fraulicher Stimmreize ließen ihn den Sinnenklang des Paleſtrina vergeſſen, deſſen Vielſtimmigkeit ihm bisher das Höchſte geweſen war. Der untermalende Orcheſterklang der Streicher, Holzbläſer und Hörner, der rhythmiſche Schlag dumpfer Pauken verwoben ſich vor ihm mit dem Schall der hundert menſchlichen Stimmen zu einer Einheit, in der nur ſelige, beglückende

Vollkommenheit tönte in führenden Stimmen, Harmonien und Rhythmen.

Das war die Feier der Natur in der Kunst! Das war die Einheit des Lebens, nach der er unbewußt strebte! Hier war Gott in den klanggewordenen Dingen! Hier trat er als Seele des Seins sinnbeglückend vor die Herzen der Menschen! —

Berthold war einige Tage vollkommen befangen von diesem Erleben. Haydns Musik schien ihm die wahre Jahrhundertfeier, die nur allzu schnell vorübergegangen war.

Warum war alle Freude des Lebens so kurz und vergänglich? Der Knabe hätte täglich solchen Klängen lauschen mögen, die in toten Noten schlummerten und in den Schränken alter Musikzimmer ruhten. — Gehobene Festfreude und sehnende Hörbegier lag über seiner Seele. In dieser Stimmung schien ihm zu wenig Musik in der Welt zu sein, und es kam ihm vor, als könnten die Menschen nicht Feste feiern, wie sie sein sollten. — War denn nicht täglich Anlaß, die Klänge der Vergangenheit tönen zu lassen, damit sie weisend in die Zukunft sprächen?

Groß und dauernd müßte die Freude sein, welche die Jahrtausendwende bei der nächsten Jahrhundertfeier begleiten sollte. Diese lange und würdig vorzubereiten, müßte eine Lebensaufgabe sein, die seiner Seele neue Träume der Begeisterung entlockte. Traurig war nur, daß er jene Zeit nicht mehr erleben würde. Aber in Gedanken malte er sich aus, wie es sein sollte, wenn sie ihm beschieden wäre. Er wollte ihr die Form der

Freude geben, wie er sie in langem Bemühen vorbereiten würde . . .

Ein ganzes Jahr müßte das Fest in Anspruch nehmen! — Es müßte Sommer sein. Die roten und blassen Rosen im Tale würden blühen. In den Sandsteinschluchten hinter den Bergen sängen der große und der kleine Wasserfall unter grünen Eichen und Kastanien.

Buntgekleidete Menschen, die dort wanderten, hörten in den Wäldern den Klang der Hirtenflöte, zu der der Dudelsack den Grundbaß brummte, und in der Ferne sollten Hörner hallen mit den Sexten, Quinten und Terzen froher Jagdmusik.

Auf den Bergen aber und den Wiesen des Tales würde getanzt. Die Geigen sollten singen, Klarinetten mit dem Streichbaß um die Wette schnarren, daß man aus der Ferne nur den Takt der Tänze erkennen sollte an den bewegten Rhythmen der Töne. Bunte Röcke sollten fliegen und Hosen wirbeln; jubelnde Schreie würden die Luft durchziehen.

Wer aber nicht Lust hätte zu Tanz und Freudenschall, der würde mit der Liebsten über einsame Höhen wandern und sollte stille Volksweisen singen, zwei- und mehrstimmig, und die klagendsüßen Lieder alter Meister. — Oder er sollte sich den Umzügen in der Stadt anschließen, deren Musikkapellen getragene Choräle und freudige Märsche blasen sollten, zu denen die Trommel klingt und die Becken zinken.

In den Kirchen und in den Hallen der alten Stadt würde das Lob Gottes und der Zeit zu dankbarem, erhebendem Klang. Im Dome sollten die Messen der

Niederländer, der Italiener, Mozarts und Beethovens erklingen; in den übrigen Kirchen die Motetten Haydns, die Kantaten Bachs und die Oratorien Händels. — In den Sälen sollten Quartette und Sinfonien tönen an jedem Abend, und im Theater Mozarts, Webers und Wagners erhabene Musikdramen aufgeführt werden, von denen er gehört hatte.

So sollte es sein zur Jahrtausendwende, die er nicht erleben konnte. Jeder würde ihn auslachen, dem er davon sprechen wollte. Nur eine müßte ihn verstehen unter allen Menschen: Stefanietta, welche er heimführen wollte aus Italien, aus der ewigen Stadt hinter den Alpen. Sie würde sein Wünschen begreifen und ihm liebend übers blonde Haar streichen oder würde auf ihrem Schoße ihr Kind halten, wie die Gottesmutter des Raffael — sein, Bertholds Kind —, und Mutter und Kind würden an ihn glauben . . .

Berthold erschauerte vor der Kühnheit solcher Vorstellungen. In den Tiefen seines Bewußtseins kämpfte kalte Angst mit der Lust seiner Träume . . .

★

Im übrigen waren die Weihnachtsferien im Hause des Oheims einsam wie das ganze Leben des heranwachsenden Knaben in den letzten Jahren. Der geistliche Herr sah den Neffen nur während der Mahlzeiten, zog ihn dann auch gern ins Gespräch, während er seine Urteile und Meinungen über die verschiedensten Dinge des Lebens seiner Base Martha Becker auf Fran-

zösisch mitteilte, ohne zu bedenken, daß Berthold einen großen Teil dieser Unterhaltung verstand und von stiller Erbitterung erfüllt war über die oft scherzhaften Bemerkungen, die der Prälat über ihn oder seine Ansichten machte. — Martha Becker blickte den Knaben bei solchen Gelegenheiten scharf über den Tisch an und antwortete gleichfalls in leichtem Französisch. Berthold verzog keine Miene, um nicht zu verraten, daß er an der Unterhaltung teilnahm.

„Haben sich deine dichterischen Anfälle wiederholt?" fragte der Oheim eines Mittags den Neffen. — Dieser wurde rot und verneinte. Tante Martha schaute fragend ihren Vetter an, worauf er ihr in der fremden Sprache erzählte, wie Pater Arbogast den Jungen ertappt habe und auf den Verdacht gekommen war, Berthold sei vom Glauben abgefallen.

„Du reste", fügte er mit seiner überlegenen Handbewegung hinzu, „cet aumônier est un idiot complet. Il regarde tous les alumnes comme des paysans et ne sait point qu'il est le plus grand lourdaud dans son étable."

Berthold schaute beklommen zur Seite. Und der Prälat fragte auf Deutsch: „Hast du dich inzwischen mehr der Musik gewidmet? Ich halte dafür, daß dir das mehr gibt als verfehlte Versuche in holprigen Hexametern. Später" — fuhr er fort, als Berthold wieder rot wurde — „werde ich dir Gelegenheit geben, Werke der bildenden Kunst und der Malerei kennenzulernen. Wenn du erwachsen bist, sollst du nach Rom reisen, wie ich es in meiner Jugend getan habe." Dann

wandte er sich an Tante Martha mit französischen Worten.

Ab und zu kamen zwei Freunde Bertholds ins Haus, die nicht Zöglinge der bischöflichen Erziehungsanstalt, sondern Stadtschüler waren. Martha Becker war mit ihrer Mutter in die Klosterschule der Ursulinen gegangen und hatte daher gegen die Jungen nichts einzuwenden. — Mit ihnen versuchte Berthold verschiedentlich über Musik und Dichtkunst zu sprechen; aber sie gingen nicht auf seine Ausführungen ein, sondern forderten ihn auf, in den Garten zu kommen und Schneeballen zu werfen. Oder sie begannen harmlos zu scherzen und machten mit übertriebenen Stimmen einen Wagnersänger nach, indem sie gröhlten: „Öl—sa, mit wem verkehrst du da?" oder mit wildem Geheul brüllten: „Ach lieber Südwind, blase doch, mein Mädel verlangt nach mir!"

Und doch lag in dem entstellten Schrei dieser Worte für Berthold ein Sehnsuchtsklang, der ihn an Stefanietta denken ließ und an den Föhn, der nun bald wehen würde. —

Als Weihnachtsgeschenk erhielt er von dem Oheim Mozarts Violinsonaten, in die er sich eifrig vertiefte, ohne den ganzen Glanz der Werke zu erkennen, da ihn niemand zur Geigenstimme auf dem Flügel begleitete.

Auch von den Eltern hörte er durch Briefe in dieser Zeit. Doch waren es nur schleppende Worte, die er empfing. Er erwartete vergebens Nachrichten, die vom äußeren Ergehen der Seinen erzählten, über das auch der Oheim und Martha Becker schwiegen. Nur er-

mahnte ihn die Tante öfter als früher, für die Eltern zu beten. Er wagte in seinen Briefen, die vor dem Verschließen durchgelesen wurden, nicht nach den Lebensumständen der Angehörigen zu fragen und noch weniger von seinen inneren Wünschen zu sprechen, die sich zu dem Verlangen verdichteten, zu den Eltern zurückzukehren, bei ihnen zu sein wie andere Knaben, um nicht an die Kämpfe gegen die Glaubenslehre denken zu müssen, sondern sich seinen Büchern und Neigungen widmen zu können, bis er groß geworden war und seinen Beruf ergreifen könnte. Über Wunschgedanken kamen diese Vorstellungen nicht hinaus.

Tiefes Heimweh überfiel ihn. Warum waren ihm nicht Ferien vergönnt wie den anderen Zöglingen, die aus der Heimat zurückkehrten mit roten Gesichtern und duftend nach Stall, Wald und aller Freiheit, welche die Ferne bietet. Er begrüßte es fast, als er am Tag nach Neujahr in die bischöfliche Erziehungsanstalt zurückkehren mußte. Dort wurden geistliche Exerzitien abgehalten, und jeder Alumne mußte den Rest seiner Ferien opfern, um sich ihnen zu unterziehen.

Eine Rednerbühne war in der Kapelle aufgestellt worden, von der herab der Exerzitienmeister — ein Jesuit — seine Vorträge hielt. — Am Abend des zweiten Januar bestieg er diesen Thron, und es begann das große Schweigen in dem Haus, in dem nichts mehr gesprochen wurde bis zum Dreikönigstag. Die Gesichter der ferienfrohen Knaben wurden ernst, die geschwätzigen Lippen schlossen sich, die lebhaften Gebärden waren still und nachdenklich geworden. Der fremde Pater hinter dem

Rednerpult zerknirschte die jungen Seelen. Er sprach von dem Ernst des Lebens, von den Gefahren der Sünde und dem Zorn Gottes, der sich nur dann in Liebe verwandeln werde, wenn die Zöglinge auch im innersten Herzen die letzten Gebote des Höchsten erfüllten.

Der Vortragende machte auf seine Hörer tiefen Eindruck. Sie knieten erschrocken noch am gleichen Abend in der schwacherleuchteten Kapelle, um still zu beten, oder blickten in den Studierzimmern in rotgeränderte Betrachtungsbücher.

Dann brach der erste Tag der geistlichen Übungen an. In vier eindringlichen Vorträgen wies der Exerzitienmeister auf die Strafen der Hölle hin, auf die Schrecken der Sünden und vor allem des Unglaubens, der in nichts begründet sei als in der Sucht des weltlichen Herzens, von den Geboten des Himmels loszukommen und der Lust der Welt zu fröhnen ohne Furcht vor Strafe. Doch Gott läßt seiner nicht spotten! Seine Mühlen mahlen langsam, aber schrecklich fein! Mein ist die Rache, spricht der Herr!" — Der Jesuit trug ausführliche Beispiele aus dem Leben von Menschen in fremden Ländern vor, die sich der Sinnlichkeit oder dem Unglauben ergeben hatten und die Gott zermalmt hatte sowie verdammt zur ewigen Höllenqual — das könne man wenigstens annehmen — wenn sie sich nicht bekehrten und schließlich so den Lohn ihrer verlorenen Tugend zurückerhielten.

Berthold wurde es unheimlich. Seine Gedanken und Wünsche kamen ihm in dieser Beleuchtung als Sünde

und wie das Verlassen der Offenbarung vor, und er beschloß angsterfüllt, mit dem Prediger in der Beichte über diese Dinge zu reden. Denn eine Generalbeichte sollte die Exerzitien abschließen.

Nachdem so die Herzen Bertholds und seiner Mitschüler erschüttert waren, sprach der Bußredner in den vier Predigten des zweiten Tages über die Mittel und Wege zur Umkehr, über die Gnade des Heils und darüber, daß mehr Freude im Himmel sei über einen Sünder, der Buße tut, denn über neunundneunzig Gerechte.

Nun überzogen die Vorträge des dritten Tages die zermürbten Gemüter mit dem Schleier dunkler Religionsromantik, erfüllten sie mit mystischen Bildern des Himmels und der Macht kirchlichen Dienstes auf Erden. Aller Augen und Willen waren gebunden durch die eindringlichen und oft geheimnisvollen Worte des Paters, der in Tränen ausbrach, als er seinen letzten Vortrag hielt und die Teilnehmer zur Beichte aufforderte. Alle weinten oder blickten selig in die große, unbekannte Ferne, die in den Worten des Predigers lag und erfüllt war von geahnten Himmelslichtern der Hoffnung auf die Ewigkeit . . .

Als Berthold im Beichtstuhl kniete und dem Exerzitienmeister bekannte, er habe seine Gedanken nicht davor bewahrt, nach Vorstellungen des andern Geschlechts zu suchen, und sei im Glauben von der Vorstellung eines persönlichen Gottes abgewichen, fuhr der Priester hinter dem grünen Vorhang erregt auf und fragte in strengem Flüsterton: „Was glaubst du denn, daß Gott sei in der unvollkommenen Welt der Dinge?“

Berthold zauderte erschrocken. Er begann zu stottern: „Ich habe geglaubt, Gott und die Welt seien ein und dasselbe . . .“

Da lächelte der Priester und machte eine Handbewegung, als schlage er leicht nach einem Schatten. — „So glaubst du also letztlich, du selbst seist Gott, und deine Wünsche nach der Sünde seien etwas Göttliches?“

Es schwindelte den Knaben. Der Pater redete weiter in langen, unwiderleglichen Worten. Berthold war, als mache ihn der Beichtvater betrunken mit diesen glatten Reden und zöge ihm den Verstand aus dem Kopfe, so daß er zuletzt nicht imstande war, zu folgen und sich kleiner werden fühlte vor dem Priester hinter dem grünen Vorhang. Der hörte nicht auf zu reden, bis mehr als eine halbe Stunde vergangen war und bis die andern Beichtbrüder unmutig in den Bänken rutschten, auf die der Beichtiger mitunter einen raschen Blick warf. Als der Sünder endlich den Beichtstuhl verließ, senkten sich die Gesichter der Wartenden in die Andachtsbücher und nahmen bei der Beschäftigung mit den eigenen Sünden einen verkniffenen Ausdruck an . . .

Pater Arbogast machte sich die Stimmung der Andacht und Zerknirschung der Exerzitienzeit für seine erzieherischen Zwecke zunutze, ehe sie wieder verflog, und ließ in den ersten Schultagen diejenigen Schüler zu einer Besprechung zu sich rufen, deren Betragen ihm bedenklich schien oder deren Geistesverfassung ihm bisher zu Beanstandungen Anlaß gegeben hatte. Unter diesen Auserwählten befand sich auch Berthold.

„Ich komme", sagte der Anstaltsleiter und legte die Arme breit auf den Tisch, „ich komme heute nochmals auf deine Entgleisungen im vorigen Herbst zurück, welche mich auch jetzt noch mit Sorge für dein Seelenheil erfüllen. Ich habe", fuhr er lächelnd fort, „wie alle andern beobachtet, wie lange du im Beichtstuhl weiltest, nachdem die Exerzitien auf dich gewirkt hatten. Hast du nun endlich deinen Frieden mit Gott gemacht und bist zu ihm zurückgekehrt aus dem Unglauben, dem du dich ergeben hattest?"

„Ja", sagte Berthold verwirrt.

Pater Arbogast triumphierte: „Ich habe es gewußt! Du gestehst es! Du hattest den Glauben von dir geworfen, um dich den Verführungen der Irrlehre zuzuwenden!"

Berthold schwieg.

„Ich will glauben", fuhr der Vorgesetzte fort, „daß du den Weg zurückgefunden und den Abschluß der geistlichen Übungen mit einer würdigen heiligen Kommunion begangen hast. Ich erwarte, daß du nie wieder auf die Lockungen des Satans hörst, der dich verführt hatte. Du selbst wirst durch die Erfahrung gelernt haben, daß du nicht dazu bestimmt bist, Verse zu schreiben oder andere Gedanken zu Papier zu bringen. Aber auch das Musizieren könntest du allgemach wieder einschränken, wenn ich dir auch nicht verbieten will, dem Geheiß deines Oheims nachzukommen, der deine musikalische Ausbildung fördern möchte. Abtötung, Berthold, Abtötung ist das einzige und beste Mittel, das

uns Gott näherbringt und uns der Sünde entreißt. Abtötung in allen kleinen erlaubten Dingen ist die beste Übung im Dienste Gottes und in der Schule des Lebens. Töte dich ab, wenn dich die Lust ergreift nach verführerischen Versen, töte dich ab, wenn die Neigung allzu stark wird in dir, die Geige in die Hand zu nehmen und deine Sinne in weichen Klängen zu wiegen. — In diesem Zusammenhang will ich dir noch etwas sagen. Ich werde zwar nicht behaupten, daß deine Gedanken schon den Wünschen der Sinnlichkeit nachgegeben haben, aber ich warne dich wie alle meine Schüler vor der Gefahr, die deinen noch unvernünftigen Vorstellungen droht, wenn nicht auch hier die Abtötung dir Kraft gibt, den Versucher abzuweisen. Du weißt: Der Verführer kommt zu den Herzen der Menschen in jeglicher Gestalt und unter dem Deckmantel der Schönheit sowie lieblicher Vorstellungen. Besonders die Freundschaft ist es, die der böse Geist erwählt, um sich in die Herzen einzuschleichen und dort Verwüstungen anzurichten. — Wie ich beobachte, verkehrst du mehr, als du solltest, mit dem älteren Zögling Ignaz Krautt. Ich warne euch. Ich werde nicht dulden, daß sich zwischen euch eine Partikularfreundschaft bildet, und verbiete dir, von jetzt ab überhaupt noch mit Krautt zu sprechen oder dich auf den Spaziergängen mit ihm zusammenzuschließen. Bedenke die Vorsätze, welche du während der Exerzitien gefaßt hast, und führe die Bekehrung durch, die du dir hoffentlich vorgenommen hast. Ich werde dich in mein Gebet einschließen. Vergiß aber nicht, daß ich dich beobachten werde und über dich

wache. — Jetzt geh und ſchicke mir Ignaz Krautt. Mit ihm werde ich gleichfalls ſprechen."

Berthold ging hinaus. Er war bei den Ausführungen des Mönches in innere Aufregung und verbiſſene Wut geraten. Was dachte der Mann von ihm? Sein Oheim hatte recht: dieſer Vorgeſetzte war ein Tölpel und benahm ſich wie ein Knecht unter Hämmeln. Oder er war, wie Berthold in der Sprechweiſe des Landes dachte, „ſchalkiſch", eine hinterliſtige Knechtsnatur mit unfreier Seele. — Was hätte Pater Arbogaſt wohl geſagt, wenn er von ſeiner Neigung zu Stefanietta gewußt hätte? Der Knabe lachte grimmig, denn ihm kam vor, den Mönch hätte der Schlag rühren müſſen vor Zorn und Entrüſtung.

Aber mußte er ſeine Liebe zu Stefanietta nicht bekämpfen und von ſich werfen, wenn er den Worten des Beichtvaters folgen wollte. Seine Seele empörte ſich gegen dieſen Gedanken. Soweit ging die Macht ſeiner Vorgeſetzten nicht! Wer wollte ihn zwingen, nachzugeben? War er nicht frei in ſeinen Neigungen und in der großen Sehnſucht, die ihn erfüllte! — Und er beſchloß aufs neue, nie Prieſter zu werden. Hinter den geiſtigen Erſchütterungen der Exerzitientage und den verfehlten Ermahnungen Arbogaſts tauchte die Frage auf: „Wer hat ein Recht, mir das höchſte Streben zu verbieten, zu dem meine Seele drängt und in dem ich mich glücklich fühle? Irren nicht die Prieſter und ſind der Wahrheit ferner als ich?"

Und Berthold Reiff verlor ſich wieder in Glaubenszweifel und in die Abkehr von der Dogmenlehre der

Kirche. — Ignaz Krautt aber mied ihn von dieser Zeit an, denn seine Unterredung mit dem Pater hatte ihn mit Angst erfüllt. Vor dem Einschlafen verbiß Berthold manchmal die Tränen, wenn ihm Wut und Scham das Wasser in die Augen trieb.

*

Wieder erwachte in Berthold tiefe Sehnsucht nach Vater und Mutter. Er versuchte, seine Vorstellungen von der Umgebung loszureißen und sie dorthin zu richten, wo seine Eltern sich aufhielten. Aus Briefen, die er erhalten und aufbewahrt hatte, aus den Beschreibungen eines kleinen Reiseführers und einigen Ansichtskarten stellte er sich ein Bild zusammen von der Stadt mit dem Münster aus rotem Sandstein, mit den gedeckten Brücken, alten Patrizierhäusern und Festungswällen und den Flußarmen, in welchen sich die Bäume spiegelten. Und in die Sehnsucht nach den Eltern floß leise ein wehmütiges Heimweh nach alter deutscher Kunst mit gotischen Bauwerken und dunklen Bildern, nach all dem geheimnisvollen Seelensuchen mittelalterlichen Vorstellens und deutscher Tiefe.

Diese Stimmung drang in das Gemüt des Knaben inniger und heimlicher ein als die Klarheit romanischer Bilder, die im Hause des Oheims früh vor seine Seele getreten waren. Seine Einbildungskraft suchte das Wenige auszugestalten, von dem die Briefe der Eltern sprachen. Immer wieder betrachtete er die Bilder des Reiseführers, versetzte Vater, Mutter und Schwester in dessen Darstellungen und hörte im Geist die alte

Münsterglocke läuten, wenn es Abend geworden war über der Stadt und die Tore geschlossen wurden wie in vergangenen Zeiten.

Immer war es Sommer in seinen Vorstellungen, auch wenn er sich gedanklich klar machte, daß es Winter und Frostmonat sei. Eine süchtige, greifende Gewalt wohnte in seiner bildhaften Sehnsucht, eine Macht, die ihn umgab wie innerer Schlaf und wundersame Traumwelten, unfrei machend und müde.

Auch träumte er in dieser Zeit nachts wirklich von seinem Vater, der mehr als einmal vor dem Erwachen ernst und traurig vor ihm zu stehen schien. Es war, als habe nicht nur er Sehnsucht nach den Eltern, sondern als suche gleichzeitig die Seele des Vaters nach Berthold und als sei der Wunsch um ihn nach einem Wiedersehen und nach innerlich erwarteten Mitteilungen.

Die fragende, inbrünstige Stimmung quält die Seele des Knaben. Er wurde unsicher unter den Mitschülern, die ihn wegen der langen Beichte noch immer argwöhnisch beobachteten. Der Wunsch tauchte in ihm auf, sich wieder Ignaz Krautt zu nähern, aber alles in ihm sträubte sich gegen diese Wallung. Er mußte einen anderen Pfad suchen in die Zukunft, in die Dunkelheit des Lebens. Sein Gesicht nahm einen bald verträumten, bald verdrossenen Ausdruck an. Ihm war, als müsse etwas geschehen, als stehe ein unbekanntes Ereignis vor seiner Seele. —

Voller Ungeduld wartete Berthold auf den Februar. Am ersten Sonntag jedes Monats pflegte er den Oheim und Tante Martha in der Kurie aufzu-

suchen, um ihnen Bericht zu erstatten über sein Ergehen und seine Fortschritte. — Als er jedoch an dem erwarteten Tage den Pater aufsuchte, um die Erlaubnis zum Besuche des Hausprälaten einzuholen, sagte der Vorgesetzte übellaunig: „Dein Oheim teilt mir mit, daß er beruflich verhindert ist; er läßt dir sagen, du möchtest an Stelle des Besuches bei ihm in ein Konzert gehen, welches heute in der Stadthalle stattfindet. Hier ist eine Eintrittskarte."

Der Mönch schob schmollend die Unterlippe vor und reichte dem Zögling einen grünen Schein, auf dem etwas gedruckt war, Berthold griff hastig danach.

„Gern sehe ich es nicht", fuhr Pater Arbogast fort, „daß du diese Ausnahmestellung einnimmst. Wohin sollte es führen, wenn jeder meiner anvertrauten Zöglinge Konzerte, Theater oder Bälle besuchen wollte? Zwar will ich dem Wunsche deines Oheims auch hier nicht im Wege stehen; doch erinnere ich dich an die Worte, welche ich nach den Exerzitien zu dir sprach: ‚Abtötung, Berthold, Abtötung . . .' — Vielleicht ist es Gott wohlgefälliger, wenn du mit den übrigen Knaben die Predigt im Dome anhörst. Der Herr Bischof selbst wird das Wort ergreifen und über die Schriften des heiligen Bernhard sprechen . . . Auch ich gehe in den Dom."

Berthold merkte, daß der Mönch es lieber gesehen hätte, wenn er auf den Besuch in der Stadthalle verzichtete. Aber er tat, als höre er nichts und fragte mit geheuchelter Ahnungslosigkeit: „Darf ich dann in das Konzert gehen?"

Der Geistliche schwieg und schob wieder die Unterlippe vor.

„Ja", sagte er zögernd, „treibe dich aber nicht in der Stadt herum. Wer eine Konditorei oder eine Schankstätte besucht, wird um dreißig Mark im Kostgeld erhöht und im Wiederholungsfalle entlassen." Die Augen des Priesters funkelten, als er diesen Satz aus den Statuten des Hauses betont vortrug. Die Stirn unter den schwarzen Locken umwölkte sich.

Berthold machte eine Bewegung, als wolle er sich gegen die angedeutete Verdächtigung verwahren. Er hielt aber inne, steckte die grüne Karte in die Westentasche und sagte laut und verstockt: „Danke. Gelobt sei Jesus Christus."

„In Ewigkeit. Amen." erwiderte der Vorgesetzte gewohnheitsmäßig und hielt Berthold nicht länger zurück. —

Vor der Tür des Rektorenzimmers, unter der goldenen Uhr, zog der Knabe den grünen Zettel hervor und las: „Beethoven-Aufführung. — Volkskonzert am Sonntag, den . . . . . in der Stadthalle. — Beginn pünktlich 5 Uhr nachmittags. — Zweiter Rang, 3. Reihe rechts. Nr. 17."

Bertholds Blick blieb an den Buchstaben „Beethoven-Aufführung" haften. Eine große Erwartung stieg in ihm empor, die ihn nicht mehr verließ während der Nachmittagsandacht, in der Kapelle und während des Imbisses, der zur Feier des Sonntags aus Kaffee und trockenem Brot, statt aus Wasser und Brot, bestand.

Sofort nach der Mahlzeit eilte Berthold an seinen Kleiderspind, bürstete sich von oben bis unten, zog Mantel und Hut an und ergriff Handschuhe nebst Schirm, um erwartungsvoll das Haus zu verlassen, in dem sich die meisten übrigen Zöglinge richteten, die Predigt im Dome anzuhören.

Er kam sich frei und ungebunden vor. Die kalte Winterluft tat ihm wohl, und wie einen fröhlichen Rauch stieß er den warmen Atem aus Mund und Nase. Vor ihm lag der Dom auf weißem Teppich, den der Winter ausgebreitet hatte, und in den einzelne frühe Besucher ihre Spuren prägten. Sperlinge und Krähen flatterten über den Domfreihof, nach kärglichem Futter suchend.

Berthold eilte weiter, über den Markt mit seinem sonntäglichen Leben, hinab in eine der engen Straßen, welche dem Flusse zuführen. Dort lag die hellerleuchtete Halle.

Vor den Eingängen hasteten Menschen hin und her, strebten in das Innere des Gebäudes — es hielten Wagen und machten anderen Raum. Berthold trat in das Haus. Er stand sofort inmitten von Frauen und Männern, die miteinander plauderten und Mäntel und Hüte an den Garderoben abgaben. Mädchen warfen vor hohen Spiegeln aufmerksame Blicke auf Haartracht und Kleidung, die leicht und reich war, und strichen besorgt über das geschmückte Haupt, ehe sie weitergingen. Männer in dunkeln feierlichen Anzügen blickten stolz umher, und um den Hals üppiger Frauen funkelten Geschmeide und edle Steine im Lichte der

Vorhalle. Halblaute Worte wurden übertäubt von ständigem Seidenrauschen und straffen Schritten auf weichem Teppich.

Berthold wurde auf die Kleiderablage zugedrängt und legte ab. Er hielt noch das Wechselgeld und den Gutschein in der Hand, als ihn ein kleiner Mann ansprach: „Programm?"

Der Knabe bemerkte, daß der Verkäufer einen Stoß weißer Blätter auf dem Arme trug und bereits wieder nach einer andern Seite fragte: „Programm?"

„Hier!" sagte eine Stimme nebenan.

„Zwanzig Pfennige, bitte!" sagte der Mann geschäftig. Er blickte wieder auf Berthold. Dieser zählte zwanzig Pfennig ab und reichte sie dem Verkäufer. Er erhielt hastig den weißen Zettel. Dann wurde er in einem Strom von Erwachsenen einer offenen Tür zugeschoben, durch die heller Festschein leuchtete. Er hatte einzig den Eindruck des bestrickenden Rauschens der Seide, unverstandener Plauderworte und des gedämpften Trittes auf weichen Bodenmatten.

Seine grüne Eintrittskarte wurde entwertet. Ein Saaldiener machte eine eilige Handbewegung in der Richtung, in der sein Sitzplatz lag. Festlich gekleidete Menschen füllten die Reihen. Alles leuchtete unter feierlich strahlenden Kronleuchtern in erregender Helle.

Auf der erhöhten Bühne saßen schwarzgekleidete Musiker, beschäftigt mit ihren Instrumenten. Verschlungene Tonfiguren der Geiger und kühne Passagen der Holzbläser lockten und verloren sich in der Halle.

Berthold schritt nach vorn und fand nach einigem Suchen seinen Platz. Er saß zwischen einer älteren Frau im Seidenkleid mit weitem Halsausschnitt und einem jungen Manne, der sich angelegentlich mit seiner Nachbarin zur Linken unterhielt. Alle Plätze vor ihnen waren besetzt.

Das „A" der Holzbläser und stimmenden Geigen, Celli und Bratschen stieg von den erhöhten Sitzen der Musiker verstärkt in den Saal, umwogt von vielfältigen Quinten der Streicher und unterbrochen von den wilden Tonsprüngen eines übenden Fagottisten. Die Saaltüren wurden geschlossen, die letzten Besucher eilten auf ihre Plätze. Der Orchesterleiter trat aus einer Seitentür und stellte sich an das erhöhte Pult. Er ergriff den Taktstock, winkte.

Tiefe Stille herrschte plötzlich in Zuhörerschaft und Orchester, nachdem die Menge einem jungen Künstler zugeklatscht hatte, der vor die Instrumentalisten getreten war, eine Geige unter dem Arm.

Dann begann der Klangkörper zu tönen. Das freundlich aufwärtsstrebende D-Dur-Thema des Beethovenschen Violinkonzertes schwebte durch den Saal. Reine, ungetrübte Freude erwachte in der Seele des erstaunt aufhorchenden Knaben. —

Die Solovioline setzte ein. Ihre Töne stiegen auf den Themen des Tutti freudestrahlend und innig heiter empor, flatterten wie Vogelsingen in die Luft, brachen an den Wölbungen der Decke in tausendfältige Tonzeichnungen und Klangverzierungen auseinander. Sammelten sich immer wieder in dem einen Begriff „Freude",

auch wenn die Harmonien wechselten und das gedämpftere Moll die perlenden Dur-Töne verdrängte.

Atemlos lauschte Berthold. War es möglich, einer Geige solche Töne zu entlocken? Er wagte nicht, sich zu regen, als der erste große Satz zu Ende war und Künstler sowie Orchester sich dem innigen, langsamen zweiten Teil hingaben, Aller Sinne und Seelen bezaubernd. Die ganze Gemeinde der Musizierenden schien zur Einheit geworden: Dirigent, Künstler, Streicher, Hörner und Holzbläser — eine glückliche, unendliche Zeit klingender Seligkeit —, bis sich auf einmal ohne Pause der Amselgesang des dritten Satzes mit seiner bukolischen Heiterkeit herausstürzte aus dem zauberischen Frieden der bewegteren Freude in gesteigertem Maß Raum gebend.

Tutti und Soli riefen sich immer wieder die kurze Aufforderung stets schönerer Bewegung zu, bis sich das Thema in der perlenden Kadenz übergipfelte und das Orchester den lockenden Ruf jubelnder Amseln noch einmal aufleuchten ließ in unvergeßlicher Schönheit.

In Bertholds Augen standen Tränen. Nur zögernd konnte er in den Beifallssturm einstimmen, den hundert klatschende Hände entfachten.

So hatte er sich Beethoven nicht vorgestellt. War das der Meister, dessen Leben von dunklem Schmerz umwogt wurde, der das Gehör verloren hatte und einsam gelebt inmitten der klingenden Instrumente, und der der reinen, in nichts getrübten Freude den heitersten Ausdruck geben konnte? Wenn die Musik solches vermochte, war sie die göttlichste aller Künste.

Und doch hatte Beethoven den Schmerz in seinen größten Werken ausgedrückt und überwunden. So hatte Berthold in einer kleinen Lebensbeschreibung des Meisters gelesen. — Wirklich begann auch Klage und Sehnsucht aus dem zweiten Teil des Konzerts zu sprechen, in dem ein Sänger Beethovens Lieder „an die ferne Geliebte" vortrug. Auch diese Gesänge ergriffen den Knaben mächtig, aber er war noch zu erregt von der Nachwirkung des Violinkonzerts, als daß er dem veränderten Klang des Flügels und der sehnsüchtigen Männerstimme den vollen musikalischen Inhalt hätte ablauschen können. Er las im Programm die Worte des Textes mit, und seine Gedanken schweiften fort in die eigene erträumte Zukunft und in die märchenhaft verschwommene Vergangenheit. Das Bild Stefaniettas trat vor ihn, die er so innig liebte, und er wünschte, sie möge den Klang erfühlen, der hier aus dem Munde des Sängers in die Ferne strebte. — Seine Vorstellungen suchten Rom, wo die schöne Base weilte, vielleicht in klösterlicher Einsamkeit, von der sie beim Abschied gesprochen, und wartend auf die Ferne der Ewigkeit, in der sie sich wiederfinden wollten, um glücklich zu sein.

Aber war nicht auch dies gegenwärtige Leben bereits ein Teil der Ewigkeit? Warum mußte man warten und harren, um von diesem Teilerleben befreit oder erlöst zu werden? Stefanietta sollte nicht harren und entsagen: dann würde der glücklichere Teil des Lebens und der Ewigkeit beginnen.

Berthold staunte, als er sich bewußt wurde, welche

Gedanken die Töne der Kunst in ihm anrissen und weiterspannen. Es war ihm, als werde seine Seele auf bewegten Wogen leichter dahin getragen als sonst selbst in den Stunden neuer Erkenntnis. —

Wieder rauschte der Beifall durch das Haus. Er klatschte mit, ohne sich recht zur Musik zurückgefunden zu haben. Dann trat eine größere Pause ein.

Berthold schaute umher. Die Menschen begannen lebhaft zu plaudern; Blicke und Goldgeschmeide blitzten scheinbar heller als zuvor. Es war heiß geworden im Saal: erregte Damen fächelten sich lebhaft Kühlung zu.

Die Musiker kehrten zurück. Das A der Oboen und Klarinetten begann zu summen. Wirrwarr des Stimmens füllte die Luft.

Berthold blickte neugestärkt in das Programm. Er las begierig: „Ludwig van Beethoven, Op. 64: Sinfonie in C-Moll."

Und darunter, über der Bezeichnung der einzelnen Sätze, in kleinerem Druck:

„So pocht das Schicksal an die Pforte."
(Beethoven.)

Auf einmal wurde es still. Der Dirigent hatte den Taktstock erhoben; erwartungsvolles Schweigen legte sich wie dunkle Ahnung über die Menge. Dann senkte sich plötzlich der Stab: die fünf ersten Takte der Tondichtung hämmerten an die Ohren der aufhorchenden Gemeinde.

Berthold erschauerte. Nie noch hatte er solch ein-

dringliche Klangworte vernommen. Mit überirdischen Kräften riß die Sprache Beethovens seine Seele in ihren Bann. Düsteres C-Moll umwogte die Sinne wie eine Nacht wirrer Empfindungen, aus der die Urkraft des Alls ihren riesenhaften Willen erhebt, um Gestalt zu werden und ihrer selbst bewußt zu sein. Leuchtende Farben stiegen aus dem unverstandenen Beben der Tiefe; das eherne Gestalten wollender Handlung verlieh den Massen gewaltiger Klänge unerhörten Schwung. Oboen, Flöten, Bläser mischten sich wie Strahlen einer werdenden Welt in das gestaltende Treiben der Streicher, bis die Oboe den anderen Einhalt gebot in einsam singender, wehmütiger Kadenz.

Vor dem Jubel schien der Schmerz geboren. Aber mit urstarker Gewalt brach die Freude hervor aus der klingenden Seele des Schöpfers, der diesen Gesang hinausjubelt und sich rüstet zum Kampf gegen Dunkel und Wirrnis. Kampf jubeln alle Gewalten — gegen die Finsternis dunkler Urgründe. Sie scheinen sich zu verversöhnen in der Verschlingung des Sieges. Da tönt der Schicksalsruf das wollende Licht zur Besinnung: die fünf ehernen Takte pochen erneut an die Pforten des Seins und besiegeln den Werdegang einsamer Größe, die ins Leben schreitet.

Im zweiten Satz ist der Kampf entschieden, Friede singen die Töne in Tiefe und Höhe. Sanfte Genesung heilt die Wunden des Streits, und erwachende Kraft gibt Trost für Enttäuschung und Schmerzen. Süße, betrachtende Wehmut mildert die Stürme des Sieges,

und gefestigte Sicherheit blüht aus der Lebenskraft, die auf unvergängliche Ziele blickt.

Dann drängt mit neuerwachtem Wollen der dritte Satz heran. In wundervollem Bau erhebt er die ebenmäßigen Glieder seines Wesens. Voll gereifter Tatenlust tragen Violinen, Hörner, Klarinetten, Fagotte ihre klanggewordenen Gedanken vor und strahlen aus in herber, herbstlicher Reife, in welche goldene Wehmut fließt. Aber auch hier kann die Freude des Lebens ihr daseinssicheres Funkeln nicht bergen: der Übermut des Dur-Teils setzt ein und erhöht die Kräfte des sprunghaft erwachenden, neuen Kampfes und Sieges. Pauken beginnen zu pochen. Grausig und wild erhebt sich noch einmal das furchterregende Dunkel aus Abgründen der Tiefe, daß die Seele des Hörers zu vergehen meint in Angst vor dem Kommenden . . . Töne schwellen an: da erhebt sich unmittelbar das Jubellied des letzten Satzes in strahlender Schönheit.

Ein Freiheitsgesang von unerhörter Gewalt dringt aus der Seele des Helden. Leuchtend blühen die Rufe der Bläser auf: Freiheit hallen auch sie. Pikkoli umjubeln das Freudenlachen in der Höhe, Kontrafagotte vertiefen die Klänge der Lust in den Bässen. Geigenklang rankt sich dem Lichte zu, und es ist, als beginne die Sonne zu tönen in der Höhe seliger Lust.

Wie Erinnerung steigt das klopfende Thema des dritten Satzes noch einmal empor, abgelöst von dem Triumph der Fagotte, Hörner, Bratschen, Celli und Bässe. Die Töne schwellen an in kurzen Schlägen und langen Harmonien verhallenden Akkorde, und in sich

immer erhöhendem, sieghaftem „Ja" singt das Freiheitslied Beethovens die Antwort auf die Frage des dunklen Schicksals am Rande der Ewigkeit . . .

★

Berthold wußte kaum, wie er zu seinen Überkleidern und dann auf die Straße gekommen war. — Er stand vor dem Eingang der Stadthalle inmitten heimeilender Menschen und sog die kalte Winterluft begierig in die Lunge. Seine Nerven fieberten, in seinen Ohren hämmerte unausgesetzt das eherne Anfangsthema der Schicksalssinfonie. Gleichzeitig fühlte er unwiderstehliche Sehnsucht, allein zu sein und nicht sofort zurückkehren zu müssen in die Mauern der bischöflichen Erziehungsanstalt.

Er schlug den Weg zum Flusse ein. Es war still zwischen den kleinen Häusern und den Mauern umfriedeter Gärtnereien, deren Beete unter der Schneedecke ruhten.

Am Martinstor erblickte er den Strom, auf dem große Eisschollen trieben. Über dem Tale stand der Mond, beglänzte die beschneiten Berge. — Neben dem Hospitalgarten erhob sich gespenstig zwischen Zypressen hinter einer Kniebank die steinerne Kreuzigungsgruppe. Eine Ampel leuchtete zu ihren Füßen.

Der Knabe ging durch die alten Baumgänge am Ufer der Römerbrücke zu. Es war einsam um ihn. Die Helle der Winternacht beruhigte allgemach seine aufgeregten Sinne. Nur die fünf Takte des Schicksalsmotivs pochten weiter in seinem innern Ohr und ließen

den einen, ſtarken Gedanken in ihm rege ſein: „Kann es Größeres geben als ſolche Muſik? Was iſt göttlicher als die Kunſt? Wer iſt größer als der ſchaffende Geiſt?“

Vor dieſen Gedanken verſanken alle Glaubenszweifel in die Ebenen wertloſer Unbedeutendheit, und Gott, der ewige Urgeiſt, Schöpfer des Alls und der Menſchen, ſtand rieſenhaft und gütig, gewaltig und milde zugleich über den Sternen, welche zwiſchen ziehenden Wolken niederſchauten und ſich im Eis des Fluſſes ſpiegelten.

Die Römerbrücke tauchte auf.

„Berthold!“ rief ihm plötzlich eine Stimme entgegen, als er ſich wandte, um in die Stadt zu ſchreiten.

Er ſchrak zuſammen. Ein großer Mann und eine junge Frau kamen auf ihn zu; er erkannte einen Freund des päpſtlichen Hausprälaten, der die Nichte Tante Marthas geheiratet hatte.

„Wo treibſt du dich ſo ſpät herum?“ fragte der große Mann neugierig und lachend.

„Ich war im Konzert und gehe noch ein wenig ſpazieren. Es war ſo heiß in der Stadthalle“, antwortete der Gefragte betreten.

„Mach, daß du ins Heim kommſt“, ſagte der Verwandte und drohte mit dem Spazierſtock.

„Komm uns in den Ferien wieder einmal beſuchen“, fügte die junge Frau freundlich hinzu.

Berthold verabſchiedete ſich. Er dachte daran, daß die junge Verwandte einſt die Schülerin Tante Marthas geweſen war. Sie hatte ihm erzählt, daß ſie bei

Martha Becker vor Heimweh fast gestorben sei und wie sie unsagbar gelitten habe unter den harten Worten der Erzieherin und unter der unverständlichen Strenge der unnachgiebigen Frau. —

In Sinnen verloren, kam er vor der Tür der Anstalt an und schaute auf die Uhr. Es war noch nicht Essenszeit. Er atmete befriedigt auf und durchschritt den Gang des Pförtnerhauses. Der Hausmeister blickte durch das Gangfenster.

Berthold sah den weißen Bart und das runde Gesicht des alten Mannes unter dem abgegriffenen Käppchen. — Der Greis winkte. Der Knabe stand erwartungsvoll still, und wie aus weiter Ferne klangen in seinem Ohr die pochenden Takte der Schicksalssinfonie.

„Geh in das Besuchszimmer", raunte der Hausmeister durch das zurückgeschobene Fenster, „du hast Besuch. Es wartet jemand auf dich." — Dann schloß er die Scheibe wieder und nickte.

Berthold eilte hastig zur Tür des Wartezimmers und stieß sie auf. Im Lichtschein der Gasflamme saß auf einem Stuhl ein Mann, über eine Zeitung gebeugt. Er war in einen dicken Lodenmantel gehüllt und blickte beim Geräusch der Schritte auf.

Berthold schrak zusammen und blieb stehen. Es war sein Vater, den er seit Jahren nicht gesehen hatte. Er war gealtert und sah kummervoll aus.

„Junge!" rief die Erscheinung und warf das Zeitungsblatt weg, „Junge!" — dann eilten beide aufeinander zu und umarmten sich.

„Sieh da", sagte Urban Reiff, „das hättest du nicht

gedacht! Ich war beim Oheim und wollte die Stadt nicht verlassen, ohne dich gesehen zu haben. Aber —" fügte er zaudernd hinzu und blickte unruhig umher — „es soll niemand wissen, daß ich mit dir spreche. Tante Martha meint, ich solle dich nicht in deinem Studium stören und dürfe meine Unruhe nicht in dein Leben tragen."

Die Augen des Besuchers flackerten unstet; sein Gesicht, das sich beim Anblick des Sohnes aufgehellt hatte, wurde wieder sorgenvoll.

„Wie du gewachsen bist!" fuhr er ruhiger fort. „Hast du viel gelernt? Macht dir das Leben in diesem Hause Freude?"

Berthold schaute verwirrt auf. Ein Gefühl von Angst überkam ihn.

„Wie geht es der Mutter?" fragte er. „Kommst du von ihr?" „Ja", erwiderte Urban Reiff; „aber ich kehre nicht zu ihr zurück." — Seine Augen flackerten wieder unruhig. Die Stimme versagte ihm.

Berthold blickte ihn erschrocken an.

„Alles, was ich beginne", sagte der alte Reiff, „ist vergeblich. Mein Leben, mein Beruf, meine Ehe, mein Denken und Handeln ist von einem Fluche beladen, der mich verfolgt. Nenn's Gott oder Teufel, Bestimmung, Schicksal — ich muß ihm entfliehen! Die Welt ist weit; nur dort, wo ich das Glück suchte, ist sie eng und klein und hat nicht Raum für mich! Ich gehe in die Weite — dorthin, wo ich atmen kann und fremde, einsame Menschen sind . . ."

„Und die Mutter?"

„Sie ist daheim in der Stadt; es gefällt ihr gut in der Festung. Mich aber verfolgen die Menschen und verstehen mich nicht. Sie sagen, ich sei wirr im Verstande. Ach, sie verstehen mich nicht! Denn wenn sie wüßten . . .“

Berthold schaute bleich und fragend auf den Vater.

„Sie können mich nicht verstehen, denn ich bin anders als sie. Wenn sie wüßten, wie ich bin und was ich ihnen zu geben vermag: sie würden mich mit Fahnen und Baldachinen zurückholen und mich ins Münster geleiten, ja, würden mir Palmen streuen wie dem Heiland in Jericho. Indes — sie wollen es nicht, und ich gehe in unbekannte Fernen, um vergessen zu sein, um die Ewigkeit zu suchen und die Verwirklichung des Glücks.“

Eine lange Pause trat ein, in welcher Urban Reiff den Sohn unruhig betrachtete.

„Lache nicht über den Vater!“ fuhr der gealterte Mann auf, und es klang Drohen in seiner Stimme.

„Ich lache nicht“, murmelte Berthold. „Aber wohin willst du gehen?“

„Einiges Geld habe ich vom Prälaten erhalten“, erwiderte der Andere und ließ ein paar Münzen in der Tasche klirren. Die Welt ist weit. Den Süden kenne ich. Er ist oberflächlich und falsch wie die Frauen der Heimat. Aber der Westen ist frei. Dort, über dem Meere, liegt das Land unbegrenzter Möglichkeiten; dort kennt man keine Vergangenheit, und nur die Gegenwart ist mächtig. — Und der stille Norden liegt offen, das Reich der Einsamkeit und des Schnees, vergletscherter Meere und undurchwanderter Wüsten.

Dort mag es gut sein für einen Einsamen, einen Einsiedler, für mich und meine Gedanken. — Oder ich gehe nach Osten, wo die Steppen sich breiten und dumpfe Menschen wohnen, in denen die Zukunft der Erde schlummert. Dort leben noch Wölfe und Abgründe in Menschenseelen, von denen niemand zu reden wagt und vor denen selbst die Gedanken sich bergen in den Tiefen des Geistes. — Dort überall werde ich sein — bis ich wiederkomme ohne Not und ohne Verkennung ... Aber wohin geht dein eigener Weg, mein Junge? Du willst Priester werden und den Menschen die Dinge Gottes verkünden?"

Ein mitleidiges Lächeln umspielte die Lippen des erregten Schwärmers.

„Nein!" erwiderte Berthold fest und entschlossen, in der Hoffnung, so das Gespräch auf andere Bahnen zu bringen. „Ich habe keine Neigung zu diesem Beruf."

Die Augen Urban Reiffs leuchteten. — „Gut! Gut!" rief er aus. „Gott ist ein Anderer, als die Pfaffen es meinen, und in Büchern und ihren Gehirnfächern ist er nicht zu finden. Gut, daß auch du dem unsinnigen Netzwerk den Rücken kehrst! Du bist mein Fleisch! Du bist mein Blut!"

Er umarmte ihn stürmisch. — „Was aber willst du werden, wenn du erwachsen bist und die Gelder des Oheims versiegen?" Es lag etwas Lauerndes in der Stimme des Vaters.

„Ich will ein schaffender Künstler werden", entgegnete Berthold, und es klang herber Trotz in seiner Stimme.

Urban Reiff stutzte. Dann fuhr er hastig fort:

„Recht so, recht so! Bilde dich an großen Vorbildern und Meistern, an ihrem Unglück und Seelenleid, damit auch du die Tiefen des Bewußtseins erkennst. Wenn du aber Gott findest bei deinem Suchen und wenn in dir der schöpferische Funke der Gotteskraft wohnt — so verstecke ihn vor den Menschen und verbirg ihn als heiliges Feuer in deiner Brust. Niemand kann es ertragen, daß ein großer Geist über die Erde geht. Und es ist heute schlimmer als früher. Wer das Feuer des Lebens besitzt, dem rufen die Prediger nach — und das ist ihr Amt —: Er hat es gestohlen vom Throne der Götter! — Dann fangen sie uns, die Schaffenden, in listigen Schlingen und schmieden uns an Felsen oder schlagen uns ans Kreuz oder geben uns Giftbecher und verbrennen uns auf Scheiterhaufen des Aberwitzes. — Willst du auch jetzt noch ein schaffender Künstler sein?"

Es lag eine aufhorchende Erwartung über dem Frager; aber Berthold schwieg und schaute zu Boden.

„Was möchtest du werden?" forschte Urban Reiff entmutigt weiter.

„Musiker", sagte Berthold. Sein Vater schüttelte den Kopf und schwieg eine Zeitlang. Die Antwort des Sohnes schien nicht in seine Gedankengänge gleiten zu wollen.

„Priester also wenigstens willst du nicht werden?" fragte er unsicher. — Berthold schüttelte traurig den Kopf.

„Du entgehst einer großen Gefahr vor dir selbst, wenn du fest bleibst in deinem Entschluß", sagte Urban

und begann haſtig im Zimmer umherzugehen. „Aber andere Gefahren warten auf dich. Man wird dich verfolgen, dich für verrückt erklären, wie mir geſchehen iſt, und wird verſuchen, dich einzuſperren in Klöſter und Anſtalten für Irre. — Wenn du aber feſt bleibſt in deinem Beginnen und Kraft haſt, dich durchzuſetzen, wirſt du ſelber die andere große Gefahr heraufbeſchwören, der alle Männer verfallen." —

Berthold ſchaute erſtaunt auf.

„Du wirſt dem Weibe begegnen, ſeinen Lüſten erliegen. Und wenn du Großes zu ſchaffen haſt, ſo wirſt du erkennen, daß alles am Weibe zerſchellt. Denn wohl iſt es ſchön, zu lieben und zu hoffen, in der Frau ſei die Erfüllung des Lebens und die Ausſicht der Zukunft beſchloſſen. Aber wo iſt die Frau, die bereit iſt, in der Liebe ſelbſt das höchſte Schaffen zu ſuchen und die Seele der Zukunft und aller Ewigkeit?"

Bertholds Vater verlor ſich in Nachdenken und ſagte verſunken, als habe er vergeſſen, daß der Sohn vor ihm ſtand: „Und doch iſt die Frau der Tempel der Liebe und die ewige Grundlage des Seins. Aus ihr erwächſt der Geiſt des Mannes, und er könnte Gott nicht ſuchen, wenn nicht die Trägerin des Lebens mit ihm über die Erde ginge . . . Für dich aber," fuhr er dann feſt und den Blick auf den Sohn gerichtet fort, „iſt das Weib eine Gefahr, wie es ſie für mich geweſen."

Wieder verſank er in finſteres Brüten. — „Stefanietta Roſinelli!" — murmelte er vor ſich hin, „ich komme nicht mehr, ſchon um der anderen Menſchen willen. Ha, wenn ich einen Mörder dingen könnte . . ."

Er rüttelte in Gedanken an seiner Tasche, in der die Geldstücke klirrten.

„Vater!" rief Berthold entsetzt.

Urban Reiff sprang auf. „Ich muß gehen", sagte er verstört, „du hast recht, ich muß gehen. Ich kehre nicht zurück, und auch du sollst nicht zur Mutter fahren. Wenn du stark bist, mußt du es allein sein. Und wenn ich glücklich werden will, muß ich vergessen. Leb wohl und eifre den großen Schaffenden nach. Wenn wir gefunden, was wir suchen, werden wir uns wiedersehen. Leb wohl!" —

Er schloß den zitternden Knaben in die Arme, ergriff seinen Filzhut und verließ hastig das Zimmer.

Berthold schaute ihm furchtsam nach. In seinem Kopfe drehte sich alles. Als sich die Tür hinter dem Vater geschlossen hatte, ließ er sich auf einen Stuhl fallen und begann laut zu weinen.

Er hatte die Hände vors Gesicht geschlagen und bemerkte nicht, daß sich die Tür wieder öffnete.

„Was geht hier vor?" sagte Pater Arbogast, der eingetreten war. „Deine Mitzöglinge sitzen bereits beim Abendessen."

Berthold blickte auf und schluchzte. Der Vorgesetzte betrachtete ihn erstaunt.

„Was ist vorgefallen?" fragte er nochmals und schob das Brevier unter den Arm.

„Mein Vater war hier!" rief Berthold.

„So?" entgegnete der Mönch langgezogen. Dann befahl er: „Geh zum Abendessen und beruhige dich endlich." — Er verließ das Wartezimmer und ging

zum Pförtner hinüber, um sich nach den näheren Umständen des Besuches zu erkundigen.

★

Berthold begab sich in das Kleiderzimmer.

Die Spinde standen engreihig nebeneinander. Er dachte nicht daran, dem Gebote des Vorgesetzten Folge zu leisten und im Speisesaal das begonnene Abendessen einzunehmen, sondern blieb in dem dunklen Raum, lehnte den Rücken an den Schrank und weinte vor sich hin. Durch die Tränen hindurch suchte er mit den Augen den Himmel, dessen Sterne die Nacht durchstrahlten wie vorhin, als der Weltenraum erfüllt war von Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde.

Jetzt schien ihm der Himmel leer, der sich hinter den Sternen dehnte; es war nicht mehr der Mut in der Seele des Knaben, Gott zu suchen in seiner Verzweiflung über den Zustand des Vaters und dessen Flucht in die Einsamkeit.

Scheu mied er die Begegnung mit den Mitschülern, flüchtete vor ihnen in die Kapelle — nicht um zu beten, sondern um stumm das Gesicht in den Händen zu vergraben und Ruhe vor sich selbst zu gewinnen.

Doch war nicht nur Schmerz um den Vater in ihm lebendig, er fühlte auch unter sich den Boden der Welt schwanken, die er sich zurechtgezimmert hatte in seinen Vorstellungen und Zukunftsträumen. Er erkannte: Es würde nicht möglich sein, zu den Eltern zurückzukehren, wenn er sich dem erwählten Berufe zuwenden wollte. Die Zukunft würde sich weiterhin abspielen in der Ab-

hängigkeit von seiner Bestimmung zum Geistlichen, unentrinnbar.

Schauer durchrieselten den Knaben wie Fieber; er duckte sich zusammen vor einer greifenden Hand, die über ihm war und ihn zu fassen suchte . . .

Des Nachts fand er wenig Schlaf, nur mit Mühe konnte er sich des Morgens erheben. Seine Glieder waren schwer und schmerzten; der Kopf war nicht fähig, klare Gedanken zu fassen. Den ganzen Tag über war ihm, als sei eine Krankheit in ihm. Nichts erregte seinen Anteil. In den Schulstunden träumte er halbverloren vor sich hin, auf dem Spaziergang sprach er kein Wort, und selbst die Mitteilung, er habe in der „Bonifatius-Lotterie" ein Buch gewonnen, ließ ihn kalt. Was sollte er mit diesem Buch anfangen? Es war eine Manresa für Priester. Er blätterte in den Betrachtungen unstet hin und her, ohne ihnen mehr zu entnehmen, als daß sie nach der spanischen Stadt Manresa benannt waren, wo Ignatius von Loyola ein Jahr lang in einer Höhle der Einsamkeit gelebt hatte.

Er warf den Band ungeduldig in sein Bücherfach und beschloß, ihn dem Oheim am Namenstag zu schenken, da das Werk für Geistliche mehr geeignet war als für ihn.

Gegen Abend stellte sich bei Berthold wirklich Fieber ein. Obwohl er aber nach einer unruhvollen Nacht kaum aus den Augen sehen konnte und sein Kopf schmerzte, schleppte er sich doch zur Schule. Während des griechischen Unterrichts brach er plötzlich in Tränen aus, und der Professor schickte ihn unter den staunenden

Blicken der Mitschüler in die bischöfliche Erziehungsanstalt zurück.

„Wer krank ist, bleibe zu Hause", sagte der Schulmann ernst und schlug mit der flachen Hand auf die Grammatik, die vor ihm lag; „es ist ein falscher Fleiß, die Natur zwingen zu wollen, wo sie versagt. — Nehmt euren Xenophon zur Hand . . ."

Berthold trat langsam bei Pater Arbogast ein und sagte mit trübem Blick: „Ich habe mich erkältet. Darf ich mich zu Bett legen?"

Der Vorgesetzte sprang erregt auf: „Das kommt davon, daß du Konzerte besuchst, statt in die Kirche zu gehen!" schrie er erbost und verabreichte seinem Zögling eine Ohrfeige. „Ins Krankenzimmer mit dir!"

Berthold konnte sich den Zorn des Mönchs nicht erklären, denn es war keine Seltenheit, daß ein Schüler sich krank meldete. Sein Fieber erhöhte sich augenblicklich. Er ging — ohne ein Wort zu sagen — die Treppe hinunter. Schwester Formosa, die Krankenpflegerin in weißer Haube, wies ihm ein Bett an und zog den Vorhang vor die Zelle. Aus zwei oder drei andern Verschlägen lugten neugierige Gesichter mit müden Augen. Dann öffnete die Borromäerin den Vorhang wieder und legte dem Knaben den Fiebermesser unter den Arm. — Berthold fühlte in sich die Wirkung der Erkältung und dumpfen Zorn gegen Pater Arbogast sowie grenzenlose Erbitterung gegen sein Geschick und gegen Gott, den Leiter der Welt und aller Dinge.

Das Fieber wühlte fremde Gedanken und wirre Bilder in ihm auf, die sich wie an einer Wand in seiner

Traumwelt stießen. Die Mutter, die nun wieder für die Schwester allein sorgen mußte, würde nicht imstande sein, ihn aufzunehmen, wenn er Musiker werden wollte. Pater Arbogast hatte diesen Beruf als die Betätigung leichtsinniger Menschen bezeichnet. Stefanietta blieb in Rom unerreichbar für sein Sehnen. — Hatte das Leben unter diesen Umständen und bei diesen Schwierigkeiten noch Zweck für ihn? Sollte er es verbringen als Priester, der nicht an die Lehre glaubte, in der er Gott diente?

Berthold brütete lange und gefiel sich in der Feststellung, daß das Leben keinen Wert habe, wenn es ihm nicht die Erfüllung seiner Wünsche gewähren könne. Vielleicht wäre es besser gewesen, er hätte mit dem Vater in die unbekannte Weite ziehen können, in die fremde Einsamkeit, um Glück und Gott zu suchen, der sich ihm hier nicht offenbaren wollte, ja, von dem er nicht einmal wußte, ob er wirklich als lebendes Wesen, als ewiger Geist die Welt regiere und den Wegen der Menschen einen Sinn verleihe über das irdische Dasein hinaus. Was würde auf das Erdenleben mit seinen Leiden und Hemmungen folgen? Der Tod, das Gericht, das über Himmel und Hölle nach den Taten der Menschen entschied? Oder das unendliche, schweigende Nichts, das Aufhören des Bewußtseins und die ewige Ruhe, die den Leibern der Dahingeschiedenen auf den Kirchhöfen gegeben war? Wie glücklich würde er sein, wenn diese Ruhe und der unwandelbare Friede der Toten über ihn kommen könnte, und wie gerne wollte er sich in ihn versenken am Ende des Lebens.

Zwischen diesen Gedanken tanzten erregte Bilder, die dem Knaben vormalten, wie Pater Arbogast, Oheim und Tante die Nachricht von seinem Hinscheiden aufnehmen würden. Es kam ihm vor, als müßten sie Reue empfinden, ihn so selten verstanden zu haben. Den Schlag ins Gesicht, den er heute erhalten, würde der Mönch ernstlich bereuen, wenn er die Totenmesse für den verstorbenen Schüler Berthold Reiff lesen müßte, in der die Mitschüler das Requiem sangen und die Orgel in dumpfer Klage tönte.

Dann würden alle, um seinen Sarg geschart, hinausziehen zum Kirchhof vor der Stadt, würden ihn in die Erde senken, dort, wo das Erbbegräbnis der Becker und Reiff unter dunkeln Lebensbäumen lag und matte Lichter in düstern Ampeln brannten.

So träumte Berthold und schaute zum Fenster hinaus. Dort sah er die Mitschüler. Sie wurden von seinen lebensmüden Fiebergedanken nicht berührt. Sie sammelten sich klassenweise im Hof, warteten ungeduldig auf das Glockenzeichen zum Spaziergang. Das Essen und die Kälte hatten ihre Gesichter gerötet. Sie machten sich am Turnreck und durch Hin- und Herlaufen zu tun. Berthold sah die zweihundert Knaben, fühlte, wie sie in einer andern Welt lebten und sich dem Dasein gegenüber bewegten, gewißlich ohne Gedanken an das Sterben und die Ewigkeit. Alle schienen glücklich, und mit schreckhaftem Erkennen durchfuhr ihn die Frage, ob er nicht selbst schuld sei an seinem Andersein und der Wirrnis, die in seiner Seele waltete. Sein Überlegen sträubte sich gegen diese Vorstellung. Die Gedan-

ken wandten sich dem irrenden Vater zu, der diese Stimmung in ihm wachgerufen hatte. — Wie war es gekommen, daß der alternde Mann vor den Menschen floh, einsam sein wollte, und daß die Leute sagten, er sei verwirrt in den Gedanken, die er so klar ausgesprochen hatte am vorgestrigen Tage?

Berthold konnte sich nicht verhehlen, daß auch ihn die Unrast des Vaters erschreckt und den Eindruck des Krankhaften in ihm erweckte — auch jetzt noch, da die Unmittelbarkeit der Begegnung vorüber war und die Wirkung der unerwarteten Zusammenkunft nachließ . . .

Dann beschäftigte er sich wieder mit dem Zorn des Mönches. — Einige Aufklärung erhielt er in dieser Sache, als der Vorgesetzte am Nachmittag in das Krankenzimmer trat und eine Zeitlang vor dem Bett Bertholds stehenblieb. Er betrachtete das gerötete Gesicht des Zöglings und sagte endlich:

„Der Besuch deines Vaters ist gegen den Willen des Herrn Prälaten erfolgt. Warum hat Herr Reiff nicht zuerst mich aufgesucht, um sich bei mir über dein Betragen zu erkundigen? Ich würde ihn in sachlicher Weise unterrichtet haben, und du wärest vor jener Aufregung bewahrt worden, welche vielleicht zum Teil deine Krankheit verursacht. Allerdings wird auch das Konzert nicht unschuldig an dem Fieber sein. Aber kurz und gut: ich wünsche, daß dein Zustand sich bessert, damit mir nicht noch aus deiner Erkältung ein Vorwurf gemacht wird . . . Wieviel Temperatur hat er, Schwe-

ſter?“ fragte er zu der Borromäerin hinüber und ging mit ihr außer Hörweite.

Die Krankheit Bertholds dauerte einige Tage. Dann wurden ſeine Gedanken ruhiger und ſein Schlafbedürfnis regelmäßiger. Er empfand Verlangen, wieder in die Schule zu gehen, und bemühte ſich, die Schwäche zu überwinden, welche ihn befiel, wenn er das Bett für kurze Zeit verlaſſen durfte.

„Es wird ſchon gehen“, ſagte er zu der beſorgten Krankenſchweſter, deren freundliches Weſen ihm wohltat. „Ich bleibe ſonſt in der Schule zurück.“

In Wirklichkeit lag ihm wenig an den Fortſchritten in der Schule. Ihn begann die Einſamkeit zu quälen. Er wollte wieder die gewohnten Geſichter ſehen, wenn er ſich auch mit den Mitzöglingen nicht ausſprach, ſondern nur gleichgültige Worte mit ihnen wechſelte.

Er ſah blaß aus, als er nach einiger Zeit die Schule wieder betrat, und eine leichte Ermüdung verriet ihm, daß er noch nicht ganz wiederhergeſtellt war. Aber die Spaziergänge in der milder werdenden Luft taten ihm wohl.

Ignaz Krautt geſellte ſich wieder zu ihm, je mehr die Nachwirkungen der Exerzitien bei ihm wie bei allen andern Mitſchülern ſchwanden. Berthold erzählte ihm, daß der Vater ihn aufgeſucht habe, blieb aber ſchweigſam bei der Erinnerung an die Unterredung und die Folgen der Begegnung. Auch über die tiefe Wirkung der C-Moll-Sinfonie ſchwieg er ſich aus. Nur wie in weiter Ferne hörte er manchmal noch die Rufe des

Schicksals und den Gesang jubelnder Amseln, wie sie im Violinkonzert erklungen waren.

Die gleiche Müdigkeit, die Berthold in den Gliedern fühlte, schien sich auf sein Verhältnis zu Ignaz gelegt zu haben. Er empfand diesen Zustand als angenehme Mattigkeit, die ihn von jeder Verpflichtung entband und ihm Schonung auferlegte durch sich selbst — eine Schonung, die er gleichzeitig von den andern erwartete und vor allem von dem Freunde, der neben ihm ging und den alten, herzlichen Ton nicht mehr finden konnte.

Es wurde ihm schwer, den Schlaf abzuschütteln und den Pflichten des frühen Tages nachzukommen. Oft währte es lange Minuten, ehe er dem Glockenzeichen zum Aufstehen folgte und den Vorhang vor die Zelle zog, um sich langsam anzukleiden. Verdrossen ging er zur Kapelle, wo die Orgel ihr Vorspiel bereits begonnen hatte, wenn er eintrat.

Eines Morgens fiel ein Schatten auf den schlaftrunkenen Knaben, der wieder nach dem Weckruf eine Zeitlang unentschlossen in seinem Bette lag. Pater Arbogast sah den Schlafsaal durch. Er eilte auf den Nachzügler zu, warf ihn unsanft aus den Kissen und schloß zornig den geblümten Vorhang. Doch sagte er kein Wort, sondern betrachtete den Zögling bloß finster beim Verlassen der Zelle.

Berthold bemühte sich, seine morgendliche Schlafsucht nachdrücklicher zu überwinden. Auch fühlte er sich bald kräftiger. Sein Wesen ward frischer, und die Reden mit Ignaz Krautt wandten sich eines Tages wieder den Fragen der Dichtkunst und Weltweisheit zu, vor

denen sich der ältere Freund jedoch scheu zurückzog. Er begann Berthold aufs neue zu meiden, als sei er beunruhigt durch das lebhafte Drängen nach dem Grunde der Dinge, deren Erklärung jenseits der knappen Zeilen des Religionsbuches lag . . .

Enttäuschung wartete auf Berthold, als er Pater Arbogast aufsuchte, um zu fragen, ob er dem Oheim zum Namenstag glückwünschen dürfe. — Es war Werktag, um die Zeit des nachmittäglichen Spazierganges.

Der Mönch hörte zu, dachte einen Augenblick nach und begann zu lächeln.

„So, hat dein Oheim heute Namenstag?" fragte er und rundete Zeigefinger und Daumen zu einem Ring, während er Berthold erwartungsvoll betrachtete.

„Ja", antwortete dieser kurz.

„Dann also", fuhr der Vorgesetzte fort, indem er den kleinen Finger der erhobenen Hand weit abstreckte, „hast auch du heute Namensfest; denn dein Oheim ist doch wohl dein Taufpate, nicht wahr?"

„Ja", sagte Berthold wieder einsilbig. Er hörte den Geistlichen weitersprechen:

„Schön. Ich gratuliere dir herzlich zu diesem Erinnerungstag an die heilige Taufe, in der du den Namen Sankt Bertholds erhieltest. Freilich bist du in der Nachfolge deines Lebensvorbildes weit zurückgeblieben, und es scheint dir nicht recht ernst zu sein mit dem Weg zu Gott, wie er durch die heilige Kirche geoffenbart und gezeigt wird. Liegt dir doch mehr am Besuch von Lustbarkeiten als an der Predigt im Dom, und lieber bleibst

du im Bette liegen, als rechtzeitig in der heiligen Messe zu erscheinen, wenn des Morgens die Glocke zur Andacht ruft. — Wie gesagt: ich wünsche dir als dein Erzieher von Herzen Glück zu diesem festlichen Tag, welcher für dich ein Tag der Zurückgezogenheit und Betrachtung sein möge, an dem dir die Erkenntnis reife, daß Abtötung vor Gott wohlgefälliger ist als alle Erdenlust. Darum ist es besser, du stehst demnächst rechtzeitig auf und bleibst heute der Feier bei dem Herrn Prälaten fern. Die ganze hohe Geistlichkeit wird sich in der Kurie deines Oheims versammeln; der Herr Bischof wird vorfahren, der Herr Weihbischof und der Herr Dompropst sowie andere Domkapitulare werden an dem Essen teilnehmen. In dieser Gesellschaft sind junge Menschen deines Schlages überflüssig, und ich möchte dich lieber in der Stille unserer Anstalt und bei deinen Mitschülern auf dem Spaziergang wissen als unter dem hohen Klerus, zu dem nicht einmal ich geladen bin. Warte also mit deinem Glückwunsch bis zum nächsten Sonntag und weihe dich dem Gebet und dem Studium im Gedenken an die Zukunft deines Lebens. — Gelobt sei Jesus Christus."

Die Lippen des Priesters lächelten satt und wohlgefällig; die vollfarbige Hand ruderte noch eine Weile halb gespreizt und halb gerundet durch die Luft, als wolle sie eine Wolke Weihrauch zerteilen.

Berthold war blaß geworden. Er stammelte statt der gewohnten Antwort auf den priesterlichen Gruß nur: „Ja!" und ging aus dem Zimmer, erfüllt von Bitterkeit und Trotz. Er hatte sich die Manresa für

Prieſter zurechtgelegt und warf nun das Buch wütend in das Pult zurück. Was lag ihm auch ſchließlich daran, ob er bei dem Oheim am Ende der langen Feſttafel ſitzen durfte, an der die Domherren ſaßen, die ihn wie ein Kind behandelten oder ihn im Scherze lateiniſch anredeten, um feſtzuſtellen, ob er ſie verſtehe. — Und doch war etwas in ihm, das ihn zu dem Tiſche des Paten zog. Aber er redete ſich ein, nicht das ſei es, was ihn erbittere, ſondern die ſatte Genugtuung des Vorgeſetzten, der ihn zurückhielt, weil er ihm das Zuſammenſein mit den höhergeſtellten Geiſtlichen nicht gönnte, von deren Kreis der Mönch ausgeſchloſſen war. Ihm kam der Wunſch, eine wütende Beſchwerde an den Oheim zu ſenden. Doch verwarf er dies Verlangen ſofort und gab ſich einer ſtumpfen Gleichgültigkeit hin, die ihn hinderte, weiter über die Wirklichkeit nachzudenken. Vielmehr gefiel er ſich in neuen Gedanken gegen Gott, und es lockte ihn, den Atheiſten zu ſpielen und ſich vorzuſtellen, Gott ſei überhaupt nicht vorhanden, ſondern eine Erfindung der Prieſter und Mönche, welche von dieſer Erfindung lebten und es ſich gutſein ließen, weil ſie die Menſchen mit der Furcht vor dem Tode ſchreckte und ihnen Höllenſtrafen vormalte, die es in Wirklichkeit nicht gab.

„Nichts iſt es mit dem Weiterleben nach dem Tod“, meinte er in gottfeindlichem Hader; „nichts mit den Drohungen der Geiſtlichen. Nach dem Tode iſt alles aus! Die Seele zerflattert wie Rauch in der Luft. Ich bin ein Tor, wenn ich nicht das tue, was mir Freude macht auf Erden, wenn ich nicht Muſik höre,

soviel ich kann, und mir ein Mädchen suche, das mir die Geheimnisse des Lebens offenbart." —

Freilich empfand Berthold bei diesem Wunsch ein Schuldbewußtsein, das ihn erröten machte; aber gleichzeitig hatte er Empfindungen, die mit der ersten weichen Frühlingsluft seinen Leib durchrieselten, daß er schauerte und scheu um sich blickte.

Neben ihm schritten zwei Mitschüler in langweiligem Gespräch über einen Schulaufsatz, und in entgegengesetzter Richtung kamen Frauen und Mädchen und äugten neugierig auf die Schar der bischöflichen Zöglinge, welche man im Volk „die Hämmel" nannte, weil sie stets in Herden gingen, von einem Priesterseminaristen als Hirten geleitet und betreut.

★

Ein Namenstagsbrief, den Berthold am Spätnachmittag erhielt, brachte nur wenig Aufklärung über die veränderten Verhältnisse der Seinigen. Die Mutter wünschte ihm Segen, ohne daß sie den Vater erwähnte. Sie berichtete, ihr und der Schwester gehe es leidlich, wenn auch das Leben schwere Anforderungen an sie stelle und ihr eine Reise zu dem Sohn unmöglich mache, die sie ursprünglich für den kommenden Sommer geplant hatte.

Mit Betrübnis entnahm der Knabe diesen Zeilen, daß die Aussicht auf ein Wiedersehen mit der Mutter und eine Aussprache über seine Zukunft auch im Sommer nicht zustande kommen werde. — Andererseits enthielt der Brief eine Überraschung. Er war nicht, wie

üblich, durch die Hände Martha Beckers gegangen, und es lagen ihm zehn Mark bei, für die sich der Junge etwas kaufen solle, das ihm Freude bereite.

Berthold kam sich reich vor wie nie zuvor. Denn in bezug auf Taschengeld wurde er knapp gehalten. Er überlegte, was er sich kaufen könnte für die Banknote, die er sorglich im Geldbeutel verwahrte. — Herrliche Dinge fielen ihm ein: eine Gesamtausgabe des Ovid, ein schon lange ersehntes Lehrbuch der Chemie, aus dem er die letzten Zusammenhänge der irdischen Grundstoffe ersehen wollte; ein Globus in Überlebensgröße; die Ariadne auf Naxos, die er in der Kunsthandlung erblickt hatte.

Er schloß die Augen und stellte sich die Dinge in bunter Reihe vor, die seine Wünsche erregten. Diese Reihe wollte kein Ende nehmen, je mehr sich die Vorstellungen häuften und seine Begierde lockten. Ein Fernrohr und ein Revolver gaukelten mit einem photographischen Apparat und einer ausführlichen Musikgeschichte vor seinen Augen, und es wurde ihm schwer, einen Entschluß zu fassen. Auch eine Goethe-Ausgabe glaubte er wenigstens antiquarisch erwerben zu können. Auf die Ariadne und den Globus würde er verzichten müssen, da er sie nirgends aufstellen konnte, ohne daß Pater Arbogast sie sah; dafür kamen aber vielleicht die Laokoon-Gruppe oder der Moses des Michelangelo in Betracht.

Als Berthold am folgenden Tage aus dem Unterricht heimkehrte, erhielt er im Pförtnerhaus einen weiteren Brief, der für ihn abgegeben worden war. Er erkannte staunend die Handschrift Tante Marthas und wog

den Umschlag unschlüssig in den Fingerspitzen. Derselbe enthielt außer dem Brief noch einen länglichen Gegenstand, über den sich der Knabe nicht sofort klar werden konnte. Er riß die Hülle auf und fand neben einem beschriebenen Briefbogen ein leeres Blatt sowie einen Bleistift, der bereits gespitzt war.

Berthold lächelte den Pförtner an, der ihn beobachtete, und trat einen Schritt zurück, um den Inhalt des Schreibens zu lesen.

Die Base des päpstlichen Hausprälaten legte dem erstaunten Knaben in kurzen, scharfen Worten eine Frage vor, nachdem er versäumt habe, seinem Oheim und Wohltäter zum Namenstage Glück zu wünschen.

„Warum bist du am Dienstag der Kurie ferngeblieben? Ich lege meinem Brief einen leeren Bogen sowie einen Schreibstift bei und erwarte, daß du umgehend die Gründe angibst, welche dich zu einer solchen Handlungsweise veranlaßt haben. Deine Antwort wird in den Abendstunden beim Pförtner abgeholt . . .

Tante Martha."

Berthold schlenderte verwirrt in die Kapelle. Die geschriebenen Worte Tante Marthas tönten im Partikularexamen zwischen den Fragen Pater Arbogasts in seinen Ohren.

Ihm fiel keine beruhigende Erwiderung ein; auch während des Mittagessens träumte er vor sich hin. — Sehnsucht stieg in ihm auf, es möge Sommer sein — Sehnsucht, wie er sie oft empfunden hatte. Er dachte nicht daran, den Brief der Tante zu beantworten, sondern hing seinem plötzlich erwachten Verlangen nach,

das ihn wegführte in eine Zeit, die es nicht gab — in die Wälder jenseits des Flusses, die noch nicht grünten — an den Wasserfall, dessen Rauschen an Mittsommertagen klang wie Musik zwischen aufragenden roten Felsen.

Er füllte die kurze Freizeit bis zum gemeinsamen Spaziergang damit aus, eine Flora aus dem Pulte zu nehmen, nach der er früher oft Pflanzen bestimmt hatte. Er blätterte in dem Büchlein hin und her, ziellos, ohne Rast. Sein Auge fiel auf lateinische Gattungsnamen, vor seinem Innern stiegen die Bilder von Bäumen, Sträuchern und Kräutern auf, die er einst gefunden hatte in eifrigem Suchen, voll Begier nach seltenen Gewächsen.

Vielfältige Gestaltungen traten in seine Vorstellung — der Wuchs weißer Dolden und Rispen, grünlicher Trauben, helles Blau buschiger Wirtel und Quirle — die Blütenböden der Korbblütler, schwankende Farben von Schmetterlingsblütlern, phantastische Formen von Kuckucksblumen und Aronstab, von Maiwurz und Farnkraut im schattigen Grün der Waldung.

Er zauderte, als die Glocke zum Spaziergang rief. Halb zum Gehen gewendet, dachte er an die selbstische Liebe des Roten Mohns in gelben Kornfeldern, die ihren Blütenstaub in den wogenden Wind streuen, an die sehnsüchtige Liebe der Kreuzblütler, der Kernfruchtgewächse, deren Gold die Bienen von Blume zu Blume tragen — an das verlangende Farbenspiel wilder Rosen am Hang der Berge, an das Weiß aufleuchtender Schlehhecken, das Rot des Kreuzdorns, an die Raupen

der Haselnüsse und die blauen Sträuße der Skabiosen auf Matten voll Wucherblumen mit weißen Wimpern um gelbe Augen — an Hänge voll von goldenem Ginster.

Er fühlte Heimweh nach den Wiesen am Flußufer, wo Weiden ihre Kätzchen entfalten, sich graugrün umhüllend mit Schleiern — Heimweh nach Sonne über dem Fluß, nach Abendrot im Wasser, in dem sich die Türme des kleinen Lustschlosses spiegeln, das weit, weit vor den Toren lag . . .

Auf dem Spaziergang schloß sich Berthold zwei Mitzöglingen an, die er schon öfter zusammen gesehen hatte und von denen der eine der „Ästhetiker" genannt wurde; denn Pater Arbogast hatte ihm vor kurzem ein Lehrbuch der Ästhetik weggenommen und dabei geäußert: „Willst du es treiben wie Berthold Reiff?"

Berthold versuchte mit diesem jungen Manne, der älter war als er selbst, ein Gespräch anzuknüpfen und mit ihm über Dinge zu plaudern, die ihn in Fragen der Kunst bewegten.

Doch der „Ästhetiker" ließ sich nur zögernd herbei, auf eine Aussprache einzugehen, und sagte: „Eigentlich sollte ich nicht mit dir reden, Reiff, über derartige Dinge. Denn du bist schuld, daß der Vorgesetzte unsere Studien jetzt strenger überwacht und es verhindert, daß wir uns mit Fragen beschäftigen, welche über den Rahmen der Schule hinausgehen. Wir alle wissen, daß du verbotene Verse geschrieben hast und daß du Musiker werden willst. Was liegt auch daran. Aber du hättest das für dich behalten sollen. Es ist mehr als einer unter uns, der nicht daran denkt, Geistlicher zu werden; aber

vorerſt muß man doch ſo tun, als gäbe es nur dies eine Ziel auf Erden. Mit all deiner vermeintlichen Intelligenz biſt du ein richtiger Dummkopf."

Berthold horchte auf, als er den Mitſchüler ſo offen und feindſelig reden hörte. Er ließ den Blick über die vor ihm ſchreitende Reihe der Zöglinge ſchweifen und ſagte ſtolz: „Es iſt ſchade, daß diejenigen, welche den geiſtlichen Beruf ablehnen, nicht den Mut zur Wahrheit finden. Ich ſelbſt habe nie von dem geſprochen, was ich werden möchte, es ſei denn mit Ignaz Krautt. Wenn ihr andern anders ſeid als ich, ſo tut ihr mir leid. Daß ihr mich jedoch von euern heimlichen Reden und euerm Vertrauen ausſchließt, iſt kein gutes Zeichen für euch und eure Wahrheitsliebe."

„Wahrheit iſt ein ſeltenes Gut, das oft mißbraucht wird und das man mehr ſchonen ſollte, als du es tuſt", entgegnete der Äſthetiker, geiſtreich lächelnd; aller Wahrheit letztes Ziel iſt Weisheit, und es iſt nicht weiſe, ſich über dichteriſchen Verſuchen ertappen zu laſſen, die gegen den Glauben verſtoßen, oder daß du im Beichtſtuhl ſitzeſt und nicht herauskommſt, bis jeder merkt, was du mit dem Beichtvater verhandeln willſt. Alle Wahrheit iſt plump, wenn ſie nicht einem Zwecke dient und ſich eingliedert in die große Linie des Lebens, das wir zum Kunſtwerk machen müſſen; wer das nicht verſteht, taugt nicht für die Welt. Man muß die Wahrheit der andern zu brauchen verſtehen, und all deine Wahrheit iſt dumm, weil ſie dickköpfig iſt. Du willſt etwas Beſſeres ſein als wir übrigen. Du ſpielſt den vornehmen Neffen des Prälaten und ſiehſt von

oben auf uns herab, bist der feine Norddeutsche, der stolz ist auf seine protestantischen Beziehungen.

In der Schule verschmähst du es, abzulesen oder abzuschreiben und den Mitschülern Pfuschzettel zuzuschieben. Was ist die Folge? Du bist der Feind aller; in der Klasse kommst du zurück, rutschst in der Mitte zwischen Begabten und Dummen herum — und könntest es doch viel besser haben. — Aber reden wir nicht davon, denn wir werden uns nicht verständigen; das sehe ich deinem bösen Blick an."

In der Tat funkelten Bertholds Augen in unverkennbarem Zorn. Er bereute es, sich mit dem Ästhetiker eingelassen zu haben, und sagte: „Du hast recht, wir verstehen uns nicht", und schwieg und schaute zur Seite, bis dem redegewandten Wahrheitsgaukler an seiner Linken ungemütlich ward, zumal auch der andere Knabe sich in Schweigen hüllte. Er versuchte einzulenken und fragte unvermittelt: „Hast du eigentlich Goethes Wilhelm Meister schon gelesen?"

Berthold schüttelte den Kopf.

„Da sieht man es wieder", fuhr der Andere großspurig fort; „du liest zu wenig. Lesen, nichts als Lesen kann uns bekannt machen mit den Werken der Dichtkunst, und ich ziehe eine Eselsbrücke einem fremdsprachlichen Urtext bei weitem vor. — Wilhelm Meister also ist ein Erziehungsroman, der . . ."

Der junge Mensch erging sich in wohlgefälligen Betrachtungen über Goethes Werk und nötigte seinem jüngeren Gegner immerhin soviel Anteil ab, daß dieser

beschloß, wieder mehr zu lesen und während der Fastenzeit das Musizieren einzuschränken . . .

Die enggedrängte Menschenherde, welche von Berthold und seinen Kameraden gebildet wurde, hatte inzwischen ihren Weg durch den Wald und die Felder des alten Benediktinerklosters genommen. Sie kam an den Weihern vorüber, die einst der Fischzucht der Mönche gedient hatten. Auf der Wiese am Ufer blühten im Frühling gelbe Schwertlilien und üppige Gräser, während der obere und untere Teich im Winter herrliche Gelegenheit zum Schlittschuhlaufen bot.

Heute war die Wiese von Schneespuren bedeckt. Ein Hirt mit seiner Schafherde ging langsam über den Grund, von dem rastlosen Hunde umkreist.

Beim Anblick dieser Herde stauten sich die Schüler. Sie stießen drängend nach vorn, äugten alle auf eine Stelle, um welche die Schafe sich zusammenschoben, vor der der Hund bellte und auf welche der Schäfer mit dem Hakenstabe zuschritt.

Dort hatte ein Muttertier im Freien gelammt. Das Junge lag unfertig auf dem Graugrün des Winterrasens, in den der Schnee schmutzigweiße Flecken streute. Das Schaf leckte eifrig das Fell des Lammes, seine Augen und den schmalen Rücken in triebhafter Liebe.

Der Präfekt mühte sich vergebens, seine Knaben weiterzutreiben mit Worten und hastigen Handbewegungen. Die Menschenhorde und die Schafherde wichen nicht vom Fleck. Gebannt hingen aller Augen an der Mutter neben dem Jungtier, die sich durch nichts stören ließ in ihrem unfehlbaren Eifer.

„Was macht dieses Tier?“ fragte Berthold auf einmal, da ihm die Bedeutung des Vorganges noch nicht klar geworden war.

„Das fragst du auch noch?“ schrie der Ästhetiker laut und bog sich mit geilem Lachen. Und alle, welche Frage und Antwort gehört hatten, lachten mit und blickten auf Berthold Reiff, der die Augen zu Boden schlug und sich weit weg wünschte aus dem Kreis der höhnischen und verächtlichen Gesichter.

Der Schäfer stand still bei der Herde und lehnte sich auf den Stab; der Hund wedelte zu seinen Füßen, die wolligen Hämmel blökten ihr klägliches „Bäh“ in die milde Luft, die den kommenden Frühling verkündete.

Endlich gelang es dem Präfekten, seine Pflegebefohlenen weiterzutreiben und eilig den Heimweg zu suchen.

Es war das erstemal, daß die Geburt eines Lebewesens sinnfällig vor die Augen Bertholds getreten war und seinem Denken eine Wirklichkeitsrichtung verlieh, welche sie in den suchenden Vorstellungen nicht hatte finden können. Die früheren Träume über Geburt und Zeugung hatten ihn erregt und beängstigt; das Bild des Lammes auf der Wiese, das von der gebärenden Mutter betreut ward, ließ die ganze Heimlichkeit von dem rätselhaften Vorgang sinken und erregte kein Schuldbewußtsein in seiner Seele. Sondern es schien dem Knaben, er habe etwas erlebt, das in stiller Größe vor seinen Sinnen stand und seinem Erkennen Aufschluß gab.

Doch der Ästhetiker, der mit dem andern Schüler noch immer neben Berthold schritt, zerriß diese Empfindung mit hämischen Worten, indem er sagte: „Du

scheinst wirklich weniger zu wissen, als ich angenommen hatte." — Dann flüsterte er zischelnd: „Schau dir doch einmal die Frauen an, die uns begegnen. Dort die Dürre mit der flachen Brust hat noch bei keinem Mann geschlafen. Sie läuft über die große Zehe und findet mit ihren dummen Augen nicht, was sie sucht. Aber dort, die Dicke! Die ist schwanger und trägt wohl Zwillinge, die Alte! Es ist zum totlachen, wie sie humpelt und in die Kirche rennt, als wolle sie noch eine Predigt hören ehe sie niederkommt."

Er konnte sich nicht genugtun in schlechten Bemerkungen und schielte dabei den errötenden Berthold an. — Dieser schaute verwirrt auf die beiden Frauen und erkannte unter den engen Kleidern der Kirchgängerin das Geheimnis werdenden Lebens, für das ihm bisher das Auge gefehlt hatte.

Er antwortete dem Ästhetiker nicht, und dieser wandte sich mit noch leiserem Getuschel an den anderen Knaben, der sich zu ihm neigte und lächelte.

In Bertholds Kopfe reihten sich merkwürdige Vorstellungen aneinander. Sie kamen zu ihm in bunten Bildern, und er pflegte sie als „Denken" zu bezeichnen, wenn er sich ihrer bewußt wurde. In Wirklichkeit waren es Anschauungsteile, die er gesammelt hatte aus Büchern und im Leben, mit denen seine Einbildungskraft spielte, sie aneinanderfügte wie Bausteine eines Zusammensetzspieles. — Das Schaf mit dem Lamme auf der Winterweide, die Worte des Mitschülers, die Erinnerung an die Frauen vor der Kirche waren die Gegenstände dieser inneren Tätigkeit, bis aus diesem

Durcheinander der Dinge, die alle nach dem Werden des Lebens fragten, der Gedanke an die eigene und die Seele der Menschen aufstieg wie eine Flamme, die Licht verbreitet und gleichzeitig blendet.

Der Geburtsvorgang bei dem Muttertier am Rande der Weiher war ein gleicher oder ein ähnlicher, wie er sich an der Frau zeigte, die ein Kind unter dem Herzen trug, und die in die Kirche ging, vielleicht, um für die Seele ihres Ungeborenen und die eigene Seligkeit zu beten. Das Lamm aber und das Schaf voll der drangvollen Liebe hatten nach der Lehre des Glaubens keine Seele. Sie hatten nur ihr Leben, das kam und ging, ohne eine Spur zu hinterlassen an der Schwelle des Todes, der auch den Menschen beschieden war: dem Weibe mit ihrem Kind, den Mitschülern, den Verwandten und ihm selbst. Wo war der Unterschied zwischen all diesen Lebewesen, die aus der Hand Gottes hervorgegangen waren und sich erhielten durch die Zeugung von Geschlecht zu Geschlecht?

Der Knabe fand keine Antwort auf diese gewaltige Frage. Aber die Vorstellung vom Tode fing an, ihn abermals mächtig anzuziehen, wie während der Krankheit der vergangenen Tage, und wieder zweifelte er am letzten Gericht und dem ewigen Leben der Menschen über den Tod hinaus. Ihn deuchte, es müsse schöner sein in der Erde als unter den Mitlebenden, als in der Nähe des Vorgesetzten, den er fürchtete und verachtete, neben den Verwandten, denen er zu ständigem Dank und Gebet verpflichtet sein sollte, unter den Mitschülern, die in ihm einen Fremden sahen und — wie der

Ästhetiker — für dumm hielten, weil er in Dingen unerfahren war, welche sie als gesunde Bauernjungen kannten und bespöttelten.

Wo war Gott? Worin bestand die unsterbliche Seele? Was unterschied Menschen und Tiere? Und was sollte aus ihm werden in der Unklarheit wirrer Bilder, die vor ihm standen wie steinerne Sphinxe mit sinnlichen Brüsten ungestillter Lust, mit tiefer Sehnsucht nach Wahrheit und nach dem großen, fragenden, unbekannten Leben?

Dritter Teil

Berthold hatte den Brief Tante Marthas erst in den Nachmittagsstunden beantwortet und sich auf seine Weise entschuldigt. Er erschrak, als er am folgenden Nachmittag aus dem Lernzimmer gerufen wurde. Der alte Pförtner stand vor ihm und sagte wie vor einigen Wochen, gleichgültig und doch geheimnisvoll: „Geh in das Besuchszimmer. Du hast Besuch. Es wartet jemand auf dich."

Der Knabe schaute ihn an. Es war verboten, während der Lernzeit Besuche zu empfangen, und es mußte ein dringender Grund vorliegen, wenn die Hausordnung durchbrochen wurde. Oder es mußte jemand dem Pförtner ein Trinkgeld geben, damit er ohne Vorwissen des Rektors und seines Stellvertreters zum Ziel gelangte.

Im Besuchszimmer fand Berthold die junge Verwandte, die einst die Schülerin Tante Marthas gewesen und die ihm nach der Beethoven-Aufführung mit ihrem Manne begegnet war. Der Knabe freute sich, sie wiederzusehen, und streckte ihr die Hand entgegen. Die junge Frau ergriff dieselbe, unentschlossen, ob sie lächeln oder ernst bleiben solle. Sie sagte: „Guten Tag, Berthold", und dachte nach.

„Wie gut du aussiehst", rief Berthold freudig und betrachtete die Verwandte verwundert; „du wirst dick wie ein Domherr!" — Dabei lachte er, hielt aber plötzlich inne und wurde dunkelrot. Er erkannte, daß

die junge Frau guter Hoffnung war und schaute betreten, schamvoll zur Seite.

In das Gesicht der Angeredeten stieg Zornesröte. Auf ihrer Stirn furchten sich dunkle Falten. Sie rief erregt: „Schamloser Bursche! Wagst du es, meinen heiligen Zustand zu verhöhnen? Und ich wollte dich noch in Schutz nehmen in deinem undankbaren Verhalten gegen den Oheim, den du zugleich mit mir verspottest! Wohin willst du dich entwickeln?“

Berthold blickte erschrocken auf.

„Ich komme im Auftrag Tante Marthas“, fuhr die junge Verwandte erregt fort: „Tante Martha, der du einen solch unverschämten Brief geschrieben hast, läßt dich fragen, warum du nicht am Namenstage des Herrn Prälaten erschienen bist. Die Ausflüchte, welche du brauchst, glaubt dir niemand, auch ich nicht. Wer guten Willen und von seinen Pflichten eine hohe Meinung hat, wird immer Mittel und Wege finden, dankbar und ehrsam zu sein. Warum also bis du ferngeblieben am Ehrentage deines Paten?“

„Pater Arbogast hat mir das Kommen nicht erlaubt“, rief Berthold bestürzt. Er duckte sich ängstlich zusammen. „Ich kann dir keine andere Auskunft geben, und ich brauche gewißlich keine Ausflüchte: ich hatte mich verschlafen, und zur Strafe sollte ich der Feier fernbleiben.“

„Auch wenn dies wahr sein sollte, konntest du deinen Glückwunsch schriftlich überbringen oder durch die Post übermitteln!“

„Ich dachte nicht daran . . .“

„Siehst du, wie pflichtvergessen du bist! Was aber schlimmer ist: warum hast du gelacht, als du Tante Marthas Brief erhieltest? Der Pförtner hat uns berichtet, wie du dich benahmst, anstatt Reue zu zeigen und dein Unrecht wieder gut zu machen. Nun, dein Benehmen von vorhin bestätigt deine Gesinnung: du lachst über das Kind, das ich erwarte, und lästerst die Domherren, die im Dienste Gottes ihr Amt verwalten. Ich werde nicht verfehlen, Tante Martha hierüber zu berichten."

Berthold schwieg. Er fühlte, wie in seinem Innern das Vertrauen zu der jungen Verwandten zusammenbrach, das er sonst empfunden, wenn er mit ihr über sein Heimweh nach den Eltern geplaudert hatte oder über die Tante, unter deren Strenge sie beide gelitten hatten.

Die junge Frau suchte nach neuen Vorwürfen, aber sie fand offensichtlich keine Worte. Es schien nur, als sei ihre Sendung in dieser Weise noch nicht zu Ende geführt, und so schwieg auch sie eine Zeitlang.

„Was soll ich also Tante Martha berichten?" fragte sie endlich, noch immer erzürnt.

Berthold blickte sie prüfend an und knurrte verstockt: „Nichts!"

Wieder folgte bedrücktes Schweigen. Im Gesicht der Verwandten rang die Erinnerung an die Neigung zu dem Knaben und die Empörung über seine ihr unverständliche Hartnäckigkeit. Sie machte eine Bewegung, als wolle sie sich ihm nähern, hielt inne, gab sich

einen Ruck und verließ unvermittelt das Zimmer, in dem die Dämmerung sich breitmachte und Berthold einhüllte, als bräche eine lange Nacht vor seiner Seele an.

In seinen Augen stieg es heiß auf. Er fühlte: jetzt hatte er einen Kameraden verloren. Er durfte sich nie mehr an die junge Verwandte wenden, wenn die Sehnsucht nach der Heimat über ihn kam. Sie würde ihm nie mehr von der eigenen Jugend erzählen, ihm nie mehr einen Apfel reichen mit fröhlichen Worten, die berichteten, an welchem Baume er gewachsen war in dem Garten am Strom, über dem sich die Weinberge felsig reckten mit grünen Reben, bis sich der Blick ins Blau des Himmels verlor auf dem Gipfel der Berge und die Augen stille standen vor weißen, segelnden Wolken.

Jetzt war alles dunkel um ihn. Es war kalt im Besuchsraum. Kahle Wände schimmerten durch die Dämmerung und ein schwarzes Kruzifix, das über dem hölzernen Tische hing. Alle die undeutlichen Gegenstände verschwammen in den Tränen des Einsamen, bis Angst in ihm aufstieg und er wieder in das Lernzimmer wanderte, wo die Mitschüler über den Büchern saßen.

Dort beschäftigte ihn die Frage, ob er ein Unrecht getan, und ob es so schlimm gewesen, was er im Scherze gesagt hatte. — Seine Entscheidung schwankte zwischen ja und nein. Er fühlte indes, daß diese Entscheidung, wie sie auch fiel, gleichgültig war, und daß sie nichts an dem Schmerze änderte, der aus den herben Worten der jungen Verwandten aufwucherte und in seiner

Seele wach war, der groß ward und größer, je mehr er daran dachte, wie nichtig alles Vorgefallene sei.

Zugleich wußte er: Tante Martha würde sich nicht mit seiner Antwort zufriedengeben, und die Angelegenheit nicht beendet sein mit dem Gespräch im Besuchszimmer. Ihm war nicht klar, was noch folgen würde; auf alle Fälle würde es unangenehm sein.

Diese Vorstellung verließ ihn nicht. In der Kapelle und über den Büchern wühlte sie in ihm weiter und sammelte sich in einem ungestümen Verlangen nach dem Vater und in dem sehnsüchtigen Schrei seines Herzens: „Mutter!“ —

Aber der Vater war davongegangen, und nicht einmal die erwachsenen Verwandten wußten wo er weilte. Vielleicht hatte er in den niederländischen Häfen ein Schiff gefunden, das ihn hinübertrug in die neue Welt, über das tiefe, unendliche Meer — oder er war fortgezogen in die nordischen Länder, in das Reich der Eisgletscher oder die Wüsten Asiens, von denen er gesprochen hatte. — Berthold konnte die Gestalt des flüchtigen Mannes in der Erinnerung nicht fassen; sie entschwand ihm, wenn er sich ihr nahe glaubte. So führte ihn die Sehnsucht zu Mutter und Schwester, und er sann über Mittel und Wege nach, zu ihnen zu gelangen, um den Vorwürfen zu entfliehen, die hier auf ihn eindrangen, die er von Pater Arbogast erwartete, die ihm aus den Worten Martha Beckers und des Oheims drohten, und die er aus dem Munde der jungen Frau gehört hatte in der Dämmerung. Die Mitschüler sahen in ihm einen Feind und Spielverderber;

Ignatius Krautt hatte sich weggewandt von ihm über dem Fragen nach Gott und nach den Dingen des Lebens. — Aber auch Gott drohte ihn zu verderben, der Gott der Kirche, der aus den Zeilen des Religionsbuches zu ihm sprach wie einst Jehova zu Mose aus der Wolke des Sinai: „Du sollst nicht!... Ich bin der Herr, dein Gott!“ ...

„Mutter!“ schrie es bei diesen Überlegungen wieder laut in dem Knaben. Die geliebte Gestalt, die er solange nicht gesehen hatte, schien ihm nahe zu sein und ihm zuzulächeln.

„Und warum sollte ich nicht fortgehen aus diesem Hause, zu der Mutter reisen und bei ihr sein?“, sagte er zu sich selber. Er öffnete verstohlen seine Geldtasche, betrachtete lange den Zehnmarkschein. Der Betrag mußte reichen zur Reise; alles weitere würde sich finden. Wer könnte ihn zwingen, in die bischöfliche Erziehungsanstalt zurückzukehren und dem freudlosen Berufe nachzustreben?

Aber er durfte nicht leichfertig handeln! Niemand durfte merken, daß er zum Bahnhof ging. Ein Zug fuhr in der Mittagsstunde, wo er nicht unbeobachtet das Haus und die Mitschüler verlassen konnte. Wenn er es wagte, konnte ein Zufall ihn verraten, und alles würde schlimmer werden, wie es bisher gewesen.

Warum barg das Leben solche Dinge: Einsamkeit, Verlassensein vom Freunde und der geliebten Freundin, von Stefanietta? Warum hatte man vor dem Sterben Angst, und warum verlangte man zu leben? Wenn man sich hinlegen könnte, müde, und willens

nicht mehr aufzuwachen, hinüberschlummernd in den Tod, in ewige Ruhe und das Nichtbewußtsein der Dinge! — Doch solches geschah nicht. So oft man sich dem Schlafe hingab, der wie Scheintod über den Körper kam: stets kehrte das Leben zurück und die Kraft mit dem Willen zum Tage und zum Dasein im Licht.

Wie waren die Großen der Welt und die hohen Geister dahingegangen in früheren Zeiten? — Christum hatten die Menschen ans Kreuz geschlagen. Sokrates hatte den Giftbecher trinken müssen, weil man ihn „Verführer der Jugend" nannte. Platon war friedlich dahingegangen, an seinem letzten Werke schreibend. Kambyses war einer Blutvergiftung erlegen, Alexander der Große an Ausschweifungen gestorben. Hannibal hatte Gift genommen, um nicht in die Hände der Römer zu fallen. Cäsar war ermordet worden. Kleopatra hatte sich durch den Biß giftiger Schlangen töten lassen. Antonius war in der Seeschlacht gefallen.

„Hannibal nahm Gift, um nicht in die Hände der Römer zu fallen", wiederholte Berthold in Gedanken, nachdem der Zug großer Toten an ihm vorübergeglitten war. — Mit Gift konnte man den freiwilligen Tod herbeiführen. Man mußte es nehmen und sich zum Schlafe niederlegen. Dieser Schlaf würde ewig sein; ihn würde kein Erwachen stören, kein neuer Tag mit neuem Lebenswillen.

Es war jedoch nicht leicht, sich Gift zu verschaffen. Nichts, was er im Besitze hatte, war giftig, nichts konnte er erreichen, was ihm den Tod bringen würde.

Er hatte Geld. Er konnte sich Gift kaufen. Doch unter

welchem Vorwande sollte er in ein Geschäft gehen, um ein todbringendes Mittel zu erhalten?

Dies Mittel der Befreiung war ebenso schwierig wie die Flucht aus der Anstalt. Es blieb nichts übrig, als die Augen für beide Gelegenheiten offen zu halten und zu warten, bis der Tag kam, die Flucht oder den heilenden Trank zu ergreifen.

Niemand würde einen Schaden erleiden, wenn er aus der Erziehungsanstalt oder aus dem Leben ging. Niemand würde um ihn weinen. Nur die Mutter würde betrübt sein. Aber sie war fern. Und ob sie seiner dachte?

Die ganze Sinnlosigkeit des vom Lebenswillen losgelösten Denkens kam über den Knaben. — Was hatte Gott beabsichtigt, als er das Leben schuf und die Geschöpfe, die ihr eigenes Dasein nur so lange weiterfristen konnten, als sie das Leben anderer Wesen in Tier und Pflanze vernichteten — sich ermordeten, sich auffraßen — der Große den Kleinen, der Listige den Friedlichen und Vertrauenden? —

Was war der Zweck der Welt für einen unendlichen, großen, gütigen, milden und barmherzigen Gott? Wie dachte sich der Schöpfer das Glück seiner Geschöpfe, die sich haßten und verfolgten, und deren Liebe zur Qual wurde im Leben der Gemeinschaft und der Geschlechter, deren Neigung eher starb als ihre Seele?

Berthold schaute verzweifelt durch die Fenster des Studierzimmers in die Nacht, starrte verständnislos auf die weiße Milchstraße, deren Schein über den winterlichen Himmel floß.

Wie gerne hatte er sich früher an sternhellen Abenden vom Oheim in dem Hause unter dem Löwenwappen die fernen Welten der Nacht zeigen lassen, seine Augen und Gedanken zu ihnen geschickt. Er hatte den Hundsstern mit hellem Licht durch das Dunkel der Hochsommernächte kommen sehen, kannte den rotgelben Arkturus, der den Beginn des Herbstes verkündet, die Gluckhenne, welche mit ihren Küchlein den Menschen den Weg auf dem Meere kenntlich macht und die die Griechen „Plejaden" nannten, vom Himmelsvater in Sterne verwandelt, denen Orion, der Riese, nachstellt. Merope aber, der dunkle Stern, verhüllte sich aus Scham, weil er als Jungfrau seine Liebe einem sterblichen Manne geschenkt hatte. — Doch das winterliche Siebengestirn war nicht zu sehen, und Arkturus und Sirius gingen erst spät in der Nacht auf. Ein Heer von unbekannten Welten lugte hernieder, und Bertholds Gedanken griffen in die unerkennbare Unendlichkeit und ihren dunklen Sinn im Rahmen der Schöpfung.

Wieder suchte sein Verlangen nach Menschen, die ihm nahestanden, bei denen er sich Mut holen konnte. Er gedachte der beiden Freunde, die ihn in den Weihnachtsferien aufgesucht hatten, der beiden Brüder, die stets heiter und fleißig und ohne den gefährlichen Drang waren, über ihr Leben hinauszugreifen — die Fußball spielten, turnten, zeichneten und malten, wenn sie freie Zeit und Lust zu neuen Dingen hatten. Sie waren die Söhne eines verstorbenen Gelehrten, dessen Witwe alles daransetzte, den Kindern eine gute Erziehung zu-

teil werden zu lassen. — Mit ihnen wollte Berthold mehr zusammensein in den Schulpausen als bisher. — Dann aber wanderten seine Vorstellungen in das Traumland seiner erdichteten Welt, suchten Stefanietta und Rom. Aber die Gestalten der Einbildungskraft waren heute blaß. Stefanietta hatte ihn wohl längst vergessen, war in ein Kloster gegangen, in dem weiße Nonnenschleier um die junge Gestalt wehten und eintönige lateinische Tagesgebete von unermüdlichen Lippen der Beterinnen flossen in die Leere der Unwirklichkeit, vergeblich zu den Rätseln des Alls zu dringen suchten, zu Rätseln, welche taub blieben für die Gedanken der Menschen und unerforschlich schwiegen.

„Wo ist Gott?" sann der Knabe wieder in trotziger Verneinung allen Offenbarungsglaubens. „Was wissen wir von ihm?"

Das einzige, was für Bertholds Erkenntnis und das Erkennen der übrigen Menschen greifbar vor ihm lag, war das Dasein des Stoffes, der teils unbelebt, teils lebendig ist. Dieser Stoff hatte keinen faßbaren Sinn, keinen greifbaren Zweck. Er war das Spielzeug oder die Notwendigkeit eines unverständlichen Willens, der nicht in menschlichen Worten auszudrücken und jedem seelischen Forschen unerreichbar war.

Diesem Forschen hatten auch die übrigen Menschen, die schweigenden Tiere und stummen Pflanzen, die Sterne des Himmels und die Nebel anderer Welten, welche man ahnte, nichts zu sagen, und es würde besser sein, nichts zu erkennen, nicht zu fragen, nichts zu wünschen und nicht mehr zu leben . . .

Am nächsten Tag versuchte Berthold sich Gift zu verschaffen. Er ging in eine Apotheke und verlangte Phosphor.

„Wozu?" fragte der Apotheker mißmutig.

„Zu chemischen Experimenten", versetzte Berthold.

„Mit euren chemischen Experimenten macht ihr noch einmal die ganze Welt unglücklich", versetzte der Inhaber und kehrte dem Käufer den Rücken. „Ich gebe nichts heraus. Soll ich mir die Polizei auf den Hals laden?" —

Berthold ging in einen Drogenladen.

„Haben Sie einen Giftschein?" fragte der Verkäufer. „Ohne Giftschein kann ich Ihnen Phosphor nicht verabreichen." —

Berthold gesellte sich wieder zu den spazierengehenden Mitzöglingen und gab sich mit einer Art Wollust dem Gedanken an die Sinnlosigkeit alles Seins und an den Unverstand Gottes hin.

★

„Reiff! Dein Briefwechsel nimmt zu!" riefen die Mitschüler Bertholds, als er am Nachmittag des andern Tages am Pförtnerhaus vorübergehen wollte. „Du hast wieder einen Liebesbrief!"

In der Tat erblickte Berthold am Gangfenster abermals einen Umschlag mit den Schriftzügen Tante Marthas, der ein umfangreiches Schreiben enthalten mußte. Der Knabe wurde rot vor Verlegenheit, holte sich das Schriftstück und las es am Fenster des Studier-

zimmers, während sich einige Mitschüler in der Nähe hielten, um über seine Schulter in die Blätter zu schauen, die mit der Schönschrift einer lehrhaften Frauenhand gefüllt waren.

Berthold erschrak. Der Brief füllte achtundzwanzig Seiten und war mit einem Faden sorgsam zusammengeheftet. Auf der Vorderseite las er in größerer Schrift:

„Bis zum 6. März mit Antwort zurück!"

Er durchflog die Zeilen in steigender Erregung. Er prägte sich deren Inhalt so ein, daß er noch später lange Stellen wörtlich auswendig kannte und manchmal vor sich hinsagte. Es hieß da unter anderem:

„Deinen Brief habe ich erhalten, jenes Schreiben, welches eine würdige Ergänzung findet in den mündlichen Ausführungen, die Du unserer Verwandten gestern machtest.

Ich mache Dich darauf aufmerksam, daß die Erregung, welche Du der guten Barbara bereitet hast, eine schwere Sünde gewesen ist, und ich schweige dabei von dem Kummer sowie der Sorge, welche Du Deinem Oheim und mir bereitest. Die ganze Niedrigkeit Deines Denkens und Handelns, die Du in den letzten Tagen offenbarst, zeigt mir, daß Du bereits an der tiefsten Stelle des Weges angelangt bist, der Dich hinweg führt von Gott und von den Menschen, welche Dir nahestehen, wegführt von uns, Deinen Erziehern, die alles getan haben, um Dir ein Beispiel für Dein künftiges Leben zu geben. Du trittst die Wohltaten Deines Oheims, meines Vetters, mit Füßen, jenes Mannes, der allein im letzten Jahre achthundert Mark für Deine

Ausbildung und Kleidung aufgewendet hat, ohne daß Du es für notwendig hältst, ihm am Namenstage einen Glückwunsch zu bringen und Deinen Dank abzustatten. Damit trittst Du alles, was Sitte und Anstand verlangen, in den Staub und lösest Dich los von uns, um Deine eigenen Wege zu gehen und Dir ein Leben zu gestalten, wie es der Undank, die Liebsosigkeit und Faulheit ersehnen.

Das, was Du zu Barbara sagtest, lasse ich zunächst aus dem Spiel, und behalte mir vor, Dich darüber mündlich zur Rede zu stellen, wenn ich festgestellt habe, wie weit Du über Dinge aufgeklärt bist, an die ein anständiger junger Mensch nicht denkt. — Vor mir liegt einzig Dein Brief, und ihm entnehme ich alles, was ich bereits lange geahnt hatte — seit den Tagen, in denen Du Dich mit Deiner Base aus Rom gegen mich wandtest — was ich nicht vergessen habe. — Nun ist der Augenblick gekommen, da Deine wahre Gesinnung offen vor mir liegt, denn ich brauche nur in Deinen Brief zu schauen, um zu erkennen, wie weit es mit Dir gekommen ist.

Wie schreibst Du so treffend?: ‚Ich wäre gerne zum Namenstag des Oheims gekommen, denn — 1. hatte ich ja selbst Namenstag.‘ — Richtig: Du denkst zuerst an Dich. Gleich am Anfang Deiner Erklärungen macht sich die Selbstsucht, das Laster der Rücksichtslosigkeit breit. — Du hattest Namenstag! Das ist die Hauptsache. — Du hattest Namenstag: das gab Dir ein Recht, Dich ohne weiteres an den Tisch der hohen Gäste zu setzen, zu essen und zu trinken ohne das ge-

ringste Empfinden dafür, wieviel Du Deinen Paten schon gekostet hast. — Du hattest Namenstag: das berechtigte Dich, einfach zu uns zu kommen und einen neuen Anzug entgegenzunehmen, der für Dich bereit lag — nun aber auf unbestimmte Zeit im Schranke bleibt.

Dann erst denkst Du an den Herrn Prälaten, der Dir Vater und Mutter, Elternhaus und Familie ersetzt hat, und zu dem aufzublicken Du nicht würdig bist. Zwar hat der Herr Prälat kein hartes Wort geäußert über Dein Ausbleiben, sondern nur gesagt, ich solle mich erkundigen; aber ich habe die Beleidigung wohl gefühlt, welche Du ihm und damit mir antun wolltest und angetan hast, und deren Ahndung ich verfolgen werde, bis Du in Dich gegangen bist und wahre Besserung nicht nur gelobst, sondern wirklich zeigst.

In der Gesinnung, welche Du jetzt offenbarst, werde ich mich stets erinnern, was Du weiter schriftlich bekundest, was Du im dritten Punkte Deines Briefes vorhattest: Du hattest ein Geschenk für den Herrn Prälaten? Mit einer wohlfeilen Gabe glaubst Du all das vergelten zu können, was wir bisher an Dir getan? Als Du zu uns ins Haus kamest, wollte ich Dich aufnehmen wie der Heiland im Worte Gottes die Kleinen, der die Kinder zu sich kommen ließ, um sie zu segnen. Aber Du kamest schon von anderm Geiste beeinflußt, und Deine Seele war bereits in eine Bahn gedrängt, die meiner Erziehung entgegenstrebte. Nichts hat gefruchtet: nicht meine Ermahnungen, nicht meine Strafen, nicht mein Gebet und meine Sorgen, und Du bist geworden,

was Du jetzt bist: ein verworfener Knabe, der nicht würdig ist, einen hohen Beruf zu ergreifen und einem großen Beispiel nachzufolgen, sondern der sich abwendet von Gott und von den Bildungsmöglichkeiten, die für ihn offenstehen.

Was eigentlich willst Du beginnen, was werden, wie Deine Zukunft gestalten? Glaubst Du, Dein Oheim habe die geringste Lust, noch weitere Opfer für Dich zu bringen, um Deinen Undank zu ernten? Sind die Beispiele im Guten, welche Du auch unter Deinen Mitzöglingen im Hause der bischöflichen Anstalt gefunden hast, spurlos vorübergegangen an Deiner Verstocktheit?

Ich frage noch einmal: Was willst Du beginnen und wie Dein weiteres Leben gestalten? Willst Du umkehren auf dem eingeschlagenen Wege und reuevoll zurückkommen, wie der verlorene Sohn des Evangeliums, oder willst Du verharren in Deinen Sünden?

Ich erwarte von Dir, daß Du den Herrn Prälaten, Deinen höchsten Wohltäter auf Erden, und mich ausführlich um Vergebung bittest, und wir werden es uns überlegen, in welcher Weise und bis zu welchem Grade wir Dir verzeihen können. — Bist Du aber nicht entschlossen zu dieser Umkehr, so gib uns die Anschrift Deines Vaters bekannt, welche Du nach dessen Besuch vielleicht besser kennst als ich, und ich werde Deine Kleider und Dich zu ihm senden, wie Du es verdient hättest nach Deinem Betragen.

Wähle, was du willst. Entweder unterwirfst Du

Dich, oder wir ziehen die Hand von Dir ab. — Ich erwarte Deine Rückäußerung und bin bis dahin

Tante Martha."

Als Berthold diesen Brief gelesen hatte, blickte er verstört um sich. In seiner Nähe standen noch immer einige Mitschüler und schnitten Gesichter, je nachdem sie mehr oder weniger von dem Inhalt der Blätter erspäht hatten. — Das ärgerte ihn, aber er sagte nichts. Er suchte langsam nach innerlichen Feststellungen. Empfand er Reue über den Undank, von welchem Martha Becker sprach? Nein. Wohl fühlte er Angst und war aufgeregt über die Härte der Äußerungen, die in seinem Ohre klangen, als hätte sie Tante Martha wirklich ausgesprochen.

Die Wirkung aber, die die Hausdame des Prälaten hervorrufen wollte, wandelte sich in etwas anderes um. War Berthold in den letzten Tagen einer krankhaften Weltschmerzstimmung und wollüstiger Todessehnsucht erlegen, so stellte sich jetzt plötzlich wieder Lebenswille ein. Er dachte nicht mehr daran, zu sterben und unterzugehen. Er fühlte sich angefeindet, zu Unrecht tief beleidigt und war bereit, sich zu verteidigen, alles daranzusetzen, den Angriff Tante Marthas zurückzuweisen. Ihre Vorwürfe konnte er sich nicht gefallen lassen. Sie sollte erfahren, wer er war und wie er dachte. Das Bild, welches sie von ihm entworfen hatte, mußte ein anderes werden.

Über den Weg, den er zur Erreichung dieser Ziele einschlagen mußte, wurde sich der Knabe nicht klar.

Aber eine Unterwerfung, wie sie Martha Becker ihm anbot, kam für sein Empfinden nicht in Betracht.

Hätte er den Aufenthaltsort seines Vaters gekannt, er hätte es auf einen Bruch mit den Verwandten ankommen lassen. Er wäre mit dem Umgetriebenen in ferne Länder gegangen, in die Wälder Südamerikas oder auf die Inseln der Südsee, und wäre frei gewesen von allem Zwang, den das jetzige Leben mit sich brachte. Er hätte so Großes geleistet, daß die Tante ihre Meinung über ihn geändert hätte, wenn er wiedergekommen sein würde, die Stadt und die bischöfliche Anstalt wiederzusehen.

Die Ausführung solcher Pläne aber war unmöglich. Auch zur Mutter durfte er jetzt nicht gehen, obwohl er Geld für die Reise hatte. Das wäre eine Flucht gewesen, und Martha Becker hätte geglaubt, er habe vor ihr und ihren Drohungen das Weite gesucht.

Sinnend, voll eingebildeter sowie wirklicher Vorstellungen über seine Lage, stand er des Abends im breiten Wandelgang vor dem Studierzimmer und furchte die Stirn in zornigem Nachdenken. — Der „Ästhetiker" ging vorüber, lächelte spöttisch.

„Steh nicht so tiefsinnig herum, Reiff", sagte er halblaut; „du änderst nichts an den Dingen."

Der Angeredete schaute verwirrt auf. Der Mitzögling ging ruhig weiter, als habe er nichts gesagt, und verschwand in der Dunkelheit des Treppenhauses.

Berthold ging langsam hinter ihm her, um ihn zu fragen, was er wolle. Allein der Ästhetiker zog sich in

die Kapelle zurück, sobald er bemerkte, daß sein Gegner hinter ihm sei.

Dieser ging wieder in den Hausgang und betrachtete mit Gedanken, die in die Weite flogen, das große Standbild des „Herzens Jesu", unter dem ein ewiges Lämpchen brannte. — Nach einer Weile griff er in die Rocktasche und zog den Brief hervor, um einige Stellen nochmals durchzugehen. Ignaz Krautt trat herzu und fragte: „Was ist mit diesem Brief, von dem schon die ganze Anstalt spricht? Was hast du angestellt?"

„Meine Tante ist verrückt geworden", erwiderte Berthold grob. „Angestellt habe ich nichts."

Ignaz Krautt sah sich furchtsam um und murmelte erschrocken: „Ich glaube, Pater Arbogast kommt!" — und rannte auf die Treppe zu, um in das Kleiderzimmer zu gehen.

Wieder blieb Berthold allein. Seine Lippen zuckten verächtlich; er schlug mit dem Briefe in die Luft, als wolle er die Stelle treffen, auf der Ignaz gestanden hatte. Dann las er weiter.

Schließlich schob er das Schriftstück in die Tasche zurück. Warum sah die Base seines Vaters in allem, was er geschrieben hatte, etwas Schlimmes? Hatte er wirklich gefrevelt? — Gewiß, er hätte dem Oheim einen Glückwunsch schreiben können. Aber daran hatte er nicht gedacht; sein Bewußtsein hatte sich nicht geregt, ihm nicht von der Undankbarkeit gesprochen, die in dieser Unterlassung liegen sollte. Es war seltsam, daß man eine Strafe verdiente, wenn man nichts getan

hatte, nichts gewußt, weil die Sinne nicht wach gewesen waren. Ob Tante Martha nie in ihrem Leben etwas vergessen hatte, das sie nachher nicht mehr ändern konnte, oder für das sie büßen sollte wie er, vielleicht ein ganzes Leben lang?

Berthold fühlte, wie mit den Grübeleien Trauer und Lebensmüdigkeit in seine Seele zurückkehrten. Er schaute die Wandelhalle hinauf und hinunter, aber niemand war unter den Mitschülern, mit dem er ein Wort hätte sprechen mögen. Noch immer war seine Stirn in finstere Falten gelegt. — Er sah den Ästhetiker aus der Kapelle zurückkommen. Sein Gesicht war das gleiche wie vorhin; es kam Berthold vor, als habe jener Gaukler die ganze Zeit nicht aufgehört, höhnisch zu lächeln.

Der junge Mensch schlenderte vorüber, und Berthold hörte ihn wieder zischeln: „Achthundert Mark in einem Jahre! Hm.“ —

Entsetzen kam über den Knaben. Kannte der Ästhetiker den Inhalt des Briefes? Hatte der bekannte Abschreiber ihm gewohnheitsmäßig über die Schulter geschaut, als er am Fenster stand, um das Schreiben zu lesen? — Heftiger Zorn überkam ihn. Aber was sollte er beginnen? Ratlos wanderten seine Blicke in die Dunkelheit.

Es war gut für Berthold, daß einer der älteren Unterpräfekten die Treppe heraufkam und ihn anredete, denn Verzweiflung wollte ihn übermannen.

„Reiff“, sagte der Präfekt, „geh hinunter. Der hochwürdige Pater wünscht dich zu sprechen.“ — Er

schaute neugierig auf den Schüler, als wolle er noch etwas hinzufügen, schwieg aber und wartete, bis der Angeredete sich gewandt hatte.

Berthold trat bei dem Mönch ein. Dieser empfing ihn in einer Stimmung, die aus Ärger und Würde gemischt war.

„Ich erwarte dich bereits seit mehreren Stunden", sagte er und stützte die Ellbogen fest auf die rote Tischdecke. „Wie mir zugetragen wurde, hast du nach dem Spaziergang einen schwerwiegenden Brief erhalten. Muß ich auf Umwegen erfahren, daß du mit deinen Verwandten in Hader lebst? Du müßtest mehr Vertrauen zu deinem Vorgesetzten und Erzieher haben und hättest dich längst mit mir beraten sollen. Was hast du getan? Zeige mir den Brief!"

Berthold zauderte; dann griff er in die Tasche und überreichte dem Geistlichen das Schreiben. Dieser begann eifrig zu lesen, und seine Stirn umdüsterte sich.

„Es handelt sich also", sagte er nach einer langen Zeit, in welcher er in die Darlegungen Martha Beckers vertieft war, „es handelt sich also um deinen Namenstagsbesuch, den ich untersagte. Du hast deinem Oheim nicht schriftliche Glückwünsche übermittelt?"

Wieder vertiefte er sich in den Brief. Nach einer Weile erst legte er ihn beiseite und sagte: „Von meinem Verbot schreibt deine Tante nichts. Du hast von demselben also nichts erwähnt?" — Er seufzte erleichtert auf. Ein lauernder Blick traf den Knaben.

„Doch", erwiderte dieser, „ich habe geschrieben, daß

ich nicht persönlich kommen konnte, weil ich mich verschlafen hatte."

Der Mönch erschrak und murmelte: „Eine dumme Geschichte, eine dumme Geschichte!" — Dann sagte er zornig: „Es ist nicht zu glauben, welche Unannehmlichkeiten du mir bereitest. Warum erzieht dich deine Tante nicht selbst, wenn sie glaubt, meine Anordnungen so auffassen zu müssen?"

Berthold schwieg. Die Unterlippe des Vorgesetzten war unmutig vorgeschoben, seine Hand spielte unruhig mit den Blättern des Briefes.

„Ist die Dame nervös?" fragte er und gab dem Schriftstück einen wegwerfenden Stoß.

„Nein", sagte Berthold, der sich über die Nerven seiner Tante noch nie Gedanken gemacht hatte und sich einbildete, man sei nervös, wenn man Ohnmachtsanfälle bekomme oder mit Armen und Beinen zittere. „Mir ist davon nichts bekannt."

Der Geistliche zog die Blätter wieder heran und schaute nochmals hinein.

„Eigentlich", sagte er dann, „hat Fräulein Becker in vielem recht. Daß du dich von Gott abgewandt hast, weiß ich lange. Daß du nicht die mindeste Dankbarkeit für deine Wohltäter empfindest, fürchte ich ebenfalls. — Aber — in diesem Falle — mußt du dich rechtfertigen, so gut du kannst. Schreibe deinem Oheim und lege ihm den Sachverhalt dar. Am Schluß kannst du bemerken, der Herr Prälat möge die Angelegenheit mit mir besprechen."

Er seufzte schwer. Dann fuhr er fort: „Zeige mir

aber vorher dein Schreiben, damit nicht neues Unheil entstehe. Du machst mir dauernd Sorgen. Doch ich werde für dich beten und auch deine Tante in meine Fürbitte einschließen, damit sich Gott eurer erbarme."

Er winkte mit der Hand und entließ den Zögling, in welchem sich unbändige Lachlust ansammelte, als er den Vorgesetzten in seiner salbungsvollen Angst erkannte. Seit er den Mönch so klein gesehen, war seine Lebenslust wieder gestiegen. Die Trauer hatte sich in ruhige Überlegung verwandelt, und er beschloß, sich schriftlich an den Oheim zu wenden, wie es Pater Arbogast geraten hatte. Er wollte so schreiben, wie er fühlte und dachte, nicht um Verzeihung bitten oder Reue zeigen, weil er sie nicht empfand. Ihm war, als müsse der Oheim ihn verstehen und werde ihn nicht von sich weisen, wenn er zu ihm kam wie ein Mann.

Er reckte sich zu seiner ganzen Größe empor und betrat stolz das Studierzimmer, wo er aufrecht hinter dem Pulte stehen blieb.

★

In dieser gehobenen Stimmung beeilte sich Berthold nicht, seinen Entschluß zu verwirklichen: er ließ sich Zeit, den Brief an den Oheim zu schreiben, und gefiel sich in dem Gedanken, Tante Martha werde warten können, bis er sich äußere.

Er blickte umher; es kam ihm vor, als habe sich seine Umgebung verändert, ohne daß er feststellen konnte, worin diese Veränderung bestand; es war mehr Licht im Studierzimmer — eine Helligkeit, die er als Wider-

schein der neuerwachten Lebensfreude empfand. Warum hatte er noch gestern sterben wollen?

Berthold suchte sich vergebens diese Frage zu beantworten. Das Schicksal des irrenden Vaters hatte ihn so tief ergriffen, daß er in der plötzlichen Erkenntnis seines leidenden Zustandes den Grund suchte. Die Gegnerschaft der Mitschüler hatte ihn bedrückt. — Aber sollte er um dieser Dinge willen aus dem Leben scheiden — und nicht vielmehr weiter nach Erkenntnis suchen, nach der Seele der Dinge und der Welt, der er in seinen Zweifeln so nahegekommen war?

Doch fiel ein Schatten in seine Seele, als er sich erinnerte, daß in den nächsten Tagen eine Generalkommunion der Zöglinge stattfand, von der sich in der Regel niemand ausschloß. Ihr voran ging die Beichte aller Schüler in der Kapelle, in der vier Beichtstühle aufgestellt wurden, worin fremde Priester saßen, um dem Andrang der Büßenden zu genügen.

Bertholds Gedanken gingen weiter. — Von diesen Formen des Menschenglaubens mußte man sich freimachen. Es war seiner nicht würdig, vor einem Manne in weißem Chorhemd zu knien und von ihm Vergebung der Sünden zu heischen. — Sünden konnte nur Gott vergeben, denn nur Gott konnte wissen, ob der Bußfertige sie bereute. Gott bedurfte keines Stellvertreters und Vermittlers, und er, Berthold Reiff, wollte alles beiseiteschieben, was sich zwischen ihn und sein Gebet, zwischen den Menschen und die unmittelbare Verbindung mit dem Schöpfer schob. Der Generalkommunion wollte er fernbleiben, solange er nicht erfaßt hatte, wie

er das Sinnbild von Wein und Brot als des Blutes und Fleisches Gottes ausdeuten sollte in der Hostie, die ihm der Priester reichte.

Zwar würde sein Fernbleiben vom Tische des Herrn bemerkt werden; doch hatte Pater Arbogast einmal in einem Sonntagsvortrag ausdrücklich gesagt: „Wenn jemand unter euch sich nicht in der Stimmung fühlt, das Abendmahl zu empfangen, wenn seine Seele keine Andacht empfindet trotz seines Bemühens, so kann er die Kommunion an einem andern Tage nachholen."

„Ich werde den Mönch auf die Probe stellen", dachte Berthold, und statt in die Kapelle, ging er am Beichtnachmittag in das Musikzimmer im Olymp, nahm die Geige aus dem Kasten und vertiefte sich in die erste Violinsonate Mozarts. —

Frei und leicht schwebte das Thema aus dem klingenden Körper des Instruments, schön auch ohne die dazugehörige harmonische Begleitung des Klaviers. Die Sechs-Achtel-Perlen mit ihren Verlängerungen und Einhalten stiegen empor und nieder und ließen den Knaben aufhorchen bei den Tönen, die er erzeugte. Sein Schönheitsempfinden regte sich beglückt, und gleichzeitig erwachte in ihm der erkennende Verstand, welcher sich in die Verarbeitung vertiefte und vom klanglichen Empfinden mitgerissen wurde, vom Hauptthema zum Seitensatz, bis zu der klaren Durchführung, die das Hauptthema zur aufsteigenden Frage umkehrt und mit den Gedanken des Seitensatzes gefühlsmäßig verbindet, bis die Wiederholung einsetzt und den Anfang in der Grundtonart bejaht.

Dann versenkte sich Berthold mit gleichem seligen Eifer in den Variationenteil. — Er hatte alles rings umher vergessen und war sicher vor einer Überraschung durch den Mönch, der an diesem Tage im Priesterseminar weilte.

In der Messe des nächsten Tages blieb Berthold der Kommunionbank fern. Seine Seele beschäftigte sich mit der Bedeutung des Altarssakramentes, wie sie es schon vor Jahren getan, als er den Mond des Nachts angeschaut hatte, in dem das Licht der Sonne zum Gleichnis Gottes in der Hostie ward.

Was hatte Jesus gemeint, als er sagte: „Das ist mein Fleisch, das ist mein Blut! Tuet dies zu meinem Andenken!"

Der Knabe wußte nicht, wie viele Frager vor ihm diesem Gedanken nachgehangen hatten, wie viele Zweifel und Zwistigkeiten den Deutungsversuchen jener Worte entsprossen waren.

Er stellte sich den Tag der Einsetzung des Abendmahls vor. Christus war in Jericho gewesen; das Volk hatte ihm zugejubelt — das Volk, das gesehen hatte, wie er die Kranken heilte und den Blinden die Augen öffnete, daß sie das Licht sahen, die Weizenfelder an den Hügeln und die Ölbäume am Bach. Und sicherlich hatten sie gefragt: Was ist das, dort am Berge, all das, für das wir keine Worte haben, weil wir blind gewesen sind?

Da hatten die Jünger gesprochen: Es ist ein Weinberg, der den Fels bedeckt und über welchem sich der Himmel spannt.

Und das Volk hatte gejubelt und Rosen aus den Gärten geraubt, um sie mit Veilchen und gelben Blumen auf den Weg dessen zu streuen, der da kam im Namen des Herrn.

Christus hatte den Blindgewesenen zugelächelt und die Kranken gesegnet, hatte auf die Fluren geblickt, wo die Reben hingen und goldene Ähren im Winde schwankten.

Er hatte gedacht: All das ist Gott, in allem ist Gott; er gibt sich seinen Geschöpfen im Blute der Trauben und in der Frucht des Kornes, das der Landmann in die Scholle senkt.

Und hatte gemurmelt: Ich und der Vater sind eins.

Diese Gedanken waren in ihm, bis das Osterlamm gerichtet war, als Wein und Brot vor Jesu auf dem Tische standen. Da hatte er gesprochen: „Das ist mein Fleisch, das ist mein Blut. Nehmet hin und trinket alle davon. Sooft ihr dies tut, tut es zu meinem Andenken." . . .

Berthold hatte vergessen, daß die Reihen der Mitschüler in den Bänken vor und hinter ihm zum Altar traten, um die Hostie zu empfangen. Seine Einbildungskraft hatte ihn gefangengenommen: er kniete einsam in einer Wolke von Andacht und neuem Glauben, der zu ihm kam mit bildhaftem Erleben, ihn wegführte von den Mitschülern und ihrem Tun sowie der Lehre des Geistlichen, der den goldenen Kelch in der Hand hielt und herüberschaute zu Berthold Reiff, ob er nicht kommen werde, aus seiner Hand den Leib des Herrn zu empfangen. — Dann kehrten die Mitschüler in die

Bänke zurück und verbargen das Gesicht andächtig in den Händen.

★

Erst nach einem besinnlichen Tage dachte Berthold daran, daß er dem Oheim schreiben müsse. Noch immer war die Stimmung von Freiheit und Lebensseligkeit in ihm, die ihm alle Dinge in anderer Erkenntnis zeigte, und in dieser Stimmung berichtete er dem Paten, in der Absicht, ihm ein besseres Bild von sich zu geben, als Tante Martha es gemalt hatte:

„Sei mir nicht böse, lieber Oheim, wenn ich an Dich schreibe, ehe ich den Brief Tante Marthas beantworte. Ich halte es für notwendig, daß Du siehst, wie alles gekommen ist, und daß ich nicht so bin, wie es Tante Martha darstellt.

Um Dir dies zu zeigen, muß ich weit ausholen.

Als Du mich in Dein Haus aufnahmst, war ich ein Kind, das noch die Mutter brauchte. Heute, da ich groß geworden bin, fühle ich das, und besonders dann, wenn ich Sehnsucht habe nach der Mutter oder nach jemandem, der mich lieb hat und zu dem auch ich lieb sein darf.

Ich zweifle dabei nicht, daß Du mir diese Liebe zeigst, und ich erkenne dieselbe an Deiner Fürsorge für mich und den Geldopfern, von denen Tante Martha schreibt und für die ich Dir stets danken werde. Aber ich weiß auch, wie wenig Du Dich unmittelbar um mich kümmern kannst und wie wenig Zeit Dein Amt Dir läßt.

Du hatteſt Tante Martha meine Erziehung übergeben. Doch ſie hat mir die Mutter nicht erſetzt. Ich könnte Dir viele Einzelheiten erzählen, aus denen hervorgeht, daß ſie mich nicht wie ein Kind behandelt hat. Das ſind Dinge, für die ich früher kein Verſtändnis hatte, ſondern nur die Furcht vor der Tante, welche ſtets ſo lange auf mich einſprach, bis ich wünſchte, ſie möge mich ſchlagen, damit die Sache ein Ende habe. Denn ſicherlich hatte ich oft unrecht, wenn ich genaſcht hatte oder ungehorſam war, wie es Kinder tun. Aber Tante Martha beurteilte dieſe Dinge, als ſei ich ein Erwachſener, und ſie ſprach ſo viel von meinen Verfehlungen, daß ich ganz verzweifelt war.

Ich hätte ſo ſehr gewünſcht, ſie hätte mich lieb gehabt, wie die Mutter es früher tat und ſicher auch noch tut. Aber Tante Martha liebkoſte mich nie, und nie noch hat ſie — ſoweit ich zurückdenken kann — mir zugelächelt, wie Mütter tun, wenn ſie auf ihre Kinder blicken.

Sie überließ mich immer mehr mir ſelbſt. Sie hätte ſich mehr um mich kümmern ſollen; ſie hätte mir zeigen müſſen, wie ich die Kleider in Ordnung zu halten habe, wie ich mich kämmen und waſchen muß, um ſtets ſauber zu ſein, und wie ich mein Zimmer in Ordnung bringen ſollte. Aber ſie gab mir nur böſe Worte, wenn all dies nicht geſchah, und hier in der Anſtalt hatte ich ſehr zu leiden, bis ich den Mitſchülern dieſe Dinge abgeguckt hatte, die mir auch heute noch ſchwerfallen.

Auch die Hausordnung wurde mir ſchwer und das Aufſtehen am frühen Morgen — beſonders, als ich

krank war und mich nicht wohlfühlte. Damals blieb ich liegen, und dabei ertappte mich Pater Arbogast. Aus diesem Grunde erlaubte er nicht, Dich am Namenstage aufzusuchen, und ich dachte mir nichts Böses dabei, Dir nicht geschrieben zu haben. Vielmehr wollte ich am nächsten Sonntag das Versäumte nachholen, wozu mir der Herr Pater die Erlaubnis gegeben hatte.

Pater Arbogast läßt Dir sagen, Du möchtest ihn über die Wahrheit meiner Angaben befragen. Ich aber bitte Dich, in mir nicht einen undankbaren, verstockten Menschen zu sehen, wie es Tante Martha tut, sondern mir zu glauben, daß ich in diesen Jahren nicht glücklich gewesen bin und Dich etwas fragen möchte, wenn ich Dich allein aufsuchen darf. Sei mir also nicht böse, sondern sei herzlich gegrüßt von Deinem Neffen Berthold."

Diesen Brief trug Berthold nach sorgfältiger Abschrift zu dem Pater, der ihn einsilbig entgegennahm und mißvergnügt sagte: „Ich werde Dir Bescheid zukommen lassen, Reiff. Geh in das Studierzimmer."

Am Tage darauf überbrachte der Präfekt dem Knaben seinen Brief mit der Bemerkung, es sei gut so, er möge ihn in das Haus des Herrn Prälaten tragen.

Berthold machte sich auf den Weg.

Ihm war unbehaglich zumute. Er schaute nach dem Wetter, was er sonst nie zu tun pflegte, und stellte fest, daß Regen drohe. Langsam machte er sich fertig und verließ die Anstalt. Frühlingsluft und Erwartung bedrückten ihn.

Über der Kurie des Oheims flogen Krähen hin und

her; die kahle Gartenmauer war feucht und bedeckt mit grüngelben Algen. — In den Tagen des Sommers waren aus den Ritzen der Bekrönung weiße und rote Löwenmäuler gewachsen. Er hatte plötzlich Sehnsucht, die Blumen wieder zu sehen und dem Duft junger Bäume nahe zu sein, wie sie auf den Bergen am anderen Ufer des Flusses standen, in den Wäldern wuchsen.

Er wagte nicht, sich der Tür unter dem Löwenwappen zu nähern, betrachtete aus der Ferne den Briefkastenschlitz, überlegte, ob er sein Schreiben hineinwerfen solle, ohne sich den Hausbewohnern gezeigt zu haben. Dann würde Tante Martha den Brief aus dem Kasten nehmen und ihn zuerst lesen. — Er wünschte aber, daß es der Oheim sei, der ihn vorher zu Gesichte bekam.

Was hatte er noch mit Tante Martha zu schaffen, die ihn so wenig kannte, daß sie nicht wußte, wie sehr er sich nach ihrer Zuneigung gesehnt hatte, wenn er neben ihr gesessen im weiten Gartensaal, vor dem die Terrasse lag mit den Rasenplätzen und Rosenhecken unter dem sehnsüchtig duftenden Flieder.

Wenn es Sommer wäre, würde alles besser sein als heute. Doch niemand wußte, ob man ihn erlebte.

Es kostete den Knaben Anstrengung, die beiden Sandsteinstufen vor der Tür emporzusteigen und den Glockenstrang zu ergreifen. — Die Schelle gab einen schüchternen Laut. Lange Stille folgte. Nichts regte sich. — Dann näherten sich langsame Schritte von innen.

Martha Becker öffnete und schaute streng auf Ber-

thold. Ihre blauen Augen wurden grünlich; sie fragte mit verschleierter Stimme: „Was willst du?“

„Ich möchte dem Oheim diesen Brief überbringen“, stotterte Berthold unsicher.

Martha Becker nahm den Umschlag langsam in die Hand und sagte wie aus weiter Ferne: „Warte hier vor der Tür. Ich werde mit dem Herrn Prälaten reden.“

Sie trat zurück in den Hausgang, lehnte die schwere Eichentür an. Der Zurückgelassene stieg von den Stufen des Eingangs und war wieder allein auf der Straße. Im Hause entfernten sich die Schritte langsam, schleppend.

In Berthold war nichts als das Gefühl der Demütigung. Er empfand, daß er ausgeschlossen war von der Gemeinschaft mit den Verwandten, von dem Hause, in welchem er sonst als Familienglied ein- und ausgegangen war. Er blickte die Gasse hinab. Kein Mensch ging zwischen den Mauern. In den kahlen Bäumen, die über die steinerne Umzäunung auf der andern Straßenseite starrten, kroch eine weiße Katze von Ast zu Ast. Vom Himmel hingen graue Nebelfetzen.

Er hörte durch den Türspalt leise die Stimme der Tante, welche in einem Zimmer des unteren Stockwerks sprach, erregt, wie sie zu tun pflegte, wenn sie ihn über die Pflichten belehrte, die auf ihn warteten in der Zukunft, wo das Leben komme mit seinem Ernst und strengen Gesetzen.

Er lauschte gespannt. Er konnte nicht ein einziges

Wort unterscheiden. Nur die scharfe Stimme klang unentwegt aus dem Hause.

Verstört stieß er die Eichentür auf und trat in den Hausgang, von dessen roten Sandsteinfliesen dumpfe Kälte aufstieg. Hinter sich legte er die Tür an. Die Stimme Martha Beckers klang deutlicher. Sie las seinen Brief vor. Er hörte Wort für Wort, langsam, betont, überempfindlich, wie aus einer fremden Welt. Vor ihm hing ein großer Spiegel, aus welchem ihm die eigene Gestalt entgegenblickte — wie ein Fremder. Sein Gesicht war bleich, die Augen suchten unruhig in der Ferne. Der Kopf war vornüber geneigt, der Kragen unsauber, die Haare unordentlich. Seine Hände spielten ruhelos auf dem Rande des braunen Hutes, den er abgenommen hatte.

Ihm deuchte, er sei aus dem Leben geschieden; ein Anderer stand in dem Spiegel an seiner Stelle. Jemand anders sprach scharf und langsam die Worte, die er geschrieben hatte, die Kälte, die seinen Leib durchrann, war wie Todesschauer, und nichts war in ihm als die Erwartung von dem, was kommen müßte, von dem Gericht, das folgen werde, das ihn schuldigsprechen müsse zur Qual der Verdammnis.

„. . . Dein Neffe Berthold", sprach Tante Marthas Stimme hinter der Tür. Dann wurde es still. Das tiefe Organ des Oheims begann zu murmeln. Leise Widerrede folgte.

Das Wechselgespräch dauerte an. Nach abermaligem Warten in der feuchten Kälte öffnete sich die Tür. Martha Becker trat langsam aus dem Zimmer. Als

sie Berthold im Hausgang erblickte, zögerte sie und blieb stehen.

„Der Herr Prälat wird mit Pater Arbogast reden", sagte sie, ohne näher zu kommen. Sie wartete, bis Berthold sich gewandt und die Haustür hinter sich zugezogen hatte.

Draußen begann feiner Regen zu fallen, und die Dämmerung brach ein über dem Rückweg des Knaben.

★

Vor der Tür der bischöflichen Erziehungsanstalt blieb Berthold stehen. Er konnte sich nicht entschließen, einzutreten. Dann knöpfte er den Mantel zu und entfernte sich langsam, scheu nach allen Seiten blickend.

Der Anstalt gegenüber lag das alte Gefängnis. Auch hier war niemand zu sehen. Mauern warfen dunkle Schatten auf den Weg, den er eiliger beschritt, je mehr er sich vom Pförtnerhaus entfernte, durch das er hätte eintreten sollen.

Er tastete nach dem Geldbeutel in seiner Tasche und überzeugte sich, daß er ihn bei sich trug.

In der breiten Allee, durch die er einst mit Mutter und Oheim gefahren war, als er in die Stadt kam, begegneten ihm Leute. Er wandte den Kopf, um nicht gesehen zu werden. Er eilte in eine Nebenstraße.

Helle Lichter blitzten auf. Dort lag der Bahnhof. Befangen blieb Berthold stehen und überblickte den Platz, auf dem Wagen mit Pferden fuhren und standen. Gelbes und weißes Licht kreuzte sich in breiten Bän-

dern. Langsam schlenderte er vorwärts und betrat die Bahnhofshalle. Seine Augen suchten die Tafel, auf der die Abfahrtszeiten der Züge vermerkt waren.

Nach einigem Hin- und Hersuchen fand er das Gewünschte. Seine Augen sprangen begierig auf die Ziffern. — Ein Mann mit grüner Dienstmütze stand in der Nähe. Berthold überlegte und trat auf ihn zu.

„Wann geht der nächste Zug nach . . .?" fragte er halblaut.

„Acht Uhr zwanzig", sagte der Mann in dienstlichem Ton, nachdem er einen Blick auf die Abfahrtstafel geworfen hatte.

Berthold trat zurück. Es waren noch zwei Stunden bis zur Abfahrt. Er mußte warten.

Seine Blicke glitten suchend umher. Durch die Türen der Wartesäle gingen Männer und Frauen mit sicherem Schritt; an den Schaltern drängten die Menschen. Gepäckträger liefen umher und schleppten ihre Last.

Auf der andern Seite der Halle stand eine leere Bank. Langsam schlich Berthold dorthin und setzte sich. Er beobachtete das Gehen und Kommen im Bahnhof. Seine Sinne waren erregt, die Hände feuchteten sich mit Angstschweiß. Niemand achtete auf ihn.

Plötzlich begann der Knabe zu zittern. Am Eingang der Halle stand ein Geistlicher, den er kannte. Es war der erkrankte und beurlaubte Anstaltsrektor, welcher von Pater Arbogast vertreten wurde. Suchend schaute der Mann im schwarzen Priestergewand umher. Berthold fühlte, wie die klaren, ruhigen Augen spähten.

Aber der Priester winkte einem Dienstmann mit roter Mütze und übergab ihm einen Gepäckschein. Dann wanderte er vor den Schaltern auf und ab.

Der Flüchtling glaubte, der Geistliche müsse ihn im nächsten Augenblick bemerken. Doch der Rektor ging vorüber. Bücher am Zeitungsstand beschäftigten seine Aufmerksamkeit. Dabei wandte er den Rücken. — Berthold sprang auf und verließ eilig die Bahnhofshalle. Er rannte auf eine dunkle Straße zu, lief und lief und holte erst Atem, als er wieder im Schatten zwischen den Mauern des Gefängnisses und der bischöflichen Erziehungsanstalt stand. Zornig über sich selbst ballte er die Fäuste, ließ die Arme sinken und ging mutlos dem Pförtnerhaus zu, hinter dessen erleuchteten Gangfenster der alte Diener saß und ihm gleichmütig zunickte ...

Der Zurückgekehrte verbrachte die folgenden Stunden in traumhaften Vorstellungen. Er malte sich aus, wie die Mutter ihn empfangen haben würde, wenn er unerwartet bei ihr eingetreten wäre, wie er alles erklärt hätte, was in ihm den Gedanken an eine Flucht wachgerufen hatte. Dabei stellte er mit selbsterkennendem Staunen fest, daß ihn jetzt nicht mehr der Gedanke an den künftigen Beruf allein forttrieb, der früher der einzige Beweggrund für seine Sehnsucht gewesen zu sein schien, sondern neben ihm die unerträglichen Vorwürfe, welche in dem Briefe und der Behandlung der Verwandten lagen, und in dem Mißtrauen des Mönches, das er stets fühlte, wenn dieser mit ihm sprach.

Die Mutter würde ihn bei dem Oheim entschuldigen

und würde es möglich machen, daß er den gewählten Beruf ergriff, würde ihn umsorgen, wie auch er ihr helfen wollte, wo und wie er konnte.

Unter diesen Vorstellungen legte sich die Erregung des Knaben. Es machte ihm Freude, weiter und weiter zu sinnen, hinaus in die Zukunft, wo er ein Haus bauen wollte für die Mutter, die Schwester und Stefanietta, das in einem kleinen Garten lag mit einer Laube und einem Springbrunnen, dessen Steigen und Fallen glitzerte und wie Silber klang. Von seinem Musikzimmer aus würde er in den Garten schauen, würde sehen, wie Stefanietta an den Blumenbeeten vorüberging und die Arme emporhob zu den Ästen der Bäume, an denen Kirschen hingen oder Pfirsiche, und Mirabellen reiften, die die Äste neigten unter der Last der Früchte. — In weiten Gattern pickte das Hühnervolk; über dem Hause flatterten Tauben mit klatschenden, schweren Flügeln. —

All diese Wunschbilder hatten etwas Schmerzliches, wehmütig Süßes in dem Gewebe, das sie mit der Vorstellungswelt Bertholds verband. Sie schlichen sich ein in seine Gedanken, auch dann, wenn er sie mit dem Lernstoff der Schule oder den Gesprächen der Mitzöglinge zu verdrängen suchte.

Am liebsten blieb er in den folgenden Wochen für sich allein, wo ihn niemand störte. Auf den Spaziergängen trennte er sich von den Mitschülern, welche auseinanderschwärmten in den Wäldern, suchte einsame Wege und stille Schluchten in den Bergen, bis der Ruf zum Sammeln erschallte.

Immer wieder fand er sich, wenn der Weg in die Umgebung führte, an dem kleinen Wasserfall, der tief in ein enges Seitental stürzte. Bunte Sandsteinwände strebten frischfarben auf, als sei hier der Natur eine blutende, rote Wunde geschlagen worden, die sich noch nicht geschlossen hatte, so daß die Gebirgsbildung nicht zum Abschluß gekommen war.

Hier nagte der Wasserlauf seit hundert Jahren an den Sandsteinfelsen der Schlucht, hatte Höhlen gegraben, Sandnester ausgespült und die oberen Felsen im Bergsturz in die Tiefe gezogen.

Dort war Berthold gerne. Er drang in die Grotten ein oder stand am Wassersturz und lauschte der Melodie des Falles und dem Klingen einzelner Tropfen, die ihn umsprühten. — In diesen Tagen aber stieg er auf die Höhe der Felsen und blickte hinab in die Tiefe, in der der Abgrund zu versinken schien in falbem Sand und ferner Unendlichkeit.

Das Gefühl des Schwindels, das ihn überkam, lockte ihn wie ein glücklicher Taumel. Er fragte sich, ob er sterben würde, wenn er den Sprung in die Tiefe wagte.

Vor seinen Augen begannen die Steine in der Schlucht zu kreisen. Sein Blickfeld verwandelte sich in einen saugenden Trichter, in dem alles nach unten strebte. Die Brust begann zu keuchen, eine Mischung von Angst und Glück in seinem Herzen wuchs, wie eine Lawine, die sich vom Steilhang löst. Das Brausen des Wasserfalls schwoll zu unerhörtem Grollen, und seine Hände begannen unsicher in der Luft umherzugreifen.

Mit letzter Anstrengung riß er sich von der ziehenden

Macht in der saugenden Tiefe los und trat einen Schritt zurück.

Wollte er wirklich sterben, jetzt, wo er vielleicht noch die Möglichkeit hatte, zur Mutter zu fahren und glücklich zu werden? Sollte er auf den ersehnten Beruf, auf die Liebe zu Stefanietta verzichten, die auf ihn wartete und Sehnsucht nach ihm empfand in der Ferne klösterlicher Einsamkeit?

Berthold glaubte an diese Sehnsucht und hatte die Vorstellung, das Mädchen müsse aus dem Walde kommen, mit ihm in die Ferne wandern, ihm den Weg zu zeigen, den er gehen mußte. —

So sollte es sein! Die Geliebte müßte kommen, ihn wegführen vom Rande der Schlucht, und ihm sagen, daß sie ihn liebe.

Dieses Bild war so mächtig in der Seele des Knaben, daß er ein Gespräch mit der Freundin begann, als stehe sie wirklich neben ihm, und da ihm keine Antwort aus dem schweigenden Walde zurücktönte, nahm er sein Taschenbuch und schrieb in dasselbe die Wechselrede, wie er sie hier zu erleben vermeinte.

Und er hörte Stefanietta sagen:

„O Berthold, tu mir das nicht an! Sieh her; du wolltest von mir gehen? Ich sollte einsam, ohne Hoffnung auf der öden Erde bleiben?"

Und er antwortete: „Was rufst du mich in diese Welt zurück, der ich verloren und die mir verloren war? Verlassen muß ich dich, das ist mein Schicksal, nicht mein Wille. Und wenn ich sterbe, bist du frei."

„Frei ist nur, wer sich über seinen Schmerz erhebt.

Nur wer im Irdischen sich menschlich rein bewegt, ist frei. Drum lebe, Berthold, lebe wie ein Mann!"

„Was ist mein Leben ohne dich? Der Mensch ist nicht ein Einzelwesen, das sich verschließt gen alle Welt und sich nur selbst im Herzen trägt. Die Liebe ist ihm in die Brust gepflanzt; drum braucht er Menschen — und ist unter Menschen nur ein Mensch. Doch mehr noch will er, als nur Mensch zu sein. Ein jedes Wesen fühlt in sich die Lust, dem Nächsten mehr zu sein, denn Mensch. Doch wo er anklopft mit des Herzens wärmstem Triebe, da findet er — ein nicht Verstandener, ein falsch Begriffener — ein taubes Ohr. Nur wen'ge gibt es, die mit ihm sich als ein beff'res Wesen fühlen. Er nennt sie Freunde."

„Und hast du meine Freundschaft nicht besessen? Ich wußte es, wie schwer du leidest, Berthold, und kann verstehen, daß du dem armen Sein entsagen wolltest, um Deinen Kummer in das Nichts zu bergen."

„Stefanietta! Wohl wird mir Deine Freundschaft unverloren bleiben. Doch was ist Freundschaft für den Liebenden? Sieh, nicht die Freundschaft ist das schönste Ziel der Menschen. Erst wo sich zu der Freundschaft Liebe findet, da ist der Menschheit ganzer Zweck erfüllt. Auch ich kann nur in ihr mein höchstes Glück genießen. Dies Glück baut sich auf gleichgestimmte Herzen, auf harmonierende Gedanken auf, so daß der eine sich im andern fühlt, sich in ihm kennt und in ihm widerspiegelt."

„Wir dürfen nicht nur uns, uns selbst bedenken, Berthold. Dein bin ich, wenn auch alles sich um uns

verändert. Drum laß uns leben, füreinander und für Andre. Wohl ist die Liebe stets der letzte Zweck des Lebens. Ich aber frage dich: ist es der einz'ge auch? Vollkomm'ne Menschheit nennt der Mann den höchsten Sinn der Erde. O lebe für die Menschheit, und du lebst für mich."

„Ach könnte ich mich doch zu deiner Größe auch erheben! Und könnte ich mich tapfer in mein Schicksal finden, du Geliebte!"

„O bleibe nur du selbst, und du wirst vieles sein. Und ist die Hoffnung nicht die beste Führerin durchs Leben? Drum hoffe, Berthold, hoffe auf das Leben, und diese Hoffnung ist dir Führerin und Stab."

„Ich will ein Mann sein und will tapfer bleiben, damit ich deiner würdig werde. Ja, deiner würdig sein und jedes Menschen würdig sein — das ist das Leben!"

Berthold war von den Worten, die er in sein Taschenbuch schrieb, so erregt, daß er lange brauchte, um sich in die Wirklichkeit zurückzufinden. Beinahe hätte er die Mitschüler verfehlt, welche den Heimweg antraten und nicht auf ihn achteten.

Er las die Sätze, als seien sie von einem Fremden gesprochen worden, so daß er zuletzt nicht begreifen konnte, wie er sie selbst geschrieben hatte.

Sie beeinflußten und stählten seinen Willen. Er versuchte, sich mit mehr Fleiß den Pflichten der Schule zu widmen und seinem Leben einen festeren Grund zu geben. Trotzdem konnte er es nicht unterlassen, über diesen Kreis und sich selbst immer wieder hinauszugreifen und nach den Fragen der Weltweisheit und den

Schöpfungen der Kunst in Worten, Bildern und Tönen zu suchen — und in deren Beantwortung seine größere, eigentliche Bestimmung zu sehen.

Auch die Sehnsucht nach der Mutter trat mehr in den Hintergrund. Die heimliche Reise zu ihr verschob er bis zu den Osterferien, um klar zu sehen, wie sich Oheim und Tante Martha während dieser Zeit ihm gegenüber verhielten . . .

Eines Tages trat er nach dem Besuch der Lateinschule in den Buchladen, in welchem er die Ariadne gesehen, und verlangte Kants „Kritik der reinen Vernunft", eine Harmonielehre und eine ausführliche Kunstgeschichte. Er war willens, das Geld der Mutter für diese Wissensschätze zu opfern.

Begierig warf er einen Blick in eines der Bücher, die wie Verheißungen vor ihm lagen, und wurde erst wieder in die Wirklichkeit zurückgerufen, als der Buchhändler, der ihn kannte, fragte: „Soll ich die Werke auf Rechnung schreiben?"

Berthold tat, als habe er nichts gehört und als lese er weiter. Aber er überlegte. Er hatte noch die Möglichkeit, den Geldschein zu behalten und sich doch die ersehnten Werke zu beschaffen. Er konnte dieselben später bezahlen, sich vorerst das Geld verfügbar erhalten. Er würde ein größeres Gefühl von Freiheit und Selbständigkeit besitzen.

„Herr Reiff", wiederholte der Buchhändler, „soll ich die drei Werke in Rechnung stellen?"

„Ja, bitte", sagte Berthold leichthin und begann in dem Buche zu blättern ohne aufzublicken.

Der Verkäufer trat an sein Schreibpult, und Berthold schlug den Band zu. Er schob die Bücher zwischen seine Schulhefte und verließ den Laden mit freudigen Schritten.

Allerdings hatte er von den Sätzen, welche er vorhin flüchtig erhaschte, nichts verstanden. Er wollte sich aber in den Inhalt der Darstellung im Zusammenhang solange vertiefen, bis er den Sinn des Sprachgewebes erkannt hätte. Jetzt kamen ihm die Sätze mit den unbekannten Fremdwörtern und dem eingeschachtelten Sinn noch vor, als habe er sie durch eine zu scharfe Brille gesehen und müsse die Augen schließen, weil ihn schwindelte . . .

Da er am nächsten Samstag wieder keine Stimmung fühlte, beichten zu gehen, ergriff er eines seiner neuen Bücher und zog sich in das Musikzimmer zurück, um die Gesetze der Harmonielehre zu studieren und die Bilder zu betrachten, welche die dickleibige Kunstgeschichte enthielt.

★

Um vor einer Entdeckung sicher zu sein, versteckte Berthold seinen Bücherschatz unter der Wäsche im Kleiderspind. Hier holte er sich heimlich den Lesestoff, wenn er in den Olymp ging, um zu üben, oder vor den Spaziergängen, um sich im Walde — fern von den übrigen Zöglingen — in die Geheimnisse zu vertiefen, die aus den Werken zu ihm sprachen. Oft verbarg er einen Band in der inneren Manteltasche, welche er

durch einen Schnitt mit dem Taschenmesser ins Futtertuch vergrößert hatte.

So vergingen zwei Wochen, ohne daß er von dem Oheim etwas gehört hatte, ohne eine Antwort auf seinen Brief zu erhalten. Er las und dachte über das Gelesene nach. Aber sein Suchen nach dem urgründigen Werden von Stoff und Geist blieb von Dunkelheit umgeben. Zwar fand er manches, das er zu verstehen meinte; doch immer schien es ihm, als verberge sich hinter den Worten der Weisheit und Gelehrsamkeit noch vieles, unendlich Geheimnisvolles, so daß seine Stimmungen sich mischten aus Glück und Enttäuschung, aus denen der Wunsch nach tieferem Erkennen strömte und Hoffnung aufstrahlte, es möge sich ihm der letzte Zusammenhang der Dinge offenbaren. —

Neue Beunruhigung kam über den Knaben, als er eines Tages dreimal kurz hintereinander in das Rektorenzimmer gerufen wurde, wo der Vorgesetzte saß und die Arme auf die rote Wolldecke stützte, stets in der gleichen Stellung, mit dem eifernden Blick, der den jungen Menschen an Peter v. Vignory erinnerte.

„Reiff", sagte der Mönch, „ich habe mit Unbehagen gemerkt, daß du mehrere Wochen hintereinander der Kommunionbank ferngeblieben bist. Ich übergehe, daß du durch solche Kundgebungen einen verderblichen Einfluß auf deine Mitschüler ausübst und einen Geist der Widersetzlichkeit dartust, dessen ansteckende Wirkung ich fürchte. Mein Gebet für dich ist fruchtlos geblieben. Meine Ermahnungen schlägst du in den Wind. Deine religiöse Zerfahrenheit ist offensichtlich. — Dein Oheim

fordert mich soeben auf, zu ihm zu kommen und ihm dein Verhalten zu erklären, das auch ihn befremdet, wenn er auch nicht weiß, daß der letzte Grund meines Verbotes bezüglich des Namenstags in deiner Lauheit und deinem Betragen liegt. Ich werde nicht umhin können, dem Herrn Prälaten zu erklären, daß du mich zwingst, deinem sündhaften Freiheitsdrang Zügel anzulegen. Denn dieser Freiheitsdrang ist nicht der schöne Eifer zum Beispiel des heiligen Wendelinus, des Königssohnes, der in die Wälder floh und die Schafe hütete, um Gott zu finden, sondern sieht dem Drang eines Empörers und Umstürzlers seltsam ähnlich. Dir ist es lästig zu beichten, und du bleibst dem gemeinschaftlichen Gang zum Altar fern. Soll ich deinem Oheim mitteilen, daß du nun schon zum zweiten Male im Begriffe bist, den Vorschriften unserer heiligen Kirche den Rücken zu wenden und dich vom Glauben abzukehren? Er wird dann ohne weiteres verstehen, warum ich dir verbieten mußte, das Fest im Kreise der hohen Geistlichkeit zu feiern und dich erhaben zu fühlen über die Vorschriften des Hauses, dem deine Erziehung anvertraut ist."

Vor Bertholds Augen begann der Mann hinter der roten Tischdecke zu verschwimmen, das ganze Zimmer in seinen Blicken zu zittern. Wie eine Welle stieg unbändiger Zorn in ihm auf, je deutlicher er sich überredete, daß der Vorgesetzte sich dem Oheim gegenüber dadurch rechtfertigen wolle, daß er den Ereignissen eine Deutung gab, welche mit seiner eigenen Anschauung in Widerspruch stand. Dieser Zorn raubte ihm jede

Überlegung, und darum sagte er mit erregter Stimme: „Als ich Namenstag hatte, waren meine Zweifel noch nicht so groß, daß sie mich vom Tische des Herrn fernhielten. Aber Sie selbst haben gesagt, niemand müsse an der Generalkommunion teilnehmen, wenn er nicht dazu gestimmt sei."

Er hielt inne; auch der Geistliche schwieg sichtlich erschrocken. Plötzlich sagte derselbe: „Du zweifelst wieder an Gott? Du bietest mir frech die Stirn und bestätigst meine schmerzlichen Vermutungen, als sei das etwas Selbstverständliches! Mehr brauche ich nicht zu wissen. Geh mir aus den Augen und erwarte das Weitere. Gelobt sei Jesus Christus!"

Den priesterlichen Gruß des Mönches begleitete eine Handbewegung und ein Blick, vor welchem Berthold sich entsetzte.

Er verließ stumm das Rektorenzimmer und irrte in den Gängen der Anstalt herum ohne Ziel und Erkenntnis.

Als er an dem Raume vorüberkam, in welchem die Mitzöglinge in der knapp bemessenen Freizeit ihre Schuhe reinigten, hörte er durch die nur angelehnte Tür die Stimme des Klassenältesten. Dieser war ein „guter" Lateiner, der dem Pater nach jeder schriftlichen Arbeit in der Schule das Verzeichnis der Noten überbrachte und auch sonst über Betragen und Fortschritte berichtete, so daß man ihn als Mittelsmann zwischen dem Mönch und den Schülern bezeichnen konnte.

„Er ist vor die rote Decke gerufen worden", sagte der Klassenälteste, während das Geräusch verschiedener

Schuhbürsten seine Worte begleitete wie geheimnisvolle Musik: „er wird endlich erfahren, wie sein Betragen auf uns wirkt. Ich habe ausdrücklich betont, daß wir keine geistige Gemeinschaft mit ihm haben und daß er alles aus eigenem Antrieb tut."

Stillschweigen folgte. Nur die Bürsten zischten weiter.

„Laß ihn gehen", sagte langsam eine Stimme; „er tut uns nichts Böses; das Seine muß er mit sich selber ausmachen."

„Doch, er tut Böses und schadet sich selbst", eiferte der Klassenälteste; „wochenlang bleibt er der Kommunionbank fern. Schlechte Beispiele verderben gute Sitten. Auch habe ich beobachtet, daß er Bücher im Kleiderspind aufhebt, und habe nicht verfehlt, diese Tatsache dem Präfekten mitzuteilen. Vor jedem Spaziergang nimmt er mit dem Hute ein Buch aus dem Schrank; vielleicht liegt in diesen Büchern die Wurzel alles Übels." . . .

Berthold war zusammengefahren. Ohne Zweifel sprach man von ihm. — Der Klassenälteste hatte recht: niemand im ganzen Hause hatte nach dem Fernbleiben von Ignaz Krautt eine geistige Gemeinschaft mit ihm; er fand nicht die Brücke zu den übrigen Schülern; er hatte anders und tiefblickender sein wollen. Nun war er einsam, und weil er einsam war, sahen sie in ihm einen Bösewicht, dem sie den Weg versperren würden, wenn er zurückwollte, um so zu sein, wie alle waren.

Eine unerklärliche Angst jagte diese Gedanken in seinem Kopfe auf. Sein Bücherschatz war in Gefahr.

Er mußte ihn in Sicherheit bringen; sonst fand ihn der Präfekt. Aber er konnte sich nicht von der Tür losreißen, aus deren Spalt in die Dunkelheit des großen Ganges die Worte des Klassenältesten herausdrangen wie die Stimme des Gerichts aus einer andern Welt:

„Habt ihr ihn schon einmal sprechen hören, wenn er sich herbeiläßt, mit uns zu reden? Man beginnt irgendein Gespräch; ich spreche über den Unterricht, über die Andacht, über die Lehrer oder sonst etwas; nach ein paar Sätzen ist er schon im Himmel; er beginnt zu philosophieren und redet so lange, bis man nichts mehr sagen kann. Dann hört er nur sich selbst."

„Er ist verrückt", sagte eine dritte Stimme, halbverschleiert vom Rauschen eines Wasserhahns. „Ich habe ihn einmal von der Seele der Dinge sprechen hören und von den Gedanken Platos; auch sieht man ihn öfters in der Gesamtausgabe des Ovid blättern, und man kann sich schon vorstellen, was er dort sucht."

„Er sucht die Amores", vermutete die Stimme, die nach dem Klassenältesten gesprochen hatte. „Aber laßt ihn nur; er versteht davon auch nicht mehr als wir."

„Der Präfekt wird ihm den Lesestoff schon beschneiden", sagte der Klassenälteste hämisch, und Berthold kam abermals zum Bewußtsein, daß sein Bücherschatz in Gefahr war. Er riß sich los von der Tür, hinter der die Mitschüler weiter Gericht hielten, um ins Schrankzimmer zu eilen.

Niemand war in dem Raum. Doch es lag wie Angst in der Luft. Berthold fühlte diese Angst in seinem Kopfe; er atmete sie mit dem unsicheren Hauche ein, den

er im Zimmer spürte, sie quoll aus dem verschlossenen Schrank und ließ ihn stille stehen an dem Spind. Er war eine Zeitlang nicht imstande, die Hand zu erheben, um den Bretterverschlag zu öffnen.

Es näherten sich Schritte von draußen. Berthold raffte sich zusammen und öffnete den Schrank. Die Kleider hingen unberührt; die Wäsche lag geglättet auf dem untersten Brett. Unter ihr hatte er die Bücher verborgen. Dort mußten die Kunstgeschichte und die Harmonielehre liegen, darunter ein Büchlein über Himmelskunde, über Chemie und die Kritik der reinen Vernunft des Königsberger Weisen.

Er schob die Hemden beiseite. Die Bücher waren verschwunden. Er kam zu spät. Ihm stieg das Blut heiß in den Kopf; es rauschte in seinen Ohren.

Die Schritte, welche er gehört hatte, kamen auf ihn zu. Es war der Präfekt. —

„Suchst du deine Bücher?" fragte dieser. „Sie sind beim Herrn Pater. Pater Arbogast läßt dir sagen, du möchtest noch einmal zu ihm kommen. Mach den Spind zu. Ich will der Angelegenheit nicht vorgreifen. Komm mit!"

Berthold gehorchte willenlos und ging neben dem jungen Priesteranwärter her, wie ein Hund neben seinem Herrn, der mächtiger ist als das Tier.

Sie traten in das Rektorenzimmer. Am Tische mit der roten Decke saß der Geistliche. Vor ihm lagen die vier verschwundenen Bände. Der Präfekt stellte sich schweigend zur Linken des Mönches auf.

Die Unterhaltung war kurz und gewichtiger als die

sonstigen Ausführungen des Erziehers. Sie bestand mehr in vielsagenden Blicken als in Worten. — Die Augen des Mannes und des Jünglings wanderten zu dem Knaben hinüber, der vor dem Tische stand und auf Kants Kritik der reinen Vernunft schaute. Das Buch lag dicht vor ihm.

Der Präfekt streckte die Hand aus und wies mit dem Zeigefinger auf das verbotene Werk. Der Mönch nickte und sagte bestimmt: „Hier ist der Schlüssel aller Vorgänge, welche dich betreffen. Ich hatte es geahnt. Nun kann ich deinem Oheim mehr erklären, als ihm zu erfahren Freude bereitet. Ich nehme den Präfekten mit. Nach unserer Rückkehr werde ich dich rufen lassen. — Gelobt sei Jesus Christus."

Berthold schwieg und wandte sich zum Gehen. Der Präfekt betete laut und nachdrücklich „In Ewigkeit. Amen."

Es läutete im Gang. Der Knabe stapfte in das Lernzimmer und setzte sich an sein Pult. Er dachte nichts. Er wartete auf die dritte Unterredung, die ihm angekündigt worden war. Um die Zeit auszufüllen, versuchte er einige Aufgaben des höheren Rechnens zu lösen. Aber das schriftliche Rechnen, welches ihm sonst Freude machte und ihm Beruhigung brachte, wenn er aufgeregt oder voll unstillbarer Gedankensehnsucht war, hatte die Kraft heute verloren. Er blickte ratlos von seinem Heft auf. Die Federn der Mitschüler kritzelten. In der Luft lag wieder die große Angst. Ungewollt, aber deutlich klang in seinem dumpf gewordenen Gehirn der Satz auf: „Repetitio est mater studiorum."

Niemand hatte dieſe Worte gerufen, doch er griff wie auf einen Geheimbefehl dunkler, innerer Mächte nach den Verwandlungen des Ovid und ſchlug unter dem Eindruck, er müſſe gehorchen, die Verſe von Phaëtons Sonnenfahrt auf.

Langſam las er die lange lateiniſche Erzählung, ohne daß ihn die Angſt der letzten Stunde verließ. Er glaubte den heißen Brodem der brennenden Wälder und des glühenden Dunſtkreiſes zu empfinden, den der Gottesſohn durcheilt, deſſen Hand die Zügel entglitten waren, bis der Blitz des Allvaters ihn fällte . . . Dann ſprach er mehrere Male leiſe die Worte vor ſich hin, die der Dichter über das Grab des toten Jünglings geſetzt hatte:

„Phaëton ruhet allhier, der des Vaters Wagen gelenkt hat,
zwar beherrſcht' er ihn nicht; doch erlag er großem Beſtreben."

Bertholds Blick war trübe geworden und nach innen gekehrt. Die Gedanken arbeiteten nicht mehr. Alles um ihn verſank in das einzig Bleibende in ihm, in die ſtillſtehende Angſt vor ſich ſelber, obgleich ſein Bewußtſein über das ſchwieg, wovor er ſich fürchtete. Nur ſo viel war ihm klar: der Mönch war es nicht und nicht der Präfekt, auch nicht der Oheim, ſondern ein Kommendes, Unbeſtimmtes, insgeheim Erwartetes, das ſich in ihm entwickelte und groß wurde mit Augen und Ohren, die noch nicht ſehen und hören konnten.

Endlich trat der Seminariſt ins Lernzimmer und

kam auf ihn zu. Leise forderte er den Knaben auf, zum Vorgesetzten zu kommen.

Die dritte Unterredung mit Pater Arbogast war noch kürzer als die vorausgegangene. Der Geistliche saß mit verschränkten Armen hinter dem Tische und sagte gewichtig: „Zieh dich an und geh hinüber ins Amtsgebäude deines Oheims. Der Herr Prälat wird selber mit dir reden. Gelobt sei . . ."

Berthold hörte den Schluß des priesterlichen Grußes nicht mehr. Der Mann im braunen Gewand über der roten Decke erregte in ihm die Vorstellung eines Scharfrichters. Er eilte wortlos hinaus, fühlte sich wirr und zugleich erleichtert, als die warme Frühlingsluft in seine Lungen drang.

Die Amtsräume des Prälaten lagen neben der Dommusikschule. Berthold fand den Oheim allein im Kapitelsaal und wartete, bis der Pate von seinen Schriftstücken aufblickte und den Neffen eine Zeitlang durch die Brillengläser betrachtete.

„Setze dich hier her", sagte er und zeigte mit dem Federhalter auf einen Ledersessel. „Ich höre von Pater Arbogast neue Klagen über dich. Deine religiöse Aufführung läßt zu wünschen übrig, und in deinem Besitze hat sich diese Kritik der reinen Vernunft mit anderen Werken gefunden, von denen du nichts verstehst. Ich will auch diesmal der Sache nicht die große Bedeutung beimessen, welche der Pater und dein Präfekt ihr beilegen; allein ich höre mit Erstaunen, daß du dem Tische des Herrn fernbleibst, wie du auch deine Pflichten mir gegenüber am Namenstage verletzt hast, die du wenig-

stens nachträglich hättest erfüllen sollen. Ich habe keine Lust, mich mit dir in wissenschaftliche Erörterungen über Glaubenszweifel und derartige Dinge einzulassen. Sie sind bei Knaben deiner Jahre nicht selten und hängen mit Vorgängen des Lebens zusammen, von denen du ebenfalls nichts verstehst. Laß dir als einzigen Beweis dienen, daß die größten Männer der anerkannten Wissenschaft und der Kunst treu im Glauben gewesen sind und ihren Hort in der Kirche gefunden haben. Auch ich glaube, und du kannst überzeugt sein, daß jene Männer und ich mehr über die Richtigkeit unserer Gotteslehre nachgedacht haben, als du es vermagst. Spintisiere also nicht, sondern geh mit den andern Schülern zur Beichte und Kommunion, bis sich dein Zustand gebessert hat und du auch innerlich von der Größe christlicher Lehre ergriffen wirst. — Mehr als das gibt mir etwas anderes zu denken. Bist du in deinen Äußerungen immer ehrlich und aufrichtig, Junge? Ich meine, sind es deine eigenen Gedanken und Worte, mit denen du spielst? Hier habe ich den Brief, welchen du an mich auf die Zeilen Tante Marthas hin geschrieben hast. Seine Ausdrucksweise befremdet mich. Das sind nicht die Gedankengänge eines Sechzehnjährigen, sondern mitunter finde ich darin eine Klarheit in menschlicher Anschauung, welche du nicht besitzen kannst. Ich vermute daher, daß dir bei dem Briefe jemand geholfen hat, und ich möchte wissen, wer es ist. Sage es mir."

Berthold blickte den Oheim an, als verstehe er ihn nicht. Zuletzt stammelte er, nach Worten suchend: „Gewiß, ich habe den Brief selber geschrieben."

„Ich glaube es; aber ich möchte wissen, wer dir dabei geholfen hat."

„Niemand."

„Das ist unverständlich. Die Worte über Mutterliebe, die dein Brief enthält, sind nicht die Worte eines Knaben. Wenn du aber die Wahrheit sagtest, so würde ich darüber mehr erschrecken, als über alle Glaubenszweifel, die du etwa hegst, und von denen ich wünsche, daß sie unterbleiben.

Das Bewußtsein eines Knaben ist noch nicht so wach, daß es derartige Gedanken ausdrückt, wie du es tust. Sonst ist er krank. Hat dir wirklich niemand geholfen, oder hast du ein Buch gehabt, das dir zum Vorbild diente?"

„Nein", erwiderte Berthold.

„Ich werde mir die Sache nochmals durch den Kopf gehen lassen. Lassen wir für jetzt die Form des Briefes. Sein Inhalt ist für Tante Martha nicht befriedigend. Er ist nicht das, was sie von dir erwartet hat und von dir fordern kann. Du hast nicht zu urteilen, wie die Dinge sein könnten oder nach deiner Vorstellung sein müßten, sondern hast dich unterzuordnen, wenn du später einmal frei sein willst. Es ist nicht die Frage, ob dir in irgendwelcher Weise Unrecht geschehen ist, sondern ob du gehorchen kannst und dich unterwerfen willst. Darum erwarte ich nicht nur, daß du verbotene Bücher von jetzt an meidest, dich der kirchlichen Sitte und den Vorschriften des Glaubens unterordnest, sondern auch Tante Martha in einem zweiten Briefe um Verzeihung bittest. Dies letztere hat noch heute abend zu geschehen. Geh in

die Anstalt und melde dich bei Pater Arbogast, mit dem ich die Angelegenheit besprochen habe. Du gibst ihm keine Widerworte. Ich habe jetzt zu tun. Guten Abend."

Berthold stand auf und drehte den Hut in den Händen. Der Oheim hatte sich über seine Papiere gebeugt und blickte nicht auf.

In des Knaben Seele drängten Worte nach Ausdruck und die heiße Sehnsucht, sich dem Paten mitteilen zu können in der Aufrichtigkeit, die nach Leben verlangt. Aber er sah nur das abgewandte Antlitz des Prälaten, wie er es oft betrachtet hatte, wenn der Geistliche sich über das goldgeränderte Brevier beugte und betete.

Er gewahrte, daß das Gesicht des Oheims sich verändert hatte. Seine Züge waren schlaff geworden; Alter schien die Willensstärke geschwächt zu haben. Das Haar des Schreibenden war grau, seine Bewegungen unentschieden, die abschließende Handbewegung hatte gefehlt, die der Prälat früher stets machte, wenn er eine Entscheidung traf.

Enttäuscht blickte Berthold, der nach Kraft und Halt suchte, den altgewordenen Mann an. Er fand nicht mehr das Vertrauen, das in ihm gewesen war, als er im Herbst mit dem Paten redete . . .

Erst nach vergeblichem Warten verließ der Knabe den Saal und schlich über den Platz vor der Erziehungsanstalt.

Er läutete. Der Pförtner ließ ihn ein. — Berthold dachte daran, daß er sich beim Vorgesetzten melden sollte. Er sah jedoch vom Hofe aus, daß es im Rektorenzimmer dunkel war, und so ging er ins Lernzimmer. Neben

seinem Pulte stand der Mönch, betete das Brevier. Der Knabe trat näher, und Pater Arbogast flüsterte ihm ins Ohr: „Schreibe jetzt den Brief an deine Tante. Ich werde warten, bis er fertig ist."

Berthold suchte sein Briefpapier und schrieb unter den Augen des Vorgesetzten mit großer Anstrengung die kurzen Zeilen:

„Liebe Tante! — Wie der Oheim mir vorhin sagte, bist Du über mein Verhalten in der letzten Zeit auch jetzt noch gekränkt. Ich bitte Dich daher um Verzeihung und gehe Dich an, mir wieder gut zu sein sowie alles zu vergessen, was gewesen ist. Ich verspreche Dir, dankbar und folgsam zu werden und Deiner im Gebet zu gedenken. Die nächste heilige Kommunion werde ich für Dich opfern. Sei mir wieder gut und herzlichst gegrüßt

von Deinem Neffen Berthold."

★

Diesen Brief hatte der Anstaltsleiter an sich genommen, durchgelesen und zum Präfekten getragen, welcher einen neugierigen Blick auf die Zeilen warf, einen Umschlag aus dem eigenen Pappkasten nahm und sich mit einem stummen Gruß entfernte. Berthold hatte dazu so laut mit den Zähnen geknirscht, daß sich seine Pultnachbarn wie auf ein Klingelzeichen umdrehten und ihrem Staunen unverhohlenen Ausdruck gaben.

Der Knabe fühlte aufs neue, wie einsam er unter all den jungen Leuten war; aber er fand nicht mehr die Kraft, sich vorzustellen und zu wünschen, es möge anders sein. Er neigte sich über sein Buch, murmelte noch ein-

mal den Grabspruch des Phaëton, fühlte, wie seine Gedanken erneut zerflatterten und suchte sich damit zu trösten, daß die Osterferien in einigen Tagen beginnen würden. Dann finge ein anderes Leben an.

Aber doch — auch bei Beginn der Karwoche würde für ihn alles anders sein als für die Mitschüler. Die andern Zöglinge packten ihre Koffer, stellten die Bücher in Kisten auf den Speicher, zogen einzeln oder in kleinen Trupps zur Bahn und fuhren davon — bis hinüber zum Westerwald und nach Lothringen. Auch er würde die Schulbücher in eine Kiste verstauen, würde Wäsche und Kleider in seinen Korb legen, den er in das Haus des Oheims bringen mußte, wo er wieder einsam sein würde, obgleich ihm Tante Martha dann vielleicht verziehen hatte und ihm keine weiteren Vorwürfe machen würde. Niemand kam, ihn zu besuchen; zu niemand durfte er gehen, wenn er nicht die Erlaubnis erwirkte, mit den beiden Freunden aus der Stadt zu verkehren. Er hörte nichts vom Vater, von Mutter oder Schwester, was eine Antwort auf die Fragen seiner Sehnsucht gewesen wäre; er würde in seinem Osterbrief schreiben, daß sein Zeugnis nächstens besser werden solle und daß der Frühling nun gekommen sei. Er würde durch den Garten gehen, in dem die Bäume ihre Blüten entfalteten, Veilchen und Anemonen neben weißen und gelben Osterblumen standen und der Eisenhut die hellgrünen, zerteilten Blätter aus dem Boden streckte.

Wieder fiel ihm der Ovid ein, und er murmelte den Vers aus dem eisernen Zeitalter:

„Lurida terribiles miscent aconita novercae."

Am Ende der Osterferien würde es ihn freuen, wenn die Einsamkeit unter den Mitschülern das Alleinsein im Hause des Oheims ablöste.

Diesen Vorstellungen Bertholds entsprach in der Tat der Verlauf der nächsten Wochen. Nur eines hatte er nicht in Betracht gezogen: Martha Becker hatte ihm nicht verziehen. Sie ließ ihn bei der ersten, kurzen Begrüßung fühlen, daß auch die Zeilen seines letzten Briefes ihr nicht genügt hatten, und sprach von diesem Tage an kein Wort mehr mit dem Knaben. Sie ließ seinen Morgengruß unerwidert, sie schob ihm bei Tisch stumm die Platten zu, damit er sich bediene; sie ließ es schweigend geschehen, daß er sich aus der Bücherei des Oheims große Bände holte, in denen er las — und wandte sich schweigend ab, wenn er ihr wie früher des Abends die Hand reichen wollte, nachdem sie im Studierzimmer des Prälaten das Nachtgebet gesprochen hatten.

Berthold atmete auf, wenn er den Oheim erblickte, der den größten Teil des Tages im Amtsgebäude und in der Kirche zubrachte; es kam ihm vor, als verdünne sich die Luft, wenn der Pate sich entfernte.

Diese Luft füllte sich mit tiefer, fast greifbarer Angst, Angst, die mit dem Blute durch seine Adern rollte. Es war, als kröche ihm die Furcht durch die Eingeweide und berge sich in seinen Lungen, so daß ihm das Atmen Schmerz bereitete.

Er wagte nicht, um Erlaubnis zu bitten, zu den Freunden zu gehen. Er hörte mitten im Geigenspiel auf, weil ihn die Töne erschreckten, deren Süße in der Einsamkeit etwas Überirdisches erhielten, etwas so Frohes,

das er in dem Schweigen des großen Hauses nicht ertragen konnte. Die perlenden Töne Mozartscher Sätze lachten ihn aus in der atemraubenden Bedrängnis, die er auch in seinem Zimmer fühlte, wohin Martha Becker nie kam, in dem es unordentlich aussah, zerfahren, weil Bücher und Hefte auf dem Tische durcheinander lagen, dazwischen Bleistifte, Federn und ein junger Blütenzweig, der neben einem Wasserglas verdorrte.

Überall fühlte sich Berthold gehemmt, gebunden mit unsichtbaren Fesseln. Er versuchte Morgen für Morgen die Erinnerungen des vorhergehenden Tages abzuschütteln; er ging in die Messe, die im Dom gelesen wurde, bemühte sich wieder zu beten; doch er fand weder Andacht noch Glauben. Menschen, die mit ihm das Gotteshaus besuchten, glitten schweigsam und schattenhaft an seinem Blick vorüber; er setzte sich weit von ihnen entfernt an das Grab des Kurfürsten Balduin. Kein Mensch kniete in der Nähe des Marmorsarges. Ein leerer Beichtstuhl stand hinter ihm. Die Orgel tönte aus weiter Ferne fremdartige gregorianische Melodien, Priester in den Chorstühlen um den Hochaltar sangen in lateinischen Worten die Bitte der Menschen um Erbarmen, jubelten laute Klänge in die Frühlingssonne, die durch ungemalte Scheiben brach, und bekannten sich singend zu der Lehre von der Auferstehung nach Leiden, Tod und Schmerzen vor dem Thron des ewigen dreieinigen Gottes. Und abermals flehten sie das Lamm Gottes an um Erbarmen und beteten: „Welches du hinwegnimmst die Sünden der Welt: gib uns den Frieden!“ . . .

Nichts von alledem drang zu der Seele Bertholds.

Er fühlte auch hier Angst auf sich zukommen, die aus dem Gefühl geboren war, es möge dies alles unwahr sein und eine Form aus früheren Zeiten, die heute keine Geltung hat. Er schloß die Augen bei solchen Gedanken oder blickte, um sich abzulenken, auf die Leute, welche in den Kirchenbänken hockten. Die weiten Schiffe des Gebäudes schienen verödet. Nur hier und da eine alte, einfache Frau, den Rosenkranz betend, dort ein Bettler, der still vor sich hinstarrte und das Kinn auf den Stock stützte; Weiber mit Marktkörben, die in kleinen Büchlein lasen, oder Kinder, welche heimlich flüsterten. In der Sonne tanzten aufleuchtende Staubteilchen wie Milchstraßen ferner Welten, in denen das Leben erwacht. Die Kanzel hing leer und steinern an einem der großen Pfeiler, ohne Offenbarung und Verkündigung.

Auch auf dem Heimweg war Berthold allein. Er ging durch den Kreuzgang, sah in dessen Mitte weiße Marmorgräber zwischen grünem Rasen; er schritt an den Mauern alter Kurien vorbei, bis er das Haus des Oheims erreichte — begegnete wohl einem Domvikar oder einer Ordensschwester aus dem Bantushaus der Ursulinen.

Die Einsamkeit machte den Knaben krank, daß er zu zittern begann, wenn er in die Sonne kam, und bebte, wenn er in den Schatten der Kurie trat. Er suchte in dem Hause nach Entspannung. Niemand weilte in den Räumen als die Tante und die Magd, mit der er nicht zu sprechen wagte; denn Martha Becker hatte dies in früheren Fällen als unschicklich hingestellt.

Am dritten Tage der Ferien ging Berthold durch den

Garten, wo die Bienen ſummten, und ſah, wie der Eiſenhut gewachſen war. Aber er fror und ſchlich in das Haus zurück, wanderte langſam durch den Gartenſaal, durch das hohe Speiſezimmer, die breite Treppe hinauf, und ſetzte ſich im kleinen Salon mit den Seidenſtühlen auf das Sofa, um in der franzöſiſchen Lebensbeſchreibung der Jeanne d'Arc zu leſen, die herrliche, bunte Nachdrucke alter Chronikbilder enthielt.

In der Silberſchale auf dem Tiſch lagen Karten von Beſuchern und Beſucherinnen, aufgeriſſene, vornehme Umſchläge mit gedruckten Einladungen auf aufgerauhtem Karton, und Anzeigen von Vermählungen oder Geburten.

Der Knabe wandte ſich von dem Chronikbande der Schale zu. Er ließ die Karten durch die Finger gleiten, las die Namen, deren Träger er früher großenteils im Hauſe des Oheims geſehen und geſprochen hatte. — Seine Neugier wurde rege, und die Beklemmung ſeiner Seele verminderte ſich.

Zwiſchen den Viſitenkarten lag über einem aufgeriſſenen Umſchlag ein großer, zuſammengefalteter Brief auf Elfenbeinpapier. Berthold zog ihn hervor und ſchlug ihn auseinander.

Die Blätter enthielten in ſchräger Schrift die Worte:

Stefanietta Roſinelli
Nicolo Nicolini
Promeſſi
Roma — Padova

Bertholds Hand begann zu zittern. Er verſtand den Sinn der italieniſchen Worte, bei denen noch eine Zeit-

angabe gedruckt war. Stefanietta, seine Stefanietta hatte sich mit Nicolo Nicolini aus Padua verlobt.

Vor den Augen des Lesenden drehte sich alles. Im Wirbel der Bilder, welche durch sein Inneres drängten, erhob sich Stefanietta, wie er sie sich vorgestellt hatte, im Nonnenkleid, und verwandelte sich in eine Braut, in deren schwarzem Haar weiße Myrthen leuchteten, deren Wangen sich röteten, und deren Schritte lebhaft wurden.

Sie erinnerte sich seiner nicht. Sie hatte vergessen, daß sie ins Kloster hatte treten wollen, weil sie ihm auf Erden nicht angehören sollte. Sie heiratete Herrn Nicolo Nicolini aus Padua, einen kleinen, schäbigen Filz, wie es Berthold vorkam, einen fetten, gelbhäutigen Kaufmann, dessen Haare von Olivenöl troffen. Sie hatte ihm nicht einen Brief, nicht eine Zeile gesandt, sie wußte nicht, daß er noch lebte, daß er je dagewesen war; sie hatte vergessen, daß sie in der Kirche Sankt Paulins unter dem Bilde des Jüngsten Gerichtes geweint hatten, von dessen Leid und Todesschauern die Worte des Engels leuchteten: „Der Herr wird abwischen jegliche Tränen von euren Augen!“ —

Sie wußte nichts mehr von den Worten, die sie beim Anblick des Blinden im Chore und beim Gedenken des Malers gesprochen hatte, dem die Menschen die Augen ausstachen vor Neid und Eifersucht: „Auch er wird sehen in der Ferne der Ewigkeit!“ Sie hatte nicht gehört, wie er im Felsental am Abgrund gestanden hatte und ihrer gedachte. Sie hatte keine Ahnung von der Sehnsucht, die ihn trieb, ihr sein kommendes Leben zu

widmen, sie heimzuführen, wenn er Musiker geworden war und schaffender Künstler — trotz der warnenden Stimme des Vaters vor Kunst und Frauen. Sie würde lachen, wenn er ihr sagen könnte, was er in sein Taschenbuch geschrieben nach der Überwindung der Versuchung über der Todesschlucht: „Ja, deiner würdig sein und jedes Menschen würdig sein — das ist das Leben."

War Stefanietta seiner würdig geblieben? . . . Sie reichte Herrn Nicolo Nicolini die Hand. Sie war vielleicht mit ihm in Padua schon in ein kleines Haus gezogen, vor dem Oleanderbäume blühten und Pinien grünten.

Er war verlassen: von Stefanietta, von dem Leben, das er erträumte, von der Zukunft, vom Glauben, von der Heimat, vom Oheim, der von ihm nur Gehorsam forderte.

Jäh wuchs die Angst im Herzen Bertholds ins Riesenhafte. Je klarer es ihm wurde, daß die Vorstellungen von Stefanietta und die Zukunftsträume seiner Seele unwirkliche Ausgeburten eigener Ich-Wünsche gewesen waren, die nichts mit den Tatsachen des Lebens zu tun hatten, um so dünner fühlte er die Luft um sich werden. Und doch lag alles Gedankliche und Sichtbare der Umgebung zentnerschwer auf seiner Haut, so daß er den Hals drehte, als sei er gelähmt und sitze in einem Block von Glas, durch den die Welt zu ihm hereinleuchtete, an der er keinen Teil mehr hatte, die für seine Sehnsucht verschlossen war, die Sehnsucht, die anrannte, wohin sie sich kehrte.

Freiheit, Schönheit, Tonkunst, Beruf, Erkenntnis,

Gott hatten für ihn keinen Wert mehr; es waren unerreichbare, ferne Dinge, zu denen der Weg zu weit war, um sie noch lebendig zu erringen. Ja, diese Dinge selbst waren schon tot. Alles Schöne in der Kunst war geschaffen, auch in der Tonkunst, und ihre Meister waren gestorben; alles Wissen war gefunden, alle Gedanken schon gedacht; Gott hatte die Kraft verloren, Glauben zu erwecken und Wunder zu wirken durch den Glauben. Die Blinden blieben blind, alle Menschen unerlöst; und alle Liebe war schon geliebt — die der Eltern, der Geschwister, der Freunde, die Liebe Stefaniettas, auf die er hatte blicken wollen, wenn sie durch den Garten schritt und die Arme zu den Früchten des Lebens erhob.

Er war allein. Niemand war bei ihm. Nichts war in ihm, das ihm Antwort gab, wenn er nach Gott fragte und Hunger nach dem Leben hatte.

Er war allein. Es hatte keinen Zweck gehabt, daß er entfliehen wollte; man hätte ihn zurückgebracht, wenn sein Plan gelungen wäre. Man hätte ihn gefragt, ob er bei Sinnen sei.

Ja, war er bei Sinnen? „Er ist verrückt", hatte der Klassenälteste hinter der Tür gesprochen, an der er lauschte; „Sonst bist du krank", hatte der Oheim erklärt, als er von dem Briefe sprach, in welchem seine Sehnsucht nach Mutterliebe aufgeschrien hatte. — Der Oheim liebt mich nicht, weil ich nicht glauben kann und nur gehorchen soll; die Tante liebt mich nicht, obwohl ich sie darum gebeten habe . . .

In eine unendliche Kette solcher Gedanken versank

der Knabe vor der Silberschale, in der die Karten der Besucher lagen. Er wäre gern aus dem Salon gelaufen, aber er sank in die Seidenkissen der Polsterung zurück, steigerte die Empfindungen, die in ihm erwacht waren, und fühlte sich immer aufs neue angestachelt von der Angst, die um ihn war, die ihn zu jagen schien, von den Lebenskräften zehrte, welche sich bisher noch gegen Feindliches und Hemmendes in ihm gewehrt hatten.

Er schaute auf die bunten Bilder der Chronik auf dem Tische, und wieder meinte er, er schaue durch eine Wand von dickem Glas in eine ferne, fremde, längstvergangene Welt des Glaubens und der Erlösung von allem Leid der Erde, von Feuertod und Kerker durch Gnade und durch Wunder.

Und wieder dachte er: Ich bin allein, ich bin allein. Ich bin nicht in der Gemeinschaft gläubiger Christen, ich bin nicht als Kamerad unter den Mitzöglingen, ich bin nicht wie ein Sohn in der Familie, ich bin nicht wie ein Mensch unter den Menschen, ich bin nicht, wie ich sein sollte vor den Erwachsenen, die in diesem Hause sind. Ich bin allein, ich bin allein.

★

Bis zum Karsamstag änderte sich nichts in der Haltung Martha Beckers dem Knaben gegenüber. Dieser ging manchmal um die Verwandte herum, als suche er etwas und warte auf eine Anrede, um die Qual loszuwerden, die ihn lähmte und sich nach der Entdeckung im Salon zu einer eingeklemmten, dumpfgebändigten Wut

steigerte. Aber die Tante blieb unnahbar. Sie schien kein Auge für die fragenden, suchenden Blicke des Neffen zu haben und beschränkte sich darauf, ihm ab und zu eine nicht zu umgehende Anweisung durch das Dienstmädchen geben zu lassen.

Er suchte Gelegenheit, mit dem Oheim allein zu sprechen; doch gerade jetzt war derselbe durch seinen Beruf so in Anspruch genommen, daß er auf die Frage seines Patenkindes zwecks einer Aussprache nur ein kurzes „Später" fand. Nach dem Karsamstagsgottesdienst sagte er indessen: „Morgen werde ich mich dir widmen können, Junge. Geh übrigens beichten. Es ist Ostern."

Martha Becker schaute scharf auf den Knaben und wandte sich mit einer fragenden Gebärde zu dem Prälaten. Dieser tat, als bemerke er nichts, und seine Base verließ finsterblickend das Eßzimmer.

„Berthold", sagte der Geistliche nach einer Weile und schien verlegen, „ich muß dir mitteilen, daß Tante Martha durch deinen letzten Brief noch nicht zufriedengestellt ist. Sie fühlt sich zu sehr gekränkt, um dir auf eine derartige Mitteilung hin ihr volles Vertrauen wieder zu schenken. Wenn du daher auch glauben solltest, deine Pflicht getan zu haben, so erwarte ich doch, daß du die Tante nochmals um Vergebung bittest. Vor der Beichte hast du die beste Gelegenheit dazu."

Berthold starrte den Oheim an; das Blut stieg in sein Gesicht. „Es kommt nicht auf die Gefühle an, die sich auf deinem Gesichte widerspiegeln", fuhr der Prälat fort; „Du hast dich dem Willen der Erwachsenen

und damit auch Tante Martha zu unterwerfen, auch wenn du ihre Beweggründe nicht verstehst. Ich wiederhole, was ich dir schon früher sagte: Nur, wenn dein Wille in den Entwicklungsjahren gebrochen wird, wirst du später frei sein und von deiner Freiheit einen richtigen Gebrauch machen können. Lerne gehorchen; es ist nicht so schwer, wie es auf den ersten Blick erscheint. Wenn du übrigens so klug wärest, wie du dir vielleicht vorkommst, hättest du es nicht so lange anstehen lassen, Tante Martha zu versöhnen, sondern wärest aus eigenem Antrieb zu ihr gegangen und hättest ihr die Hand gereicht."

„Ich habe . . ." wollte Berthold entgegnen.

„Nichts hast du", schnitt ihm der Oheim die Erwiderung ab; „aber hole es nach und bringe die Angelegenheit in Ordnung. Nach der Mittagsruhe werde ich mich erkundigen."

Er begann zu essen. Berthold bat stockend, hinausgehen zu dürfen, und verließ auf das Kopfnicken des Prälaten hastig das Speisezimmer durch den Gartensaal. Er eilte zu dem Birnbaum in der Gartenecke, der eine Unzahl weißer Blüten entfaltet hatte, und hörte gedankenlos dem Summen der Bienen zu. Das Blut hämmerte in seinen Adern; er meinte, es solle etwas in ihm bersten, steckte den Zeigefinger in den Kragen, als müsse er sich Luft verschaffen, drehte den Hals und wunderte sich, daß er noch hörte, wie die Kohlmeisen ihren Lockruf von den Bäumen sangen.

Er versuchte nachzudenken, aber es gelang nicht. Die einzige Vorstellung, welche er hatte, war die: ich kann

nicht denken — es ist vorbei mit mir. Jetzt hört alles auf. — Dann starrte er die Bienen an, die in den Blütenkelchen verschwanden und ihren braunen Samt summend weitertrugen.

Er wußte nicht, wie lange er so verharrte. Das Herzklopfen ließ allmählich nach. Tiefe Niedergeschlagenheit kam über ihn. Langsam, unschlüssig ging er wieder dem Hause zu. Er mußte lange im Garten gewesen sein. Der Tisch im Eßzimmer war abgeräumt; Tante Martha hatte eine weiße Wolldecke ausgebreitet und plättete mit heißem Stahl die Leibwäsche des Prälaten. Berthold blieb seitlich von ihr stehen; niemand sprach ein Wort. Nur das Niederstellen des Eisens auf die Metallunterlage unterbrach die Stille.

Endlich wandte sich Martha Becker um und schaute fragend auf den Knaben. Dieser fühlte, wie sich neue Angst in ihm emporreckte, daß etwas geschehen müsse, wenn er nicht die Augen niederschlagen wollte. Ihm war, als stoße ihn jemand in den Nacken, und er richtete sich auf.

„Tante Martha", sagte er langsam, „wenn du noch beleidigt bist, bitte ich dich um Vergebung." Andere Worte fand er nicht.

Martha Becker stellte das Bügeleisen auf die Unterlage. Ihr Gesicht rötete sich, die Augen wurden grünlich. Ihre Worte waren heftig und laut:

„Glaubst du, mit einem kurzen Brief oder mit diesen bequemen Worten all das wiedergutmachen zu können, was du mir angetan hast? . . ."

Berthold hörte zu, regungslos und ohne Anteil, als

wisse er im voraus, was die Verwandte sagen werde. Auch waren ihm ihre Worte nichts Neues. Es war die gehäufte Anklage aller Vorwürfe, die sie ihm früher und in der letzten Zeit gemacht hatte. Sie begründete ihren Zorn damit, daß sie dafür sorgen müsse, daß Berthold einst das Haupt der Familie und die Stütze der Eltern werden solle, betonte seine Nachlässigkeit, seinen Undank, rügte das Betragen Bertholds in den letzten Wochen und hielt ihm vor, daß er sich den Anzug, den er zum Namenstag hätte erhalten sollen, noch nicht verdient habe. Sie steigerte sich in eine derartige Erregung, daß der Knabe ruhiger wurde, weil er fühlte, wie die Erzieherin in ihrer Maßlosigkeit Dinge sagte, welche sie nicht gesprochen hätte, wenn sie gleichmütig gewesen wäre. All ihre Reden umbrandeten ihn wie ein Meer, in dem man die einzelnen Wellen nicht mehr unterscheidet.

Endlich aber sagte sie — und trat einen Schritt näher: „Ich werde dir indessen verzeihen, wenn du vor mir niederkniest und mich um Vergebung bittest."

Bertholds Augen weiteten sich. Was wollte Martha Becker von ihm?

Die erregte Frau zeigte mit dem ausgestreckten Finger, an dem der Brillantring funkelte, auf den Fußboden. — Berthold schüttelte langsam den Kopf.

Die Fäuste der Verwandten ballten sich. — Der Knabe gab sich einen Ruck, drehte sich um und wollte durch die Glastür hinausgehen. Er prallte zurück. Hinter der Gardine stand der Oheim und blickte ins Zimmer. Er hatte alles mit angesehen, alles angehört. Das

Licht der seitlichen Fenster funkelte in seinen Brillengläsern.

Der Prälat winkte. Der Knabe öffnete langsam die Tür und ging in den Saal. Eine kurze Pause entstand.

„Junge", sagte dann der Geistliche und war im Gegensatz zu seinem sonstigen Wesen unsicher und verlegen, „tue, was Tante Martha von dir verlangt."

„Nein", sagte Berthold trotzig.

„Du hast zu gehorchen", forderte der Prälat mit mehr Bestimmtheit.

Berthold blieb stumm; es folgte wieder ein drückendes Stillschweigen.

„Laß dir zureden, Berthold", begann der Oheim abermals mit weicher Stimme, welche der Neffe noch nie von ihm gehört hatte. „Mein häuslicher Friede steht auf dem Spiel. Geh hinein und tu, was die Tante verlangt. Ich habe in der letzten Zeit oft mit Tante Martha über dich gesprochen. Es ist mir nicht leicht geworden, ihr klarzumachen, daß du ein guter Junge bist. Das willst du doch sein, nicht wahr?" —

Berthold schaute auf. Er sah in das faltige Gesicht des Oheims und erkannte abermals, wie alt der Geistliche geworden war. Seine Hände zitterten; die Augen unter den weißen Wimpern glitten hinter den Brillengläsern hin und her.

„Du bist Tante Martha zu Dank verpflichtet", sagte er, „und nicht du allein. Auch ich will ihr nachgeben, denn sie hat mir ihr Leben geopfert, sie hat mein Haus geleitet — und wenn sie Fehler hat, so ist es

nicht dein Amt, über sie zu urteilen. Geh hinein und beende diesen Auftritt. Wenn du um Verzeihung gebeten hast, wird alles vorüber sein."

Wieder zitterten seine Hände . . .

Er faßte den Knaben an der Schulter, öffnete mit der freien Hand die Glastür und schob ihn in das Speisezimmer.

Berthold blieb unschlüssig stehen. Martha Becker blickte ihn erwartungsvoll an. Hinter seinem Rücken klopfte der Oheim an die Fensterscheibe.

Der Neffe schaute auf die Verwandte. Ihr Blick wanderte zwischen ihm und einer Stelle auf dem Fußboden vor seinen Knien hin und her. Wieder klopfte es hinter ihm.

Dies Pochen und der Blick der Tante waren wie zwei Gewalten, welche die Gestalt des Jungen zogen und drängten. Er schaute vor sich auf die Erde. Die Bretterdielen waren braun, einige Nagelköpfe zeichneten sich auf ihnen ab. — Er beugte ein Knie und sagte hastig, als es kaum den Boden berührt hatte: „Tante, verzeih doch!"

Martha Becker stand vor ihm und atmete hoch auf. Ihre Blicke sogen gierig das Bild des knienden Knaben ein, ihre Arme kreuzten sich über der Brust. Dann ging sie auf Berthold zu, der sich zurückbeugte, zog ihn am Rockkragen in die Höhe und küßte ihn auf den Mund, der kalt und farblos war.

Hierauf sagte sie: „Ich vergebe dir und will versuchen, zu vergessen, was geschehen ist. Habe Vertrauen zu mir und bessre dich. Geh beichten und opfre

mir morgen die heilige Kommunion. Auch ich werde für dich beten."

Dem Knaben war das Blut wieder unmäßig in den Kopf gestiegen und hämmerte wild in seinem Halse. Er schaute zur Glastür. Der Oheim war verschwunden.

„Ich glaube, der Herr Prälat ist im Garten", sagte Martha Becker freundlich. „Wenn du ihn sprechen willst, suche ihn dort. Geh aber nicht zu spät in die Kirche. Der Andrang zu den Beichtstühlen ist heute übergroß."

Sie begann ihre Plättarbeit aufs neue. Berthold zog das Taschentuch hervor und wischte sich den Mund ab. Im Garten spie er aus. Der Oheim war nirgends zu finden. Hinter den Fenstern des Speisezimmers klapperte das Bügeleisen der Tante.

Erst jetzt kamen ihm für eine kurze Zeit klare Überlegungen. Sie erfüllten ihn mit einer derartigen Wut, daß ihm die Ruhe zusammenhängenden Denkens sofort verloren ging. Er sprang in den Garten und schrie laut: So weit ist es gekommen! Ich muß auf den Knien um Verzeihung bitten. — Pater Arbogast ist verrückt! Ich bin verrückt! Der Oheim ist verrückt! Alle haben Furcht vor der Tante! Alle! Auch ich habe Furcht vor ihr! Ich bin ein Hund, der vor ihr auf dem Boden kriecht! Ich bin verrückt!"

Er war an den Birnbaum gekommen, in dessen Blüten die Arbeitsbienen summten und Honig suchten. Im Beete nebenan stand der Eisenhut, welcher die hellgrünen Spitzen üppig aus dem Boden streckte. Es roch nach Erde und frischgegrabenem Land.

Berthold blieb stehen und starrte auf die Pflanzen. In seinen Ohren klangen ein paar belanglose Worte, die Martha Becker vor einigen Jahren zu ihm gesprochen hatte, als er mit Stefanietta im Garten grub: „Rode den Eisenhut aus, der auf das Gemüseland übergreift. Hüte dich aber vor ihm; die Pflanze ist giftig."

Auf einmal beugte er sich nieder und begann eilig, junge Triebe abzubrechen und in den Mund zu stecken. Sie schmeckten bitter, widerlich. Er würgte sie hinunter, immer neue Mengen. Einige Handvoll verschlang er auf diese Weise. Dabei stand neben seiner Wut und Erregung in seinem Innern eine ruhige, bestimmte Überlegung, von den übrigen Empfindungen wie durch eine Wand getrennt, über die die Worte klangen: „Ich habe immer nur den Wunsch gehabt, zu sterben; aber man muß etwas tun, wenn man sein Ziel erreichen will."

Er richtete sich auf und blickte umher. Der Garten lag einsam; in den Bäumen sangen die Kohlmeisen ihren Lockruf. Eine Glocke begann zu läuten.

Brennendes Gefühl machte sich in Bertholds Mund und Speiseröhre bemerkbar. Er schluckte einige Male, um den Widerwillen gegen den üblen Geschmack zu überwinden. Seine Erregung war verschwunden. Zufriedenheit über die ausgeführte Tat erfüllte ihn. Gleichzeitig wurde er sich bewußt, wie schön das Grün der noch umherstehenden Eisenhutspitzen, der blaue Himmel über ihm und die weißen Wolken zusammenstimmten.

Noch läutete die Glocke. — Dem Knaben fiel ein, daß er beichten gehen sollte. Langsam schritt er den

Kiesweg entlang, der Terrasse und dem Hause zu, und holte sich Hut und Gebetbuch. Stechendes Brennen in der Zunge erinnerte ihn, daß das Gift in seinem Körper wirksam war.

Im Flur begegnete er Martha Becker. Er blieb auf den roten Fliesen stehen und blickte sie an. Ihre Augen waren blau geworden; auf ihren Wangen malten sich die kleinen roten Flecken, welche an einen Apfel erinnern und die man im Volke „Kirchhofsblümchen" nennt. Sie lächelte, als sie das Gebetbuch erblickte.

„Wenn du wüßtest, was ich getan habe", dachte Berthold, „würdest du nicht lächeln. Früher habe ich dich nie lächeln sehen. — Sie sieht schön aus, wenn sie freundlich ist."

Dann sagte er laut: „Ich möchte beichten gehen."

„Mach alles gut", entgegnete die Verwandte. Sie trat auf ihn zu und zeichnete mit dem Daumen ein Kreuz auf Bertholds Stirn. Er wandte sich ab und verließ das Haus. Das Brennen in Mund und Speiseröhre wurde stärker; durch schnellen Gang suchte er ein leichtes Angstgefühl zu unterdrücken. Eine gewisse Neugier erfüllte ihn, was geschehen werde.

Vor der Kirche der Redemptoristen überfiel ihn heftiges Wärmegefühl, das sofort wieder verschwand. In den Fingerspitzen fühlte er kribbelndes Stechen und wachsende Kälte.

Er trat in das Gotteshaus, setzte sich auf eine Bank. Das Gebetbuch legte er vor sich hin und barg das Gesicht in den Händen. Neben und vor sich hatte er eine

Menge Frauen und Männern erblickt, welche sich auf das Sündenbekenntnis vorbereiteten. Vor den Beichtstühlen knieten lange Schlangen von andächtigen, zerknirschten Gestalten, die im Beichtspiegel lasen oder den Rosenkranz murmelten.

Was wollte er hier?

Aufs neue überfiel ihn Wärmegefühl; das Stechen der Giftkristalle in seinen Gliedern wurde heftiger.

Wollte er beichten? Nein. Der Tod würde kommen; es würde alles zu Ende sein. Die ewige Ruhe würde kommen.

Wollte er hier in der Kirche sterben? Er gehörte nicht zu den andächtigen Menschen, welche vom Priester Vergebung der Sünden erwarteten. Er gehörte nicht zu den Kindern des Gottes, von dem für ihn keine Kraft kam und keine Hilfe. Wenn die geistlichen Väter des Redemptoristenklosters gewußt hätten, daß er ein Zweifler und Abtrünniger war, würden sie ihn durch einen Laienbruder aus der Kirche haben weisen lassen. Er war allein — auch hier im Gotteshaus, allein, unter der Gemeinde gläubiger Menschen, welche ihre Blicke träumerisch und verlangend zu Lichtern erhoben, die im hellen Tagesschein vor bunten Heiligen glühten.

Er durfte nicht bleiben. Wieder überrieselte ihn das schnell verschwindende Wärmegefühl, und das Stechen der Giftwirkung kroch höher in Armen und Beinen. Sein Herz ging seltsam schnell und schwach, die Atemzüge schienen sich zu verlangsamen. Auf Bertholds Stirn stand kalter Schweiß.

Er warf einen mitleidigen Blick auf das Gebetbuch,

ließ es liegen, ergriff den Hut und verließ die Kirche. Das Gehen machte ihm Anstrengung. Er hatte die Vorstellung, er müsse ausschreiten, um die Wiesen am andern Ufer des Flusses zu erreichen, aus der Stadt hinauszukommen, ehe das Kältegefühl in Händen und Füßen ihn hinderte, weiter zu gehen, oder der leichte Schwindel sich vermehrte, der in seinem Kopfe wogte.

Er fühlte sich wohler, nahm sich vor, nicht eher stillezustehen, bis er die letzten Häuser stromaufwärts hinter sich habe. Er lief über die Römerbrücke, als hätte er einen Auftrag, den er schnell ausführen müsse. Im ganzen Körper brannte und stach es. Finger und Hände waren fühllos; immer wieder mußte er die Mattigkeit überwinden, um sein selbstgestecktes Ziel zu erreichen.

Vielleicht war diese Anstrengung schuld, daß sich der Leib des Knaben gegen die Giftwirkung zu wehren begann. Berthold blieb stehen und bemerkte, wie das Stechen, welches nun in allen Gliedern war, und das Brennen in seinem Innern stärker wurde. Er mußte sich übergeben. Tiefe Niedergeschlagenheit überkam ihn, aber gleichzeitig der unwiderstehliche Drang, die Schmerzen zu überwinden durch schnellere Bewegung. Er begann zu laufen, bis er das nächste Dorf erblickte. Er eilte vorüber und machte erst halt, als die niedergelassene Schranke eines Bahnübergangs ihn dazu zwang. Schmerzen und Mattigkeit hatten sich nicht vermehrt, aber der stechende, zusammenziehende Krampf in allen Gliedern wurde sofort größer. Zwei Kräfte rangen in seinem Willen um einen Entschluß: er wollte sich auf die Wiese legen und schlafen; aber er wollte auch weiter-

laufen, die Schmerzen bekämpfen, welche nicht zu ertragen waren, wenn er stillestand.

Ein Eisenbahnzug fuhr vorüber, die Schranke hob sich in die Höhe. Berthold lief so schnell er konnte. Die Menschen im nächsten Weiler schauten ihm nach. Wohin er wollte, wußte er nicht. Einen Augenblick lang schwebte ihm der Gedanke vor, Tag und Nacht zu laufen, bis er zur Mutter kommen würde; aber er wußte, daß es unmöglich war, dies ferne Ziel zu erreichen. Er kam an einem hohen römischen Grabdenkmal vorüber. Ihn überkam heftiges Durstgefühl, und er trank hastig an einem Laufbrunnen aus der hohlen Hand. Gegen Abend überschritt er eine Brücke und trat in ein schmutziges Gasthaus, um etwas Warmes zu bestellen. Die Wirtin betrachtete ihn mißtrauisch und brachte zögernd eine Tasse Kaffee. Berthold fühlte, daß der Schmerz in seinem Körper nachgelassen hatte; aber er mußte gegen große Müdigkeit ankämpfen und hatte immer noch das Bedürfnis, sich zu bewegen. Er leerte die Tasse halb, fühlte Wärme in sich und mußte sofort das Zimmer verlassen, weil ihn heftige Übelkeit befiel.

Zwei oder drei Männer, die hinter ihrem Glase saßen und ihn beobachtet hatten, lachten höhnisch; die Wirtin erhob ein Zetergeschrei, als sie durch das Fenster bemerkte, daß der Knabe erbrach.

Dieser setzte sich aufs neue in Bewegung und trabte in die Nacht hinaus, den Strom hinauf, in fremdes Gebiet hinein.

Es war Frühlingsvollmond und einer der merkwürdigen Tage, für welche eine Gesamtmondfinsternis an-

gesagt war. In Berthold erwachte lebhaftes Verlangen, diesen Vorgang am Himmel zu beobachten, und er wurde nicht müde, während des raschen Ganges zum Monde emporzublicken und festzustellen, wie weit die Verfinsterung fortgeschritten war. So durchwanderte er einige Dörfer, in denen die Bewohner späten Osterputz hielten, und setzte sich zuletzt an einem Gebäude nieder, welches er wegen des vorbeiführenden Wassergrabens für eine Mühle hielt. Ihn fror. Das Stechen in den Gliedern hatte aufgehört. — Er schaute den Himmel an und wartete geduldig, bis die Mondscheibe als schmale Sichel wiederum zum Vorschein kam, sich allgemach vergrößernd.

Wo war er? Er wußte es nicht. Er mußte schlafen. — Aber obwohl er hatte sterben wollen, fühlte er Angst, er könne erfrieren, wenn er an dem Wassergraben einschlummerte. Er betrachtete das Haus, dessen weißer Kalkanstrich im Finstern leuchtete — erhob sich und suchte eine Tür. Sie war auf der Seite nach dem Wege hin. Nirgends glänzte ein Lichtschein. Er pochte an. Nichts regte sich.

Berthold wiederholte das Pochen stärker und stärker. Aber in dem Hause blieb es stumm. In die Augen des Knaben traten Tränen der Ermüdung und Bangigkeit. Er wandte sich ab und ging langsam dem Dorfe zu, das er zuletzt durchwandert hatte.

In den Häusern war es dunkel geworden. Unter dem Licht vor dem Rathaus zählte er den geringen Geldbetrag, welchen er bei sich trug. Die Banknote der Mutter hatte er in seinem Zimmer versteckt.

Was sollten der Oheim und Martha denken, wenn er nicht wiederkam? — Er hatte Hunger. Er wollte etwas essen.

Über einem der wenigen Häuser, in welchem noch Licht brannte, sah er ein Wirtshausschild. Er ging auf den Gasthof zu; die Tür des Hausganges stand offen. Zwei ältere Frauen schütteten Wasser aus einem Eimer und reinigten den Estrich.

Der Ankömmling blieb am Eingang stehen. Eine Zeitlang sahen ihn die Frauen nicht. Dann blickten sie erstaunt auf den jungen Menschen, dessen Kleider bestaubt und schmutzig waren.

„Was ist?" fragte die Ältere, welche weiße Haare hatte.

„Kann ich etwas zu essen und zu trinken bekommen?", erwiderte Berthold; „ich habe mich auf einem Spaziergang verirrt und verspätet."

„Geht man am Karsamstag spazieren?" setzte die Greisin ihre Fragen fort.

Berthold schwieg.

„Franz!" rief die andere Frau. Ein junger Mensch trat aus der Wirtsstube, er beschaute den Knaben ruhig, ging wieder weg und kam mit einem Krug Apfelwein und etwas Brot zurück. Berthold aß und trank hastig, im Hausgang stehend, und fühlte, wie ihm die Stärkung wohltat.

Er wollte fragen, was er schulde, aber der junge Mann steckte ihm schnell zwanzig Pfennige in die Hand, mit welcher ihm Berthold das leere Glas zurückreichte. Er war so erschrocken, daß er nicht wagte, um ein wei-

teres Stück Brot zu bitten oder auch nur das Geld zurückzugeben. Er ballte die Hand und verließ schweigend das Gasthaus.

Er empfand Verlangen, irgendwo zu liegen und zu schlafen. Nirgends würde er ein Unterkommen finden. Er mußte heim.

Vielleicht konnte er mit dem Zug fahren. Im nächsten Orte war ein kleiner Bahnhof. Dorthin mußte er gehen.

Es kam ihm vor, als dehne sich der Weg immer weiter, so daß er nicht begriff, wie er die Strecke vorhin hatte zurücklegen können. Er trank Wasser an jedem Brunnen, den er fand.

Als er am Bahnhof ankam, stand ein Zug auf den Schienen. Bahnbeamte machten sich an den Wagen und an der Maschine mit Laternen zu schaffen. Der Knabe fragte nach der Abgangszeit.

„Es ist ein Güterzug", sagte ein Schaffner; „ein Personenzug fährt erst nach sechs Stunden."

Berthold blickte ratlos auf die Wagen, welche im Schein der Lichter auftauchten. Er wagte nicht, eine weitere Frage zu stellen. Am liebsten hätte er sich auf die Bank vor dem Stationsgebäude gesetzt und wäre eingeschlafen, gleichviel, ob er aufwachte oder nicht. Wenn er tot war, war doch alles vorüber.

Aber ein Schaffner schaute ihn so durchdringend an, daß er davoneilte, so schnell er noch konnte, und den Heimweg nach der Stadt antrat, der sich stundenlang hinzog. Die ersten Häuser schwebten in der Dunkelheit vorüber wie Schatten. Über der Römerbrücke stand das

Kreuzesbild mit ausgebreiteten Armen; der Fluß rauschte laut. Die Straßen waren nur spärlich beleuchtet. Kein Mensch war unterwegs, so daß die Schritte des Einsamen schreckhaft von den Häusern widertönten.

Berthold ging fast schlafend weiter. Die Gelenke schmerzten ihn. Ihm war alles gleich; er wußte nicht, warum er noch ging und einem Ziele folgte, das er sich vor Stunden gesetzt hatte. Er kam jetzt so spät, daß er dem Oheim und der Tante nichts verbergen konnte.

Er durchquerte den Schatten des Domes, der wie eine finstere Flüssigkeit vor den Türmen lag, kam an der bischöflichen Erziehungsanstalt vorüber und hatte auf einmal die Kurie des Oheims erreicht, ohne daß er Freude empfand. Er schellte dreimal heftig und setzte sich auf die Sandsteinstufen, schlief ein wenig und hörte auffahrend, daß Tante Martha die Tür öffnete. Sie trug eine Lampe in der Hand und blickte auf den Knaben nieder, hieß ihn aufstehen, wartete, bis er sich langsam erhoben hatte und folgte ihm bis an die Treppe des Nebenhauses, welche zu seinem Zimmer führte, ohne ein Wort zu sagen oder eine Frage zu stellen.

Berthold schlotterte neben ihr her, schwankte die Stufen hinauf, riß sich in seinem Zimmer die Kleider herunter und warf sich ins Bett, wo er ohne Übergang einschlief.

Er lag wie ein Toter.

★

Als Berthold am anderen Morgen erwachte, war es heller Tag. Er schaute verwundert um sich und rief sich

mit Mühe den Zusammenhang der Ereignisse ins Gedächtnis — und empfand nicht Reue, sondern einzig Scham über das Mißlingen seines Selbsttötungsversuches. Dabei fühlte er sich körperlich wohl, wenn auch müde und hungrig.

Die Welt vor den Fenstern mit dem blauen Himmel und dem blühenden, hohen Birnbaum schien ihm, wie schon manchmal in früheren Jahren, fremd geworden, und er betrachtete erstaunt die weiße Farbe der großen Schranktür und der Tapete, gegen welche der schwarze Ofen merkwürdig fremd abstach.

Er hörte den Schritt Martha Beckers vor der Tür und schloß die Augen, als schlafe er noch. Doch die Verwandte kam nicht herein. — In Berthold war der Gedanke rege: Was sage ich dem Oheim? Wie kann ich erklären, was geschehen ist?

Es schien ihm unmöglich, seine Absicht zu verraten, aus dem Leben gehen zu wollen. Aber ebenso stark war in ihm die Abneigung, seine Tat zu verschweigen oder anders erscheinen zu lassen, als sie war. Denn schon jetzt stand neben ihm das Gefühl: Ich halte es doch nicht mehr lange aus; ich bin verloren; es muß etwas anders werden, oder ich sterbe. Dabei empfand er innere Kraft, und aus der Todesgewißheit strömte ungewohnte Lebenssicherheit.

Wieder näherten sich die Schritte der Tür. Tante Martha öffnete und blieb auf der Schwelle stehen. Auf dem Arm trug sie den neuen, grünen Anzug, welchen Berthold schon am Namenstag erhalten sollte.

Ihr Blick suchte die Augen des Neffen; dieser sah,

wie sich die Regenbogenhaut grünlich färbte und der Augenstern enger wurde. Die Kirchhofsblümchen auf den Wangen glichen kleinen Flammen. —

Martha Becker sagte tonlos: „Geh in die Kirche. Später bleibst du auf deinem Zimmer, bis der Herr Prälat kommt.“ Dann entfernte sie sich. —

Berthold erhob sich und fühlte erst jetzt, wie müde er noch war. Er wusch sich und ging in den neuen Kleidern ins Speisezimmer. Sein Frühstück stand bereit; niemand war zu sehen, nicht einmal das Dienstmädchen zeigte sich. Das Haus war ausgestorben. In der Ferne läuteten die Glocken.

Berthold aß tüchtig, ergriff ein Gebetbuch, das er im Gartensaal fand, und ging in den Dom. Das Hochamt hatte bereits begonnen. Die Priester jubelten mit den weißgekleideten Seminaristen das „Victimae pascali laudes immolent Christiani“ in die blauen Fahnen dahinziehenden Weihrauchs.

Der Knabe ging in das Nikolauschor, wo auch heute nur wenige Beter knieten, setzte sich in eine Nische und schlummerte ein. Als er erwachte, war das Gotteshaus leer. Vor seinen Augen lag der schweigsame Marmorsarg des Kurfürsten Balduin. Die Sonne zog lange Streifen von den Fenstern auf den Sandsteinboden; in ihr tanzten feine Stäubchen wie lebendige Silberwolken flüssigen überirdischen Metalls.

Er erschrak, eilte die Stufen des Chores hinab und erinnerte sich beim öden Schall seiner Schritte an den Gang durch die nächtlichen Straßen. Niemand begegnete ihm. Die Tür der Kurie, welche sonst verschlossen

war, fand er angelehnt, so daß er eintreten konnte, ohne zu läuten.

Auch im Hause regte sich nichts. Der Oheim mochte in seinem Arbeitszimmer sein. Tante und Dienstmädchen waren nicht da.

Den Einsamen überfielen Schauer der Angst. Es war unheimlich in dieser menschenleeren Welt. Er ging in sein Zimmer und wartete, bis der Prälat ihn zu sprechen wünschte. Aber es vergingen Stunden, in denen Berthold verzweifelte, ohne daß ihn jemand rief oder bei ihm eintrat. Er versuchte zu lesen. Alle Bücher, die er im Zimmer hatte, kannte er fast auswendig. Es kam ihm vor, als seien Jahre vergangen. Träumte er? War er vielleicht inzwischen gestorben und sah die andere Welt aus wie die alte, nur einsamer und stiller, ohne irgendein Leben, zu welchem man „Du" sagen konnte? — In Bertholds Vorstellungskreis begannen sich die Begriffe zu verschieben, bis die Glocken des Domes läuteten und ihm sagten, es möge zwölf Uhr sein.

Er hatte nicht Stunden gewartet, sondern die Zeit war ihm so lang erschienen. Er war noch nicht gestorben, sondern mußte warten, bis sich jemand um ihn kümmerte. Er ging im Zimmer hin und her. Die Stube schien sich zu verengen, er machte die Tür des Wandschrankes auf, damit sie größer erscheine. Er lauschte angestrengt, ob nicht in der Küche ein Geräusch zu vernehmen sei; es drang kein Laut zu seinen Ohren. Er wußte, daß die Glocken wieder tönen würden, aber hundertmal fragte er sich, ob er es nicht überhört habe, bis nach einer langen Stunde die ehernen Stimmen

erklangen und einigen Frieden in sein Gemüt zurückbrachten.

Nach einer Weile kamen Schritte die Treppe herauf. Es war das Mädchen, welches anklopfte und das Mittagessen brachte. Es betrachtete ihn neugierig und verließ schweigend das Zimmer, ohne daß der Knabe gewagt hätte, die Hausgenossin anzureden. Begierig aß er und wartete gespannt, bis die Magd die Teller holte. Als sie erschien, wagte er wieder nicht, ein Gespräch mit ihr zu beginnen. Sie verließ den einsamen Knaben. Es blieb ihm nichts übrig, als wiederum angestrengt zu lauschen und seinem ungewissen Schicksal entgegenzusehen. Und doch kroch um die Spannung in seinem Innern erneute und unwiderstehliche Müdigkeit, die ihn packte und festhielt, bis er in dem großen Lehnstuhl eingeschlafen war, der aus der Erbschaft einer entfernten Muhme stammte und den man nirgends hatte unterbringen können als in Bertholds Stube. — Aber über dem Knaben blieb die Erregung wach, stand neben ihm und griff in seine Träume. Sie malte ihm Schrekken vor, die ohne Zusammenhang waren, mit glühenden Farben das Gehirn zermarterten, ohne Rast, nur das Verlangen nach Ruhe stachelnd und den unbewußten Drang nach Untergang.

Plötzlich ging die Tür rasch auf. Vor dem Erwachenden stand der Oheim in der schwarzen Soutanelle mit dem kleinen violetten Kragentuch.

„Ermuntere dich!“ sagte er streng, „ich habe mit dir zu reden. — Du warst gestern betrunken?“

„Betrunken?“ stammelte Berthold und unterdrückte ein Gähnen.

„Komm zu dir und antworte. In welcher Gesellschaft bist du gewesen?“

„Ich . . . ich war allein. Ich war den ganzen Tag allein. Ich war auch heute vormittag allein.“

„Das letztere mit Recht. Du willst mich also glauben machen, daß du dich allein berauscht hast.“

„Ich war nicht betrunken, Oheim; ich war unterwegs, ich hatte mich verirrt, ich hatte . . .“

„Du hattest Geld bei dir?“

„Ja, ein wenig.“

„Zeige es mir.“

Berthold griff in die Tasche und zog den Betrag hervor, den er zum Kauf von Heften und Federn stets bei sich führte. Derselbe hatte sich um jene zwanzig Pfennige vermehrt, die er von dem Sohn der Wirtin im Dorfe erhalten hatte.

Der Prälat schüttelte den Kopf. — „Was ist also vorgefallen? sagte er langsam. „Erzähle und bleibe bei der Wahrheit. Alles, was du sagst, werde ich nachprüfen lassen.“

„Oheim, ich war krank gestern nachmittag.“

„Wieso? Was hat dir gefehlt?“

„Ich hatte mich vergiftet . . . aus Versehen . . . ich weiß nicht, warum . . . ich hatte von dem Eisenhut gegessen.“

Der Prälat schaute seinen Neffen scharf durch die Brillengläser an. Die Augen unter den weißen Wimpern wurden unruhig. „Nimm Feder und Papier“,

sagte er, und schreibe mir den ganzen Hergang genau auf, ohne etwas auszulassen oder hinzuzufügen. Ich komme in einer Stunde — oder besser in zwei wieder, um dich nochmals zu befragen. Fange sofort an."

Er schaute noch eine Weile auf den Jungen und verließ das Zimmer.

Berthold setzte sich an den Tisch, schob Bücher und die anderen Gegenstände beiseite und begann zu schreiben. Auch ihm kam es vor, als könne er schriftlich alles besser sagen. Er wollte bei der Wahrheit bleiben. — Als er aber berichten wollte, daß ihn die Behandlung durch Tante und Oheim in eine wilde Erregung versetzt habe, hielt er inne und dachte nach. Wenn er erzählte, was geschehen war — schon früher, schon vor den Weihnachtsferien —, er hätte weder Glauben gefunden, noch Verzeihung erlangt. Der Oheim forderte Gehorsam, die Tante tat alles, diesem Verlangen Nachdruck zu verleihen. Ausdrücklich hatte der Pate gesagt, es komme nicht darauf an, daß er — Berthold — recht habe oder glaube, unrecht zu erleiden, sondern daß sein Wille gebrochen werde, damit er später frei sei. Ob es eine Freiheit gab? Ob sie später kommen würde — die Zeit, in welcher niemand Gehorsam forderte, weil es notwendig war, den Willen zu brechen und zu fühlen, daß die Erwachsenen anders sind als die Heranwachsenden — wo man ihn nicht für verrückt hielt, wenn er seine Gedanken äußerte und einen Beruf ergreifen wollte, der anders war, als die Erzieher es sich gedacht hatten.

War denn der Oheim frei? War er nicht stiller und

in sich gekehrt geworden im letzten Jahre, langsam, nur merklich, wenn der Knabe ihn längere Zeit nicht gesehen hatte? Wandte er nicht die Augen weg, wenn Tante Martha ihn über den Tisch anschaute, die früher stets voll Bewunderung an dem Antlitz des Vetters gehangen hatte?

Er war Martha Becker unterlegen. Nur sie war frei. Vor ihr verstummten alle: das Dienstmädchen, Berthold, die Besucher, die baten, bei dem Herrn Prälaten vorsprechen zu dürfen. Ihre Augen strahlten, wenn das geschah, in heller Bläue; nur selten noch färbte das Grün der Erregung die schillernde Iris.

Berthold lächelte traurig und zuckte die Achseln. Dann berichtete er zu Beginn seines langen Schreibens, er habe den Eisenhut im Garten für Petersilie gehalten und einige Stengel zu einem Stück Brot gegessen; erst später sei ihm eingefallen — als er ein Brennen im Halse fühlte —, es sei die Giftpflanze gewesen, wenn er der Sache zunächst auch keine Bedeutung beigemessen habe.

In der Kirche sei ihm schlecht geworden; er habe sich vor die Stadt begeben — und so weiter, und so weiter ...

Als der Oheim zurückkehrte, hatte Berthold sein Schriftstück vollendet und las in demselben mit wachsendem eigenen Anteil. Er hatte, mit Ausnahme des Anfangs, alles genau der Wahrheit entsprechend geschildert, aber es deuchte ihn, als lese er nicht eigene Erlebnisse, und als habe er nicht seine Tat geschildert, sondern die eines Fremden, welcher ihn nicht mehr anging, als die Gestalten des Ovid und der Weltgeschichte

im Schulbuch. War dies wirklich das, was er erlebt hatte? Nein. Wenn er es hätte schildern sollen, würde er einen Monat gebraucht haben. Er würde es überhaupt nicht gekonnt haben. In dem Berichte vor ihm stand nichts von den Gedanken, die im Laufe des letzten halben Jahres wie lebendige Ströme über ihn geflossen waren, es stand nichts darin von den Empfindungen, welche er gehabt, die ihm wie Farben vorkamen, die man wohl schillern sieht, aber nicht beschreiben kann.

In der Erinnerung floß alles durcheinander: die Lust an der Gestaltung fremder Dinge hatte ihn hinweggeführt von den eigentlichen Aufgaben der Schule, hatte ihm schlechtere Zeugnisse eingebracht als im Vorjahr, Glaubenszweifel hatten ihn dem Gott der Kirche und seinen bisherigen religiösen Pflichten entfremdet, hatten ihn in Gegensatz gebracht zu seinen geistlichen Vorgesetzten und den Mitschülern in der Erziehungsanstalt; Freude an der Tonkunst und unerlaubte Träume von Leben und Zukunft hatten in ihm den Wunsch erregt, den Beruf aufzugeben, an dessen Lehre er nicht glaubte, und hatten das Bild Stefaniettas in ihm aufleuchten lassen, hatten ihm Träume gesponnen, die in nichts zerfielen, als die Wirklichkeit vor ihm stand — Wirklichkeit, welche auf andern Wegen ging als seine suchende, gestaltende Seele. Der böse Zufall hatte sich hinzugesellt, ihn bei Oheim und Tante in einem anderen Lichte erscheinen lassen, als er war, hatte ihn gedemütigt und erregt. In ihm war die selbsterhaltende Quelle des Lebens versiegt; er hatte den Tod gesucht und trug auch jetzt noch Verlangen nach jenem letzten, gewaltigen

Kampf, der das Leben abschließt und uns dem unbekannten Nichts entgegenführt, von dem wir hoffen, daß es ewige Ruhe sei, und das wir uns doch nicht vorstellen können ohne Erwachen des Eigenlebens und das Bewußtsein ferner Ewigkeit... Aber mußte denn das Ereignis, welches er ersehnte, der Tod sein? — Berthold senkte den Kopf und stellte sich wieder bunte Bilder vor: Wenn Stefanietta plötzlich einträte und vor ihm stünde wie früher, wenn sich ihre silberweißen Wangen unter dem schwarzen Haar leicht röteten, ihr sanftes Lächeln zwischen Mund und Augen tanzte — er würde nicht gewünscht haben zu sterben. Wenn der Oheim gesagt hätte: Geh zu deiner Mutter, ich kann dich nicht brauchen — er würde mit Freude zum Bahnhof geeilt sein, wäre voller Erwartung gewesen, sich ein neues Leben zu schaffen mit den Seinen, um den fernen Vater wieder an die Familie zu ziehen. Ja, wenn Tante Martha gesagt hätte: Geh nicht in die bischöfliche Erziehungsanstalt zurück; wir wollen gute Freunde werden; ich will versuchen, dich zu verstehen, wenn ich auch glaube, daß du in vielem unrecht hast — er würde ihre Hand ergriffen haben und nicht voll Zorn gewesen sein wie gestern, als er den Kuß erhielt, der ihn an die Umarmung des Judas erinnerte. — Wenn sich eines von diesem ereignete — er würde nicht sterben wollen. Aber er empfand Angst, wenn er an die Möglichkeit solchen Glückes dachte.

Er hatte sich abermals in die Blätter vertieft, welche er geschrieben hatte, als der Oheim eintrat. Der Prälat setzte sich auf einen Stuhl, zog die Bogen heran und

begann zu lesen. Ab und zu blätterte er zurück, um einen Satz zu wiederholen oder eine halbe Seite nochmals zu überfliegen, und fragte zuletzt: „Hast du die Wahrheit geschrieben?“

Berthold errötete und nickte.

„Ich werde Rücksprache mit Tante Martha nehmen“, fuhr der Geistliche fort; „bleibe noch hier und beschäftige dich.“ ...

Abermals war Berthold allein und hing seinen Gedanken nach. Der Oheim hatte recht: er mußte sich beschäftigen. Es mußte etwas geschehen, wenn er nicht verzweifeln sollte und immer wieder nach dem Tode suchen, um endlich das Ziel der Selbstvernichtung zu erreichen.

Er nahm die Geige aus dem Kasten und spielte auswendig ein Adagio des Salzburger Meisters. Abgerissen klangen die Doppelgriffe in die Luft. Nichts war in dem Knaben als Sehnsucht, er möge jemanden finden, der die süße Melodie der Klavierbegleitung spielte, einen Menschen, der die Harmonie herstellte zu dem, was er mit seinen Klängen zu sagen vermochte, wie es dem Willen des Meisters entsprach, der diese Musik geschrieben hatte vor langen Zeiten ...

Tante Martha kam ins Zimmer und schaute den Knaben an. Über seine Wangen und das braune Holz der Geige rannen Tränen. Sie sagte kein Wort, sondern auch sie brach plötzlich in Schluchzen aus, das sie veranlaßte, das Zimmer wieder zu verlassen.

Berthold legte die Violine weg und wartete bedrückt. Es war ihm, als müsse sich einer seiner Wünsche er-

füllen. — Als aber der Oheim kam und sich wieder auf den Stuhl am Tisch gesetzt hatte, sagte er nur: „Ich will deinen Angaben Glauben schenken und der Sache nicht weiter nachgehen. Fühlst du dich wieder ganz wohl?"

Berthold nickte. Nach einigem Zögern begann er: „Oheim, darf ich Musiker werden?"

Der Prälat schaute erstaunt herüber. Dann sprach er langsam und betont: „Ich habe kein Verlangen, etwas für dich zu tun, wenn du dich nicht dem Willen derjenigen fügst, die es gut mit dir meinen."

„Darf ich zu Mutter gehen?"

„Nein. Außer der Unterbrechung, welche deine Ausbildung erleiden müßte, liegen andere Gründe vor, die dies verbieten. Wenn du durchaus nicht dem folgen willst, was ich vorgesehen habe, so muß ich offen sagen, daß ich keine Möglichkeit sehe, dich irgendwo unterzubringen als in einem Waisenhaus. Ich rate dir also: gehorche und bleibe bei den Dingen, wie sie jetzt sind."

„Oheim", sagte Berthold flehend, „kann ich nicht bei dir im Hause wohnen und die Anstalt verlassen? Ich könnte von hier aus die Lateinschule besuchen wie die andern Knaben, die bei ihren Eltern wohnen."

„Es geht nicht", erwiderte der Geistliche. „Ich kann das Tante Martha nicht zumuten. Füge dich der Ordnung. In den Ferien erlaube ich, daß du die Knaben in der Stadt besuchst, mit denen du schon früher Umgang hattest. Im übrigen beschäftige dich nützlich und schlage dir müßige Gedanken aus dem Kopf, geh morgen zur Kommunion, welche du heute versäumt hast, und mache

der Tante und mir keine Sorgen mehr. Alles andere ergibt sich von selbst."

Er erhob sich und verließ das Gemach. Draußen begann es dämmerig zu werden. Die Blüten des Baumes vor Bertholds Zimmer verschwanden in der Dunkelheit.

★

Die Weltfremdheit, in welche sich Berthold in der Entwicklung des letzten Halbjahres hineingesteigert hatte, und das Gefühl seines Andersseins den übrigen Menschen gegenüber wuchs während des Restes der Osterferien, soweit dies noch möglich war. Menschenscheu lief er durch die frühlingsduftenden Bergwälder, suchte Kuckucksblütler, Veilchen, Windröschen und Schlüsselblumen und beneidete die Pflanzen um des Rechtes willen, sich zwanglos zu entfalten und in der Welt zu sein ohne ein anderes Gesetz als den Willen zum Dasein.

Freilich erlangten diese Gedanken auch diesmal nicht die Klarheit, die sie gehabt haben müßten, wenn sie dem Verzagten Bausteine geworden wären in der Anschauung der Welt und der Dinge. Sondern sie wogten nebelhaft, gefühlsmäßig in ihm, ließen ihn nicht zur Ruhe kommen, kleideten sich in Fragen, deren Antwort immer ein „Nein" war, weil er in sich selbst nicht das weiterführende Ja finden konnte. Und die an sich nicht gerechtfertigten Verneinungen bildeten das Gefüge einer Mauer, die den Knaben mehr und mehr vom Lebenswillen trennte, der doch wieder hervorbrach und ihm Trost in der Möglichkeit zeigte, seinem Leben

ein Ende zu machen, ohne daß der Zufall den Entschluß abändern würde oder der unbeugsame Lebenswille ihn zunichte machte.

Noch besaß er das Geld, welches ihm die Mutter gesandt hatte. Er blätterte häufig — ehe er zu Bett ging oder wenn er sich des Tages allein wußte — in der Preisliste eines Versandgeschäftes, die Abbildungen von Schießwaffen enthielt.

Wenn er müde war von langem Grübeln oder die Einsamkeit nicht mehr ertragen konnte, ging er aus und suchte die beiden Freunde in der Vorstadt auf. Doch auch vor dem innigen, schönen Familienleben, das in ihrem Hause herrschte, stand Berthold fremd und sehnsüchtig — fühlte sich ausgeschlossen vom Glücke des Lebens. Er sah die beiden Schwestern der Schulkameraden über ihren Näharbeiten, er war beklommen, wenn sie mit ihm sprachen, als sei er ihresgleichen, und er fühlte, wie seine Vorstellungen von dem Andersein der Frauen ins Wanken gerieten. Er war darüber ebensowenig glücklich wie über die Rührung, welche er empfand, wenn einer der Freunde die Mutter liebkoste oder zu Füßen der Großmutter saß, um ihren Erzählungen zu lauschen. Ja, er mußte Tränen der Trauer verbergen, als er sah, daß die Mutter der Freunde einen der Knaben auf die Wange küßte, der ihr die ersten Frühlingsblumen brachte. Berthold selbst hatte sie ihm gezeigt in den Wäldern und auf den Bergwiesen jenseits des Stromes.

Alle Zufriedenheit und stille Freude, die er hier beobachtete, machte ihn noch fremder und zeigte ihm, daß

ihm alles fehle, was diesen Menschen Kraft gab und Selbstverständlichkeit für Leben und Zukunft, ohne sich anscheinend besondere Gedanken über Dasein und Tod zu machen oder das Glück, das ihrer wartete oder ihnen entging.

Nach außen hin schien er zufrieden, wenn er mit den Altersgenossen zusammen war. Er war ihnen gedanklich überlegen, und sie staunten, wenn er Dinge besprach, die ihnen verborgen waren. Aber er war mißtrauisch gegen alles Wohlgefühl, so daß er oft plötzlich schwieg und traurig sein Andersein empfand, das ihn den Maßstab verlieren ließ für die richtige Selbsteinschätzung und die Bedeutung seiner eigenen, kleinen Welt in der Umgebung des geradlinigen, unbehinderten Lebens. Alles, was er sah, war zu selbstverständlich, als daß es für ihn erreichbar gewesen wäre. Überall sprang ihm das eherne „Nein" entgegen, wenn das gute und ruhige Leben Wünsche in ihm emportrieb, die ihn mit neuer Niedergeschlagenheit erfüllten.

„Warum darf ich nicht ein Leben mit Mutter und Schwester führen wie die Freunde? Bin ich nicht dazu bestimmt? Nein!"

„Warum muß ich in der bischöflichen Anstalt bleiben, in die ich nicht gehöre und die mir die Liebe zur Zukunft benimmt? Besteht keine Möglichkeit, diesem Schicksal zu entgehen? Nein!"

„Warum ist mir das Haus des Oheims kein Elternhaus? Wird Tante Martha nie bereit sein, in mir einen guten, brauchbaren Menschen zu sehen, auch wenn ich die Musik liebe und mir Gedanken mache über das

Wesen der Dinge oder der Menschen? Nein!" . . .

Der ältere der beiden Freunde zeichnete und malte vortrefflich, und niemand schüttelte den Kopf oder fand ein Unrecht darin, daß er den Wunsch aussprach, später Kunstmaler zu werden. —

Immer noch verstärkte sich in Berthold die Vorstellung, es gäbe nur zwei Möglichkeiten für ihn, seiner Qual zu entrinnen — Flucht zur Mutter — oder aus dem Leben. Es hatte an ihm gelegen, daß beides mißlungen war. Er verstand nicht zu handeln, nicht zu sterben.

Auch jetzt waren die Gedanken nur ein Spiel mit der Möglichkeit des Geschehens. Immerhin aber beschaffte sich Berthold aus dem Versandgeschäft heimlich eine Hand-Schußwaffe, die er in seinen Kleidern verbarg. Der Besitz dieses Gegenstandes, den er mit dem Namenstagsgeld der Mutter bezahlte, machte ihn ruhig und sicher. Es gab Stunden, in denen er den Gedanken an den Tod verwarf und nur noch eine baldige Flucht plante . . .

Doch alle Vorstellungen und Erwägungen, die Wunschgedanken und Möglichkeitsbilder dieser Tage traten zurück vor einer letzten Erschütterung, welche über Berthold kam und ihn noch mehr verwirrte. Wie eine Blüte, die aus einer totgeglaubten Wurzel hervorbricht, wuchs in ihm neben seiner Liebe zu Stefanietta eine innige Neigung zu der ältesten der beiden Schwestern seiner Freunde. Es war keine Liebe der Sinne, die mit sicheren Zielen um die Zukunft spielt, sondern eine wachsende, sich mächtig steigernde Sehnsucht, welche den

Knaben — wie alles andere, was er erlebte — empfinden ließ, daß er nicht zu den Menschen, nicht zu den Freunden im kleinen Vorstadthause gehöre. Schuldbewußtsein durchdrang ihn vor dem inneren Bilde Stefaniettas.

Aber er suchte die Gesellschaft der stillen Hildegard, stellte verlegen gleichgültige Fragen und erhielt unbefangen Antwort, obwohl er sich immer wieder darauf vorbereitete, das Mädchen werde ihn abweisen und seine Annäherung als zudringlich empfinden. Nichts dergleichen geschah. Die Freundin saß geduldig über ihrer Handarbeit, lächelte und stellte Gegenfragen, wenn Berthold schwieg, und er war glücklich, wenn er sie vor sich sah in dem rotbraunen Kleidchen, wenn sie die dunkelblonden Haare auf die Arbeit beugte oder das Gesicht zu ihm emporhob, weil sie seinen Worten und Gedanken nicht folgen konnte.

Mit ihm saßen die Freunde bei der Schwester. Die Mutter ging ab und zu, lächelte, wenn sich die Kinder ereiferten und etwas nicht gelten lassen wollten, was Berthold zu beweisen suchte. Er empfand es wie einen Rausch, etwas zu wissen und zu können, sprach viel über die Tonkunst und deren Lehre und erkannte staunend, wie aus dem, was er aus seinem Empfinden heraus in Worte kleidete, ihm selbst neue Erkenntnis und Klarheit zurückstrahlte, weil er gezwungen war, die unsicheren Vorstellungen seines Bewußtseins in Worte zu kleiden und an Beispielen zu beweisen, was und wie er es meinte.

Er geigte den Freunden die Sonaten Mozarts vor.

Hildegard oder ihre Mutter spielten die Klavierbegleitung, welche der Knabe so lange vermißt hatte, die er nun selig in sich auffog. Er sprach von der Beziehung der musikalischen Themen zueinander, die er klar hörte, und davon, daß man in Tönen denken könne, wie andere in Worten oder Bildern es taten.

Hinter all dem aber verschwand nie die warnende Stimme: „Das ist verbotenes Land; es führt dich weg von der Bestimmung, die deinem Leben gegeben ist.“ — Und er staunte, daß diese Stimme die Stimme Stefaniettas war, welche er nicht vergessen konnte, deren Bild er in sich trug trotz der Liebe zu Hildegard.

Auch hatte er nicht mehr Kraft genug, um Freude zu empfinden, wenn er sich vorstellte, er werde später seinen Neigungen folgen können. Wozu hätte er Musiker werden sollen, jetzt, wo ihm alles verschlossen blieb, was zu andern Menschen führte? Jetzt, wo sein einziges Glück darin bestand, Stefaniettas Bild in sich zu tragen und zugleich bei dem unbefangenen andern Mädchen zu sitzen, seine Stimme zu hören und sie lächeln zu sehen, ohne daß es je möglich sein würde, ihr näherzutreten. Er litt unter dem doppelten Spiel dieser Bilder und versuchte, Stefanietta, die ihm die Treue nicht gehalten hatte, aus seinem Bewußtsein zu drängen. Aber ihr Bild erhob sich mächtig, gebieterisch in ihm, befahl seinen Sinnesregungen in der Einsamkeit und des Nachts, wurde immer aufs neue lebendig.

Ganz wesenhaft trat es vor ihn hin, als ihn der Oheim eines Nachmittags in sein Arbeitszimmer rufen ließ und ihm sagte:

„Erinnerst du dich an Stefanietta, Junge? Sie hat sich verlobt und wird bald eine Frau Nicolini sein. Schreibe ihr deinen Glückwunsch, wenn du magst. Und eines noch: du bist alt genug, um zu erfahren, daß sie nicht deine Base, sondern deine Schwester ist."

Berthold erbleichte, ohne daß es der Prälat bemerkte. Er schaute ins Leere, wo wie eine Erscheinung Stefanietta vor ihm stand, lächelnd, mit geröteten Wangen und schwarzem Haar, in dem weiße Myrthen leuchteten.

„Sie ist die Tochter deines Vaters", fuhr der Geistliche fort und schaute auf einen Brief, der vor ihm auf dem Tische lag; „eine Stiefschwester gewissermaßen von dir, für die ich seit langem Sorge trage . . ."

Er sprach weiter, aber Berthold hörte nicht mehr, was er sagte. Der Knabe schaute auf das Traumbild seiner Erinnerung und Vorstellung, das zu verschwimmen begann, von dem nichts in ihm blieb als eine unendliche, kalte Leere, in der die Stimme des Oheims hallte wie der Ruf der Drommete des Jüngsten Tages.

Er blieb äußerlich ruhig. Er nickte dem Paten zu, verließ das Zimmer, um im Gartensaal das Bild des Jüngsten Gerichts zu betrachten, das dem roten Sofa gegenüber hing.

★

Hätten die Osterferien länger gedauert, so würde Berthold vielleicht ein erträgliches Verhältnis zum Dasein gewonnen haben. Und hätte er nicht in die bischöfliche Erziehungsanstalt zurückkehren müssen, er

hätte einen Weg zu Gott gefunden, der sein Leben nicht gestört hätte.

Aber die Empfindungen der Schuld und Gegnerschaft, welche die gesteigerte Glaubensbetätigung aufs neue in ihm erregte, drängten ihn in eine Verzweiflung, in der er sich keinen Rat wußte, zumal er nicht erkannte, warum er in der Sonderstellung blieb, in der er sich schon solange befand.

Seine Gedanken traten hinter Gefühle allgemeiner Art und hinter Traumbilder zurück, die hemmungslos wurden.

Er empfand Sehnsucht nach Stefanietta und nach Hildegard. Er sprach in den Schulpausen zu den beiden Freunden mit der ständig unausgesprochenen Frage auf den Lippen, wie es ihrer Mutter und Schwester ergehe, und hatte ein Gefühl von Ekel vor sich selbst, wenn er sich klar machte, daß er unwürdig im Sinne der Kirche sei, zur Kommunionbank zu gehen, denn er vermied es zu beichten, indem er den Mitschülern diese Unterlassung dadurch zu verbergen wußte, daß er während der Beichtstunden im Musikzimmer saß und Notenblätter las, ohne sie zu spielen und die Gedanken alter Tonsetzer zum Klingen zu bringen.

Auf den Spaziergängen schlenderte Ignaz Krautt neben ihm, als suche er neuen Anschluß. Aber Berthold sprach nicht wie früher, schwieg oft halbe Stunden, in denen seine Gedanken verworren in Lebensaltern schwammen, die er noch nicht erreicht hatte, und die ihn müde machten und mürrisch.

Immer wühlte etwas in ihm, zu einem Entschlusse

drängend, obwohl sich nichts ereignete, das einen solchen neuerdings erfordert hätte. Er betrachtete heimlich die Schießwaffe, die er bei sich trug, und zählte den Rest seiner Barschaft, indem er überlegte, ob er sich Schießbedarf oder eine Fahrkarte vierter Klasse zur Reise kaufen sollte.

Es ereignete sich nichts. — Und doch machte er sich eines Abends nach dem sogenannten Spielturnen auf den Weg in die Stadt, um sich — wie er dem Klassenältesten sagte — ein Heft zu kaufen. Er betrat eine Eisenhandlung und verlangte ohne Erregung Patronen für seine Waffe.

„Für wen ist die Munition?" fragte der Verkäufer. „Ohne Waffenschein darf ich Schießbedarf nicht abgeben."

„Mein Vater braucht sie", log Berthold; „ich kann den Schein später bringen."

„Tun Sie das", sagte der Verkäufer beruhigt und händigte dem Knaben ein Blechschächtelchen aus, welches die Ladung enthielt.

Berthold steckte es zu sich, zahlte und schlenderte eine Straße weiter. Er trat in eine Konditorei und grinste in sich hinein. Während er die Tür öffnete, murmelte er halblaut: „Wer eine Schankstätte oder eine Konditorei besucht, wird um dreißig Mark im Kostgeld erhöht." — Aber er trank von der Schokolade, welche er bestellte, nur eine halbe Tasse und ließ einen Teil des Kuchens liegen, zahlte wieder und erklärte dem erstaunten Ladenfräulein auf die Frage, warum er nicht fertig esse: „Ich muß zum Bahnhof." Dabei hatte er bereits

ausgerechnet, daß der Rest seines Geldes nicht mehr ausreichte, zur Mutter zu fahren, und er empfand Befriedigung über diese Tatsache, die ihn zwang, den anderen Weg zu gehen. Doch fühlte er in sich wachsende Erregung.

Noch einmal hielt er den Schritt vor einem Geschäfte an, nachdem er die Richtung zur Brücke eingeschlagen hatte. Er kaufte eine teure Zigarre. Die Verkäuferin begann mit ihm zu kokettieren, was ihm noch nie begegnet war. Sie hob drohend den Finger der rechten Hand und sagte lächelnd, indem sie sich in den Hüften wiegte: „So eilig, so eilig? Haben Sie nicht ein wenig Zeit, junger Herr? Ich darf Ihnen doch Feuer geben?"

Sie wartete einladend, bis Berthold die Zigarrenspitze abgebissen hatte, wie er es bei Erwachsenen gesehen hatte.

Die Verkäuferin lächelte abermals verführerisch und sagte: „Bleiben Sie ein wenig und plaudern Sie mit mir." Dabei setzte sie die Zigarre in Brand, die Berthold zwischen die Lippen genommen hatte, und legte ihre Finger zärtlich an seine Hand. Der junge Mensch erschauerte unter der weichen Berührung. Die Verkäuferin schaute ihn mit großen, fragenden Augen an.

„Ich muß fort", sagte er hastig. „Ich habe keine Zeit. — Guten Tag."

„Guten Tag", erwiderte das Mädchen bedauernd und schaute dem Davoneilenden nach, der ein rasches Zeitmaß anschlug und erst stille stand, als er die Stadt jenseits der Brücke verlassen hatte, wie vor wenigen Wochen am Karsamstag.

Ihn schwindelte. Er sog an der Zigarre; das ungewohnte Reizmittel verursachte einen leichten Taumel. Er griff in die Tasche, stellte fest, daß er das Blechkästchen bei sich hatte, und schlich durch die Wiesen neben der Straße auf den Leinpfad, der am Flusse entlang führte.

Ehe er denselben betrat, kniete er im Schatten der Böschung nieder, öffnete die Blechschachtel und nahm die Waffe aus der Hülle. Er versuchte den Mechanismus und setzte die sechs Patronen in die Kammer. Dann raffte er alles zusammen, verwahrte es in den Kleidern und ging weiter.

In seinem Kopfe war ein starker Druck; er blickte befangen umher. Auf der andern Seite des Stromes sah er die Häuser der Vorstadt und die ragende Kirche mit dem Apostelgrab. In den Fenstern der Abtei funkelte die Abendsonne und warf zahllose Lichter zu ihm herüber. Der Anblick dünkte ihn wie ein Abschied.

Er eilte weiter und dachte: „Warum gehe ich? Habe ich Grund, aus dem Leben zu scheiden? Beunruhigen mich meine Glaubenszweifel noch? Denke ich darüber nach und suche den Zusammenhang zwischen Gott und den Menschen? Würde ich bei der Mutter glücklich sein, jetzt, da der Vater in der Fremde weilt und selbst unglücklich ist? Würde ich das Glück in Stefanietta finden, die eine andere ist, als ich sie mir vorgestellt, oder in Hildegard, die nicht weiß, was ich fühle und wie ich bin?"

Berthold mußte sich alle diese Fragen verneinen, aber

er schritt dennoch eilig vorwärts, wie von einer unsichtbaren Hand geleitet.

Als er an die Gartenmauer des alten Lustschlößchens Monaise gekommen war, blieb er stehen und schaute über den Fluß. Drüben rollte ein Zug; vielleicht fuhr er in die Stadt, in der die Mutter wohnte. Abermals erwachte Sehnsucht in dem Knaben, die Mutter wiederzusehen und bei ihr zu bleiben. Wenn er noch Geld gehabt hätte, er würde im nächsten Dorfe mit der Fähre über den Strom gerudert sein, hätte mit dem Rest seiner Barschaft die Eisenbahn benutzt, soweit es möglich gewesen wäre. Dann hätte er die letzte Wegstrecke zu Fuß zurücklegen können. — Er fühlte plötzlich wieder, wie aufgeregt er war.

Nach einer Weile gewahrte er drei Schiffer, die einen Kahn bestiegen. Er fragte sie, ob sie ihn übersetzen würden. Die Leute betrachteten den Fremden erstaunt, lachten ein wenig und sagten: „Steig ein; du kannst mit uns fahren."

Berthold setzte sich in das Schiff und sah zu, wie die Leute ihre Netze richteten, um während der Nacht zu fischen. Sie fuhren in weitem Bogen durch die Strömung, warfen sich abgerissene Worte zu, schauten in die Tiefe.

Der Knabe blickte zum Himmel auf. Es wurde dämmerig. Er erinnerte die Fischer nach langem Warten an seine Bitte, ihn an das jenseitige Ufer zu bringen. Sie lachten wieder kurz und sagten: „Warte."

Das schwankende Gleiten im ruhigbewegten Strom tat ihm wohl. Die feuchte Kühle des Wassers um-

wehte ihn. Er fühlte, wie die Sehnsucht in ihm wuchs, das andere Ufer zu erreichen, wie Trauer und Enttäuschung schwollen, wenn die Fischer sich dem Gestade näherten, von dem sie gekommen waren.

An einer Stelle, nicht weit von der entfernt, an der sie abgestoßen waren, trieben sie an Land, und einer der Männer sagte zu Berthold: „Steig aus. Wenn du ans andere Ufer willst, komm morgen wieder. Wir können nicht hinüber. Geh über die Brücke oder an die Fähre im Dorf. Wir haben zu tun. Wir haben keine Zeit für Deinesgleichen. Das andere Ufer geht uns nichts an. Wenn wir leben und essen wollen, müssen wir diesseits bleiben."

Berthold starrte den Sprecher verwirrt an. Welche Worte sagte der Mann in der braunen Strickweste? Wußte derselbe, wie es um ihn stand? — —

Er verließ schweigend den Kahn und ging sinnend weiter, an der Gartenmauer des Lustschlößchens vorüber, den Wiesen zu, die oberhalb am Strome lagen.

★

Die drei Fischer, welchen Berthold Reiff in der Abendstunde begegnet war, fanden den Knaben später stöhnend und blutend am Ufer des Stromes in der Nähe einiger Weidenbäume. Er wälzte sich am Boden, suchte unruhevoll nach der Waffe, die ihm entglitten war, und murmelte leise Klagen mit der Stimme eines Kindes, welchem ein Unrecht geschehen ist. In seiner Schläfe klaffte eine tiefe Wunde. Blut floß ihm aus

Mund und Nase. Die Augen waren weit aus den Höhlen getreten.

Berthold hörte, daß die drei Männer erregt sprachen. Aber er verstand nicht, was sie meinten, und es gelang ihm nicht, sich ihnen verständlich zu machen. Er suchte rastlos weiter, ohne zu wissen, daß er sich von der Waffe entfernte.

Wieder sprachen die Männer. Dann hoben ihn zwei derselben auf, faßten ihn unter die Arme, geleiteten ihn langsam dem Dorfe zu.

Das erste, was Berthold deutlich verstand, waren die Worte eines seiner Begleiter, der dem Dritten befahl, die Schießwaffe aufzuheben und mitzubringen. Ehe sie das Dorf erreichten und die Leute aus den Häusern zusammenliefen, vergingen dem Knaben die Sinne. Er erwachte erst wieder, als er im Hause des Ortspfarrers lag. Er fühlte grenzenlose Aufregung aller seiner Nerven. Das Blut floß nicht mehr aus Wunde, Nase und Mund, aber es tobte hinter den Augen und hemmte die Gedanken, welche Berthold ins Bewußtsein traten, die er nicht zu Ende denken konnte.

Er schaute um sich. Ihm kam vor, als liege er in einem weiten, dunklen Raum, in den kein Schimmer fiel. Aber er hörte neben sich Flüstern und merkte, daß er nicht allein in dem Zimmer war.

Er dachte lange nach, ob er zu den Leuten, die neben ihm raunten, etwas sagen solle. Im Munde hatte er einen sich immer erneuernden Blutgeschmack; die Nase war verstopft, das Atmen fiel ihm schwer.

Wieder flüsterten die Menschen neben dem Bette.

Es war die Stimme eines Mannes und einer Frau.

„Er wird wach", sagte die Frauenstimme. Dann blieb alles still.

Berthold hatte ein Gefühl von Ohnmacht und Willenlosigkeit. Aber neben dieses Gefühl traten Vorstellungen, so, als gehörten sie nicht ihm, sondern einem anderen Menschen, den er früher einmal gekannt hatte. Diese Vorstellungen redeten ihm zu, er solle etwas sagen, damit die Leute merken möchten, daß er bei Besinnung sei.

„Kann ich ein Taschentuch bekommen?" fragte er nach langem Zögern. Die Worte kosteten ihn große Anstrengung. —

Eine Hand hielt ihm ein Tuch an den Mund. Er griff danach und wischte über die Lippen. Dann hörte er die Stimme, die vorhin geflüstert hatte, laut neben sich: „Ich bin der Geistliche. Wollen Sie sich jetzt mit Gott versöhnen?"

Die Worte klangen tröstlich und wohltuend.

„Wo bin ich?" fragte Berthold.

Dieselbe sanfte Stimme nannte ihm den Namen des Dorfes, indem er sich befand. Der Pfarrer schwieg. Berthold kannte ihn flüchtig. Er erinnerte sich, daß derselbe jung sei und hellblonde Haare habe.

Wieder mahnten die Worte des Priesters, der die Frau weggeschickt hatte: „Darf ich dich auf die Beichte vorbereiten? Wann war deine letzte Beichte?"

Berthold dachte nach. Ihm schien es, als seien Jahre vergangen, seit er zuletzt im Beichtstuhl gekniet hatte. Wie sollte er wissen, wann es gewesen war?

Der Geistliche fuhr ruhig fort, ohne auf der Antwort zu bestehen: „Hast du seit deiner letzten Beichte eine Sünde begangen?“

Das fremde Bewußtsein, welches neben Berthold stand, schien heller zu werden und zu lächeln. Er zögerte einen Augenblick. Dann sagte er fließend und wunderte sich in dem eigenen Vorstellen, das ohnmächtig und gefesselt schien, über seine lange Rede: „Nein, ich habe nicht gesündigt. Ich habe mich töten wollen. Ich glaube nicht an die Lehre der Kirche. Darum kann ich nicht gesündigt haben. Ich muß indes bekennen, daß ich Angst empfand, als ich niederstürzte, es könne doch wahr sein, was wir in der Schule lernten, und ich müßte zur Hölle fahren. Darum suchte ich nach der Waffe und wollte nicht ruhen, bis ich ganz tot wäre, so tot, daß auch die Hölle nicht mehr lebt und uns erschrecken kann. Ich bin nicht schlecht, wie Tante Martha meint . . .“

Die Worte versagten ihm; er fiel aufs neue in Ohnmacht . . .

Als er erwachte, lag er in einem Bett. Das Zimmer schien sich verändert zu haben. Er sah nicht das mindeste. Um die Augen und die Stirn waren dicke Binden gewickelt, hinter den Augäpfeln spielten helle Farben wie feurige Schlangen und spien Blitze in die Dunkelheit.

Neben seinem Bette klapperten die Holzperlen eines Rosenkranzes.

„Wo bin ich?“, fragte Berthold erstaunt.

„Bei den barmherzigen Brüdern“, versetzte eine

Männerstimme. Dann vergingen ihm abermals die Sinne . . .

Als er wieder erwachte, war es noch immer dunkel. Er hörte Geräusche im Zimmer. Eine Frau weinte. Er dachte lange nach und erkannte endlich, daß es Tante Martha sein müsse. Ein Mann ging neben dem Bett hin und her, hantierte auf einem Tisch, stieß an Gläser, die leise klirrten.

Dann hörte er die Stimme des Oheims, die weit entfernt war: „Wird er sterben?" sagte der Prälat bedrückt.

„Nein", erwiderte der Mann am Tische und klirrte weiter mit den Gläsern. — „Aber . . ."

„Nun?", fragte der Oheim nach einer Pause.

„Er ist blind", sagte die Männerstimme.

„Blind?" schrie Berthold und versuchte, sich aufzurichten.

Es war totenstill in dem Raum geworden. Nur das Schluchzen Tante Marthas verstärkte sich.

Im Bewußtsein des Knaben dröhnte das Wort weiter wie der Ausklang eines fernen Donners. Hinter seinen Augen, die weit hervortraten, schossen Blitze und züngelten Flammen.

Er sank ächzend zurück, begann zu zittern. Seine Hand griff nach der Binde, welche die Wunde bedeckte, und versuchte, sie herunterzureißen. Aber eine sanfte, starke Hand hielt ihn zurück. Dann lag er lange, atmete schwer, und niemand sprach ein Wort.

Vor dem Fenster sangen einige Vögel; eine Glocke begann zu läuten — schrill, kurz und schnell, wie eine

Totenglocke, die erklingt, wenn man Verstorbene aus dem Leben trägt. Dann murmelte der Knabe abermals, wie einen Widerhall, nach dem er haschte und den er um Verständnis bat, das eine kurze, scharfe Wort des Arztes:

„Blind!“ . . .

★

Alles was später im Bewußtsein des jungen Berthold Reiff auftauchte, war verschwommen und abgerissen. Er lag auf dem Rücken, die Seiten schmerzten ihn, seine Glieder waren unbeweglich. — Es war, als seien sie verkrümmt und gegen den Leib gedrückt, die Brust bewegte sich nicht, und nur das Blut rieselte warm durch seine Adern und machte die Kälte der Außenwelt schmerzhaft fühlbar.

Es war dunkel um ihn. In der Kehle würgte es, als müsse er weinen. Der Blutstrom staute sich in den Atmungswegen, Krampf verzerrte ihm den Mund; aber es gelang ihm nicht, einen leisen Klagelaut hervorzubringen, der ihm Erlösung von unerträglicher Qual gewesen wäre — ein Ruf in die Welt, der unklar in seinem Gehirn geschrieben stand wie Sehnsucht, wie ferner Himmel über einer finstern Erde.

Es mußten seltsame und unerwartete Dinge geschehen sein. Er fühlte sich gebunden an eine Kette, die in die Vergangenheit führte, gebunden an ein Band, aus dem der Strom in sein Herz quoll. Er fühlte dumpf, daß diese Lebensbrücke zerriß. Er wußte nicht, war er es gewesen, der früher — vor vielen Jahren — oder vor

Tagen — oder heute — einen hohen Berg erstiegen hatte. Oder war es ein anderer gewesen, ein Begleiter, ein Mitmensch, ein alter Mann mit langem Barte, der ihn plötzlich hinabgestoßen hatte von der Zinne einer farbigen Höhe in das Schattenland, das ihn hier umgab, in dem er erwachte, ganz einsam, ganz allein, fast ohne Leben?

Hatte er geträumt, es gebe Wesen außer ihm, mit denen man verbunden ist nach rückwärts, nach unten, nach den Seiten — Schattengestalten mit Wimpern um klumpige Leiber, die sich spalten in zwei, in mehr, in viele, in unendliche Gebilde, die sich zusammenschoben zu Haufen, zu schwellenden Ästen, zu Strängen mit weißen Fasern und einem Willen, der nach Nahrung schreit aus festem und flüssigem Wust der ununterscheidbar und ungetrennt alle Umgebung erfüllte — die zusammenschrumpften zu Kernen in weichen Schichten, zu Höhlungen sich dehnten um Kammern, in denen Wände sich bildeten zu saugenden Schlünden, in denen andere Wesen verschwanden und nicht zurückkehrten außer in kleinen, verbrauchten Fetzen ohne Gestalt und Bewegung?

Finsternis lag umher, die sich spaltete in noch dunklere Wolken, in der keine Farbe war, in der das Schwarz selbst verschwand, in der es gärte von geronnenem Purpur und Blau, von durcheinanderbrodelndem, schattendem Grün und schwarzem Gelb in gähnenden Tiefen. Es war ein Zustand, in dem alles ein Nichts bildete, in dem das Nichts sich drehte und rollte und wuchs wie das Etwas in den Tiefen einer Ahnung,

die ungewiß war und ſchwankend wie ungeborene Möglichkeiten und brauende Nebel über Abgründen der Urwelt.

Oder war er von ſelbſt aus der Höhe herabgeſtürzt, welche er über ſich ahnte, die er fühlte zu ſeinen Häupten wie eine drückende Laſt — geſtürzt in eine Schlucht mit feuchten Wänden, nicht feſt, nicht flüſſig, auf deren Grunde er lag wie in Erdmaſſen, die nicht ſtarr und nicht fließend ſind.

Er taſtete umher; er verſuchte, ſich aufzurichten. Vor ſeinen Augen begann es zu flimmern. Die gärende Finſternis riß entzwei in glühendes Weiß; kaltes Licht durchzitterte wie Schnee die Nebel, gleichmäßig, ohne Schatten, ohne Bilder, ohne Ende, ohne Umriſſe — eine weiße, unendliche Wolke, ſilberner Nebel ohne Lichtquelle, eine Umkehrung der Nacht: Licht in Bewegung ohne Strand, Licht, das in ſich ſelbſt aufgeflammt war, das in ſich zurückfloß, das blendete und lockte, das die Augen in die Ferne riß, die ſo nahe ſchien, daß der junge Menſch die Arme aus der bisherigen Lage zwang, in der ſie mit dem Körper verwachſen ſchienen, daß er ſie ausſtreckte, die weiße Ferne zu ertaſten, daß er um ſich griff, das Licht zu fangen und feſtzuhalten, daß er ſich emporſchob vom Boden, zitternd, ſchwankend, zurückfallend, kriechend, den Kopf emporgereckt in die unverwandte Mitternachtshelle dieſer Eisnebel, gleitend in froſtige Abgründe, in denen Waſſer und Schnee ſich miſchten, aus dem das Licht zu kommen ſchien.

Er fror. Und doch war er glücklich, daß die Nacht

vergangen war. Seligkeit lag in dem Zustand, der ihn umfing, Seligkeit in der Bewegung über der Kühle des Eisfelds, Seligkeit in der weißen Glut der Höhe, in der Widerspiegelung der Tiefe, in der Sehnsucht der Ferne, in der Wirklichkeit der Nähe — Seligkeit auf blassen Händen, in ungelenken Gliedern, die über schwankende Wolkennebel glitten, nicht wissend, ob langsam, ob schnell, einem unbekannten Ziele entgegen, der Weite zu, dem bleiernen Schein folgend, der hinter ihm zusammenschlug und sich vor ihm öffnete.

Unendlich lang dauerte dieser selige Kampf, der die neu erwachte Eigenbewegung dem bewegten Nichts, dem flutenden Lichtgrau entgegenwarf, der Müdigkeit erzeugte in der Übersteigerung des Einmaligen, des unfaßbar Großen, des flüssigen Silbers, der wallenden Unsicherheit — immer wieder, immer wieder, bis neue Nacht sich senkte auf die fremde, unsinnliche Welt.

Aber diese Nacht war anders als die Urnacht vor dem Licht, sie gor nicht mehr in ihren Tiefen, sie mischte sich nicht aus verronnenem Purpur und Blau, finsterem Grün und schwärzlichem Gelb: sie war Friede und Erlösung von der Unendlichkeit des Lichtes ohne Strahl, war ruhende Finsternis, ungeteiltes Dunkel, verschleiernder Schlaf.

Berthold schlief ein, unendliche Freude im Herzen, weil er das Licht empfunden nach dem Erwachen aus der Betäubung, nach dem Vergessen des Weges, den er vordem gegangen, des Falles, der ihn in die Tiefe gewälzt, nach der Erstarrung, die er von sich geschüttelt — und nur ein tiefer Begriff verschwisterte sich mit dieser

Seligkeit im Einschlummern auf der weichen Erde, wie das Wiegenlied einer Hoffnung, die einsam über Welten singt:

„Das Dasein ist gut! das Dasein ist gut! das Dasein ist gut!"

Dann senkte sich Stille in seine Seele, in der sich neue Kraft aufspeicherte aus unbekannten Quellen des Werdens und der Verbundenheit mit dem All, wissend, daß die Fülle der Stoffe umher, die Wurzeln des eigenen Seins und der Urgrund des lichtgrauen Silbernebels aus einem gemeinsamen Schicksal fließen, das jenseits aller Grenzenlosigkeit des Daseins und der Urnacht liegt — das segnende Fülle ausgoß wie Güte aus dem starken Gefühlsstrom eines fernen, überweltlichen Geistes, der alles durchdringt und verklärend beseelt, was die Dämmerung dieses Tages getroffen hatte.

★

Als Berthold erwachte, war er müde und konnte sich nicht erheben. Aber die Seligkeit, welche das alles erfüllende Sein in seine Seele gestrahlt hatte, war lebendig geblieben und wallte leise durch seine Glieder. Er mußte in der Unsicherheit des Weges weitergeglitten sein. Doch auch hier konnte er sich mit den geschwächten Sinnen nicht zurechtfinden. Laue, fließende Luft drang in seine Lungen. Er atmete tief und befreit. Abermals war ihm, als würge ein Schrei in seiner Brust und Schluchzen in der stummen Kehle. Tränen brannten in seinen Augen. Es kostete ihn qualvolle Anstrengung,

den Weinkrampf zu überwinden, welcher kein Gegensatz war zum Gefühl seiner Seligkeit. Er versuchte zu rufen, und ein klagendes Wimmern entquoll seinem Munde, löste die Spannung des Herzens, brach sich Bahn in stammelnden Lauten, in denen Freude und Schmerzen sich mischten.

Licht stieg wieder empor, funkelnd und klar wie eine Erinnerung — durchblitzte die Nacht mit einem einzigen Schlage, glühte in weißer Dämmerung überall, in Nebeln umher, in der Höhe über ihm, in silberner Welle, in schimmernder Weite.

Doch ein Wandel ging vor sich, den der junge Mensch am Vortage nicht bemerkt hatte. Über ihm sanken die grauweisen Nebel: gelbliches Licht streifte die Ferne, wolkiges Gold schob sich darüber, rosiger Schein flammte auf, rot und röter, bis er mit violettem Schatten im Hellblau verschwamm, das die Nebel besiegte, das Rot überdeckte, das Gelb ertränkte in der grenzenlosen Bläue des Alls. Ja, es war blauer Himmel, der sich ausspannte von den Rändern der Erde, Blau, das sich wölbte in gläsernem Kreise, dunkelnd unter lichter Glocke, sich aufhellend im höchsten Gipfel der Welt, sich ineinander bewegend und zurückfließend in sich selbst.

Das Licht war nicht aufreizend, fiel wie neuer Schlummer in die Seele, riß nicht fort in die Weite, kam auf Berthold zu, umschmeichelte ihn, blieb bei ihm, wiegte ihn. In der blauen Breite wehte der warme Wind, floß die köstliche Luft, faßte ihn, war Wille und Lust, mit ihm davonzufliegen, ihn in die Höhe zu tragen, ihn ins Tal zu senken. — Aber er regte sich nicht.

Kein Wunsch war in ihm, nichts drängte ihn als die dauernde Seligkeit, die in seinen Ohren zu einem tiefen, verlangenden, einschläfernden Summen ward — nichts als die Luft, die schwachen Duft hauchte, seinen Mund mit Wohlgeschmack erfüllte, die Haut des jungen Leibes streichelte und kräftigte.

Sehnsüchtig war all dies Gefühl. Und doch empfand er nicht Hunger und Durst, nicht den Drang sich zu erheben, sich zu bewegen wie am ersten Tag, zu kämpfen um das neuerwachte Leben.

Er lag unter der wallenden Wölbung, ohne zu forschen, wo er sich befand, was seinen Körper stützte, wie seine Umgebung sei.

Er wartete, was sich begeben werde, ob der Himmel sein Blau behielte, ob er sich ihm hingeben könne in Ewigkeit. —

Aber nach langer, langer Zeit wurde der blaue Schein blasser, wurde in den Tiefen der Ränder grünlich, rötete sich an einem Ende, streifte sich farbiger als am Morgen — und erlosch in der zweiten Nacht, die Berthold umfing mit neuem, dunkelndem Schlaf, der auf die Erde sank und seine Augen bedeckte.

★

Als Berthold erwachte, war er lange im Zweifel, ob er träume, oder ob es Tag sei, und er nicht imstande wäre, denselben zu erkennen. Nichts war übrig geblieben von dem farbigen Glanze, den er gestern gesehen, und je mehr er sich des Lichtes zu erinnern suchte, desto mehr kam er zu der Überzeugung, daß der sonnenlose

Tag in ihm selbst aufgestrahlt war, daß er ihn erlebt hatte in seiner Seele und im Innern seines Wesens, nicht aber in der Wirklichkeit um ihn und nicht in den Dingen, zu denen er „Du" sagen konnte, ohne zu wissen, wer sie waren.

Er tastete umher. Sein Körpergefühl sagte ihm, daß er liege; seine Hände faßten Decken und Kissen, in die er gebettet war. Sein Leib war warm und ausgeruht, aber um sein Haupt war es dumpf, und fremder Druck war um seine Stirn gelagert.

Er griff nach dem Kopfe. Verbände umhüllten die Schläfen, zogen sich über die Augen, waren im Nacken verschlungen und über dem Wirbel geknotet.

Berthold erinnerte sich deutlich, daß er blind sei, ohne zu wissen, wer ihm dies gesagt hatte. Die Helligkeit der Tagesfarben war ein Traum gewesen, ein Spiel seiner Nerven, die er auch jetzt in den Augenhöhlen sterben fühlte in zuckendem Kampf, so daß er unter dem Verband das geronnene Licht zu sehen meinte, ein Gewoge, in welchem Gelb, Rot und Blau erstarben und Grün, Orange und Violett ins Nichts verdämmerten.

Schmerzen empfand er nicht. Seine Hände glitten suchend weiter und tasteten über das Linnen der Tücher zu dem Satin der Decken und zum Holz des Bettrandes, das glatt und kühl war, wenn die Fingerspitzen darüber fuhren, bis sie über sich das Kopfende fanden — eine weite, ebene, ungetrübte Fläche, über die der Handrücken hineilte mit merkwürdiger Schnelle.

Wenn Berthold die linke Hand ausstreckte, stieß er an eine Wand, die mit rauher Tapete bekleidet war.

Gleichzeitig schob er die Rechte über den Bettrand hinaus, in die freie Luft, in einen unendlichen Raum, den er durchmessen konnte, bis er den Rand einer Marmorplatte fand, an der hin und her zu gleiten ihm immer neue Freude bereitete. Er hatte die Vorstellung des weißen Steines in sich und war erfüllt von dem sinnlichen Eindruck der kühlen, harten Kante unter der tastenden Hand.

Dann lag er regungslos. Er horchte in den Raum, in welchem er lag.

In einiger Entfernung tickte eine Uhr mit leisem Pendelschlag. Sie mochte fünf Schritte von dem Bett entfernt sein. Von der Seite, wo das Tischchen mit der Marmorplatte stand, strömte kühle Luft, und Berthold hatte unwillkürlich die Vorstellung, daß sich dort ein geöffnetes Fenster befinde. Einzig von dort auch kam ein Geräusch, ein gleichmäßiges Flüstern in der Stille, die von keinem Schritt, von keinem Laut unterbrochen war. Es mußte Wasser sein, das draußen diesen siedenden Ton erzeugte. Es plätscherte, sang, gurgelte, rauschte auf, brodelte immer wieder, war ein Quell lebendiger Flut, ein schäumender Springbrunnen kühler Geräusche, von dem Berthold glaubte, er werfe seinen Wasserstrahl in die Dunkelheit der Nacht, die vor dem Fenster liegen mußte wie vor seinen Augen, in der sein Leib, das Lager mit den Decken, das Zimmer, die Uhr und der Raum vor dem Fenster bis an die Grenze der Unendlichkeit ertrank.

Nur das silberne Lachen des Wassers war lebendig in dieser Nacht und sein eigenes Bewußtsein, das

sich mit Sehnsucht füllte nach Leben, nach Dingen.

Er breitete die Arme aus, als wolle er den dunklen Raum umfangen und das Plätschern des Wassers erfüllen mit eigenem, neuem Sinn.

Sehnsucht drängte in ihm, hob ihn empor in den Kissen, ließ ihn die Decke zurückschlagen und das Haupt in die Höhe richten.

Ihn schwindelte, aber er blieb aufrecht und lauschte zum Fenster hinüber, bis das Blut in seinem Gehirn sich beruhigt hatte, bis er tastend und suchend vor seinem Lager stand und mit vorgestreckten Händen in den leeren Raum schritt, langsam, zögernd, mit gefesselten Füßen, von Unsicherheit gehemmt.

Er stieß an einen Stuhl; seine Hände griffen auf einen Tisch, dessen weiche Decke er langsam betastete. Sie zogen Kreise über den Samt, der seine Haut bürstete, fanden den linnenen Läufer und stießen an den Fuß einer Vase, die bei der Berührung leise schwankte.

Unwillkürlich fuhren die Hände Bertholds in die Höhe und umfaßten kühle, glatte Blätter und die Köpfe kleiner hängender Blüten. Er fühlte ein Bild in sich aufsteigen, hinter den Augenhöhlen, in seiner Seele, das sich veränderte, je weiter er tastete und je mehr andere Blütenformen seine Hand ergriff. Das bleiche Weiß von Maiglöckchen tauchte in ihm auf, Der Purpur von Rosen und das traubige, buschige Blau des doldigen Flieders.

Er konnte dem Verlangen nicht widerstehen, die Blumen in die Hände zu nehmen und ihren Duft einzusaugen. Wassertropfen rieselten kühl durch seine Fin-

ger, und kühler, wohlriechender Hauch streifte sein Gesicht, das sich tief in die Blüten und Blätter senkte.

Das Rauschen des Springbrunnens flüsterte lauter, und Berthold ging langsam bis zu der Brüstung des Fensters, an der er stehen blieb, um immer wieder die geöffneten Lippen und Nüstern über die Blumen zu tauchen, von denen Wohlgeruch aufstieg wie der Weihrauch neuer Offenbarung.

Sein Geist konnte sehen. Er erblickte den Wald am Abhang der Berge, schattig und grün, auf dessen Boden die langen, spitz zulaufenden Blätter der Maiblumen standen, auseinandergedrängt von den weißen Glocken ragender Rispen.

Er sah tausend Zentifolien, die in den Gärten am Flusse blühten, wenn der Rosenmonat kam und leuchtende Farben in alle Winkel streute — weiße Rosen in grünen Büschen, hellrote Blätter auf rundlichen Beeten, gelbe Knospen, die keusch in der Morgenfrühe schwankten und sich entblätterten unter der Glut der Mittagshitze; purpurne Blumen in verlangender, brennender Glut.

Er sah den Garten des Oheims und den Fliederstrauch an der Terrasse, unter dem der gedeckte Tisch stand in Junitagen, sah die grauen Sandsteinfliesen, auf welche der veredelte Kirschbaum gefüllte Blüten streute, die der Wind verwehte, bis sie in den Halmen des Rasens hängen blieben, von bunten Blumen umsäumt.

Und doch war es Nacht ringsumher — stille, einsame, lichtlose Nacht —, von nichts erfüllt als dem

Rauschen des Wassers da draußen und dem Klopfen des eigenen Herzens.

Aber auch im Rauschen des Brunnens klang Licht. Berthold sah die durchsichtige Flut in sich, aus der silberne Perlen stiegen, weiß aufschäumend, wenn das Naß überquoll über den Rand des Beckens und sich sammelte in der kräuselnden Fläche steinerner Schalen.

Nur wenn er den Kopf vorbeugte, um deutlicher zu sehen, war die Nacht vor ihm und verschlang alles, was sich in ihm malte. Dunkel stieg aus Abgründen, undurchdringlich, heiß, betäubend, so daß sein Ohr nach einem Klange suchte, an dessen Wirklichkeit und Klarheit er sich kühlen konnte. —

Er lauschte in die Ferne. Dort — dort — war ein langgezogener, silberner Ton, ein Schluchzen hinter dem Murmeln des Wassers, ein perlendes Weinen, die silberne Kühle, nach der er sich sehnte, die Wirklichkeit der Sinne — Überwindung der Erinnerung, Sein in neuer Gegenwart. Dort sang eine Nachtigall.

Berthold wußte nicht, wie lange er dem Lied in der Ferne und dem Rauschen des Brunnens gelauscht hatte. Aus der nächtigen Weite kam Sehnsucht auf ihn zu, einen Menschen zu finden und einer Seele zu begegnen, der er vertrauen konnte und die ihm vertraute. Und gleichzeitig fühlte er die Stimme der Entsagung, die süß war wie der Gesang der Nachtigall.

Er wußte, daß sich die sehnsüchtigsten aller Sänger zu Tode klagen, wenn man sie einfängt — und, wie man früher zu tun pflegte, der Augen beraubt, damit stets die tiefe, unheimliche Nacht sie umgebe, die sie

schluchzen macht in der immer wiederholten Zuversicht: „Sie kütt, sie kütt, sie kütt!"

In seiner Seele klangen die Worte aus dem Märchen von Jorinde und Joringel, und er sprach leise die Zeilen vor sich hin, in der Mundart, in welcher er sie vor langen, langen Jahren gelesen hatte:

„Ever se kütt nie un nimmermeh, wann se jejange is, un de Liev von de Mensche is nit wie de rut Wunnerblum im Verzellche, vor der de Düre upspringe un de Truer verschwind vor Freud, weil mer sieht, se kütt, se kütt, se kütt!"

Berthold dachte an Stefanietta und erkannte: Wenn durch unser Leben die Liebe des Märchens gegangen ist, wenn sie uns festgebannt hat wie Joringel vor dem Zauberschloß, daß wir nicht Fuß noch Hand regen können und nicht mehr lachen und weinen dürfen, bis das Schicksal, die böseste aller Zauberinnen, kommt, um uns das Schönste im irdischen Leben wegzufangen und uns fortzuschicken wie den Hirtenbuben im Märchen, dem nichts blieb, als die Schafe des Alltags — wenn uns dies im Leben begegnet, dann verwandelt sich in uns wohl diese Liebe in das Lied und die Sehnsucht der Nachtigall, und unser Tag wird zur Nacht selber, die das Lied Jorindens in uns gebiert:

Aber die rote Wunderblume mit der Perle aus silbernem Tau im Kelch, die alles Verlorene zurückbringt — gibt es im Leben nicht und darf es nicht geben; denn was wäre das Lied der Nachtigall und die Schönheit, die unsere Leiden verklärt, wenn es eine irdische Brücke gäbe zur Seligkeit, von der nur die

sterbende Sehnsucht weiß? Und was wäre die Sehnsucht der Menschen, wenn sie nicht ein Schrei des Verlangens wäre nach Gott und nach Ewigkeit!

Ende